Eduard Mörike

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Eduard Mörike.

M694
Yf

Eduard Mörikes Leben und Werke

Dargeſtellt von **Karl Fiſcher,**
Gymnaſialdirektor in Wiesbaden.
Mit vielen Abbildungen

6940
20/4

B. Behr's Verlag
(E. Bock) • 1901.
Berlin W. 35 • •
• • Steglitzerstr. 4.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort V

1. Kapitel: Heimat und Familie, Kinder- und Knabenjahre 1804—1818 . . . 1

2. „ : In Urach 1818—1822 16

3. „ : Auf der Universität 1822—1826 39

4. „ : In Sturm und Drang 1826—1834 67

5. „ : Im Pfarramt 1834—1843 114

6. „ : Fränkische Ruhejahre 1843—1851 162

7. „ : Am Katharinenstift 1851—1866 182

8. „ : Lebensabend und Ausgang 1866—1875 210

Anhang I. Uebersicht über die Quellen 229

II. „ „ „ Litteratur 231

III. Bemerkungen 232

Vorwort.

Biographie soll keine Rezension sein,
Darum muß die Liebe sie schreiben.
Hebbel.

Mörike kann nach seiner Eigenart zu keiner bestimmten litterarischen Richtung oder Schule gerechnet werden. Als lyrisches Genie wurzelt er im Boden seines Stammes und gedeiht in Luft und Licht seiner Nation. Wie er ein ganzer Mann war, so war er auch ein echter Künstler. Es lag in ihm nicht bloß der Dichter, sondern auch der Musiker, der darstellende Künstler, Mimiker und Schauspieler. Mit einer überreichen schöpferischen Phantasie verband er eine außerordentliche Energie des inneren Schauens, plastische Darstellungsgabe, schöpferische Sprachbildungskraft und sprachliche Treffsicherheit. Was im Dämmerlicht der Menschenseele sonst wort- und sprachlos ruht, ergreift er begrifflich, faßt es in sprachliche Form und läßt es in vollendetem Wohllaut vernehmen. Wie er die Natur beredt zu machen weiß, so umschweben ihn die heitere Harmonie, das reine Ebenmaß und die bezaubernde Anmut der Antike; mit der Kraft göttlichen Humors weiß er sich über die Thorheiten und Uebel dieser Welt zu erheben und sein zartes Herz zu umhegen. Wahr, tief, klar, rein und innig wie sein ganzes Denken und Fühlen ist auch seine Dichtung. Seine hohe Auffassung von der Poesie, sein künstlerisches Gewissen bewahren ihn vor jeder Nebenabsicht, jeder Tendenz; seine Werke sind die Früchte, die am Baume seiner Erfahrungen wachsen

und reifen. Wer sie ganz und recht genießen will, muß des Dichters Leben und Wesen kennen.

Unser Volk hat als ganzes Mörikes Genie nicht erkannt; weder in der Litteraturgeschichte noch in der darstellenden Kunst ist er ausreichend gewürdigt worden; nur in der Tondichtung hat er volles Verständnis gefunden, nur in diese Kunst ist er mustergiltig übertragen worden: von Fr. Kauffmann und Hetsch bis auf Hugo Wolff*), den unglücklichen, genialen Künstler, dessen Name unvergänglich mit dem Mörikes verknüpft wäre, hätte er auch nur den „Gesang Weylas" mit seiner visionären Perspektive und majestätischen Getragenheit geschaffen. —

Für die vorliegende Biographie sind außer den gedruckten und ungedruckten Werken des Dichters seine Briefe und Tagebücher, soweit sie zugänglich waren, verwendet worden. Außer dem bisher noch nicht benutzten Teil des Nachlasses sowie zahlreichen schriftlichen und mündlichen Mitteilungen aus dem Verwandten- und Freundeskreise Mörikes konnten die handschriftlichen Schätze der Königl. Bibliothek in Stuttgart, des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar, des Schillerhauses in Marbach, die Akten des Seminars in Urach, des Stifts in Tübingen u. a. verwertet werden.

Es ist also ein ziemlich umfangreicher wissenschaftlicher Apparat — der Anhang giebt eine genaue Uebersicht —, auf den die Biographie aufgebaut ist; ihn ganz im Hintergrunde zu lassen war ich stets bemüht, da der Anblick des wissenschaftlichen Skeletts einer Biographie deren Lektüre nicht genußreicher machen kann. Ich habe dabei den Dichter, soweit als möglich, sein Leben und Wesen vor den Augen des Lesers gleichsam selbst aufbauen lassen, denn des Lesers Interesse gilt dem Helden und seinen Werken, den Ausführungen des Darstellers nur so weit als sie jenem Interesse zu dienen verstehen.

Des Dichters Werke im Einzelnen zu behandeln, behält sich der Verfasser für eine spätere Gelegenheit vor, dasselbe gilt von den noch zur Verfügung stehenden ungedruckten und für die Veröffentlichung

*) H. Wolffs Mörikelieder (55) sind bei Heckel in Mannheim erschienen.

geeigneten Stücken; was davon hier abgedruckt ist, trägt 2 Sternchen; die mit einem Sternchen bezeichneten Stücke sind entweder an weniger zugänglichen Stellen gedruckt, oder durch falsche Lesorten entstellt.

In die Uebersicht über die einschlägige Litteratur, die ebenfalls im Anhange steht, habe ich nur die Schriften aufgenommen, die unmittelbar zur Sache gehören, ungenannt blieben darin nicht bloß die Litteraturgeschichten, sondern auch die Werke, die nur eine vereinzelte Auskunft geben; soweit es nötig schien, sind diese Schriften in den Bemerkungen angegeben. Die Schrift von E. Kuh habe ich mir trotz aller Bemühungen nicht verschaffen können.

Kritische, litterarische ꝛc. Bemerkungen und Nachweise sind ebenfalls in den Anhang verwiesen.

Zum Schluß spreche ich allen denen, die mich in meiner Arbeit unterstützt und gefördert haben, auch hier meinen verbindlichsten Dank aus, namentlich der Wittwe des Dichters, Frau Professor Mörike, und seiner Schwester, Fräulein Clara Mörike, die mit immer gleich bereiter Güte der Wißbegier des Biographen zu dienen wußte; sowie den Verwaltungen der oben genannten Anstalten, insbesondere dem Herrn Oberbibliothekar und den Herrn Beamten der Königlichen Bibliothek in Stuttgart.

Wiesbaden, im Juni 1901.

Karl Fischer.

Ludwigsburg im Anfang des 19. Jahrhunderts.

Erstes Kapitel. Heimat und Familie, Kinder- und Knabenjahre. 1804—1818.

Es ist ein ungleiches Geschwisterpaar, das etwas nördlich von Heilbronn in den Neckar geht: die geschwätzige, schnelle Jagst und der stille, gemächliche Kocher. Mit Bedacht geht er um die Berge und Hügel herum, die ihm den Weg verlegen, und eine gute Meile vor seinem Ziele kommt er an einem Hügel vorbei, auf dem sich der Länge nach ein Städtchen hinaufzieht, das nach dem braven Kocher zubenannt wird. Aber da oben ist noch ein anderer, der auch schon Karls des Großen Tage gesehen haben soll, ein Riesenbaum, von 90 Steinsäulen gestützt: die große Linde; so heißt das Städtchen auch Neuenstadt an der Linde, oder an der großen Linde.

An heißen Sommertagen flüchten die Menschen in den tiefen Schatten des mächtigen Baumes, und die Kinder freuen sich des hochgelegenen, geborgenen Spielplatzes im Regen wie im Sonnenschein; sie rufen hinunter in das Kocherthal und horchen nach Bürg zu, ob von dem alten Schloß der Gemmingen der Wiederhall kommt. Es giebt auch immer einige kleine Mädchen, die sich dicht

an die Hecke drängen, um hinüber zu sehen in Hof und Garten des Frauenstifts, vielleicht, daß das liebe Fräulein Clara kommt mit ein paar Blumen, oder noch etwas Besserem. Vielleicht darf auch eine einmal mit in den großen, dunklen Park mit den herrlichen Bäumen, den schattigen Plätzen, dem geheimnisvollen Turm. Ja, was war da früher für ein fröhliches Leben und Treiben in dem gastlichen Haus, in Garten, Hof und Park; da kamen die lustigen Gäste immerfort, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß; da gab es Tanz, Gesang, Spiel und Lust aller Art, Tag für Tag. Ja, da war der Herr Dr. Mörike noch jung, ein immer freundlicher Gastgeber und ein fröhlicher Jägersmann, und erst die junge Frau Doktor: wie schön schallte ihr Gesang durch Haus und Garten, und welche Pracht und Lust war es, wenn sie im blauen Sammetgewand den schwarzen Hengst durch Flur und Wald tummelte und ihre schönen Tirolerlieder vom Sattel sang.

Jetzt geht es still und gemessen in Haus und Hof her; alles haben die einst so gastlichen und fröhlichen Besitzer geschenkt zur Errichtung des Frauenstiftes, des Dr. Mörike-Stifts. Der gütige Geber ruht längst drüben auf dem geruhigen Friedhof, der so idyllisch zwischen die ländlichen Gärten hineingebettet ist, auf dem auch seine Eltern und Vorfahren liegen, die die Mörikes nach Württemberg verpflanzt haben.

War da anno 1694 in der Hof- und Stadtapotheke — eine kurze Zeit hatte eine Seitenlinie des Württembergischen Hauses in Neuenstadt Hof gehalten — ein schmucker Provisor weit her aus den Kurbrandenburgischen Landen angekommen, mit Namen Bartolomäus Mörike, Sohn des Anton Mörike, „Gerichts- und Holzhändlers" zu Havelberg. Und anno 1707 gab es große Hochzeit in der Apotheke, da verheiratete sich Bartolomäus mit der verwittweten Frau Hof- und Stadtapotheker Auguste Marie Vischerin. Der älteste Sohn aus dieser Ehe starb frühe, der zweite, Albrecht Ludwig, übernahm 1734 die Apotheke, der jüngste, Carl Friedrich, wurde Bürgermeister des Städtchens. Albrecht Ludwig nahm zur Ehe Christiane Wolters, die in 6. Linie von Martin Luther abstammte, daher in der Familie der schlichte silberne Trinkbecher des großen Reformators aufbewahrt wird. Während ein Sohn Albrecht Ludwigs später die Apotheke übernahm — und von dem stammt jener Dr. Karl Abraham Mörike, des Dichters Eduard Mörike Vetter und Begründer des Frauenstifts — studierte der andre, Gottlieb, die Heilkunde und wurde in der zweiten Residenz des damaligen Herzogtums Württemberg, dem „Trutz-Stuttgart", in Ludwigsburg Hofmedikus. Sein Sohn Karl Friedrich ergriff den Beruf des Vaters, vollendete seine Studien auf der Hohen Karlsschule, wo

er auch in der ersten medizinischen Abteilung am 20. April 1788 einen Preis davontrug, wurde Oberamtsarzt in Ludwigsburg und verheiratete sich am 23. Juli 1793 mit seiner geliebten Lotte, Tochter des Pfarrers Beyer in Beuren. Das sind die trefflichen Eltern unseres Dichters. Früh kehrte die Trauer in ihrem Hause ein, denn den Erstling ihrer Ehe verloren sie schon in den Kinderjahren. Aber reich gesegnet sollte die Ehe werden: 1797 wurde Karl, 1798 Luise, 1804 Eduard, 1807 August, sodann Louis, Adolf und Clara geboren.

Ludwigsburg war nach den glänzenden Zeiten Karl Eugens und den behaglichen des Herzogs Ludwig eine stille Stadt geworden. Durch schöne Gänge von Linden- und Kastanienbäumen trat man in sie ein; weite Straßen öffneten sich, die von niedrigen, gelbgestrichenen Häusern gebildet wurden und z. T. von Gras bewachsen waren; ziemlich in der Mitte lag der sehr große Marktplatz mit den beiden Kirchen und den bedeckten Gängen an den Häusern. Spielte hier nicht die Jugend, so konnte man wohl die Perpendikel der benachbarten Turmuhr gehen hören, und die einzige Bevölkerung in den Arkaden waren die Hühner eines italienischen Spezereihändlers, die sich wie ihr Herr nun erst ihres Daseins freuen konnten samt ihrem alten sorgsamen Hüter Pietro.

Da konnte wohl eine lange Zeit vergehen bis die Stadtfiguren in den Gesichtskreis traten: Der unförmlich dicke, maschinenartige Brunnenmacher Kämpf, der vormittags 10 Uhr in den Bären ging und eine halbe Kalbskeule mit dem entsprechenden Getränk genoß und zu Mittag für sich und sieben Freunde Essen bestellte, das er dann ohne Freunde verzehrte; vor seinem Atemholen sollen sich die Straßengräser verbeugt haben. Oft schoß an ihm wie ein lichter Sonnenfaden pfeilschnell der Perrückenmacher Fribolin vorbei, ein langgezogener, fadendünner Mensch in einem eng anliegenden, weißen gestrickten Wämschen, an das die langen weißen Beinkleider samt den Strümpfen angestrickt waren. Schlag 2 Uhr erschien ein nach französischer Mode aufgeputzter Herr in silbergrauem Frack, gelben ledernen Beinkleidern und Reitstiefeln mit Sporen, in der Hand eine Reitpeitsche, der die Bewegungen eines Reitenden mit wechselnder Gangart nachahmte und zuweilen rief: fort, fort, Schweißfuchs! Seine Pferdenarrheit hatte ihn um Vermögen und Verstand gebracht: nun mußte er ohne Pferd ausreiten. Regelmäßig tauchte auch der „Jakobele“ auf, ein kleiner, hagerer, alter Mann, in einem abgeschabten roten Rock mit verwitterten goldenen Borden, roten, struppigen, hinten in einen Haarbeutel gebundenen Haaren, der in einem Korbe den Straßenmist sammelte, den er auf seinen hohen Mistbau, höher als sein Haus, trug. War er nicht mit dieser Arbeit beschäftigt, so

schwadronierte er in den Gasthäusern — er war ein wohlhabender Mann — von den herrlichen Zeiten unter Karl Herzog, wie die Ludwigsburger sagten, erzählte die skandalösesten Geschichten und gebärdete sich auf die schamloseste Weise.

Ganz in der Nähe des Marktplatzes, an dem die Geburtshäuser Justinus Kerners und Fr. Theod. Vischers — auch David Strauß ist in Mörikes Vaterstadt geboren — liegen, befindet sich des Dichters Elternhaus, Obere Marktstraße Nr. 2, jetzt mit einer Gedenktafel versehen.

Ludwigsburg. Obere Marktstraße. Das mittelste Haus ist Mörikes Geburthaus.

In jener Zeit trat das heutzutage sehr einfache Haus recht stattlich durch seinen künstlerischen Schmuck hervor. Unter den Fenstern des ersten Stocks lief ein breiter Fries her, auf dem, in Sepia ausgeführt, Greife, von Arabesken umrahmt, prangten. Das Haus hatte — wie heute — nur ein Erdgeschoß und ein Stockwerk, das von einem verhältnißmäßig hohen Dach überragt war, unter dem sich ein ausgedehnter Speicher, mit allerhand Kammern und Gelassen, befand, zum Nutzen der Hausfrau und zu allerhand Versteck und heimlich-gruseligem Spiel der Kinderschaar. Hinter dem Hause lag ein geräumiger Hof mit einem schattigen Maulbeerbaum und weiter ein Garten mit vielen, vielen

Aepfel-, Birn- und anderen erfreulichen Bäumen. Freilich hieß es da auch wie einst im Paradiese: Von diesen Bäumen sollt ihr nicht essen! Neben dem Elternhause lag damals das Gasthaus zur „Kanne", für die jugendliche Neugierde, wenn auch keine genußreiche, so doch gar anziehende Nachbarschaft.

Samstag, den 8. September 1804, vormittags halb zwölf, wurde den glücklichen Eltern unser Dichter als „ein starker Sohn" — wie der Vater in seinen Kalender schrieb — geboren und acht Tage darauf, Samstag, den 15. September getauft. Des kurfürstlich-württembergischen Herrn Oberamtsarztes Jüngstgeborener gedieh vortrefflich und wurde das Abbild der Mutter: ein auffallend schönes Kind mit leuchtenden blauen Augen und blonden Locken, voll Schelmerei und kindlicher Lust, aber sanft, weich und lenkbar. Besonders gerühmt wurde bald seine Selbstbeherrschung und die zarte Rücksicht, die er seiner Umgebung bewies.

Es waren günstige Umstände und glückliche Verhältnisse, die den heranwachsenden Knaben umgaben.

Der Vater, ein Mann von stattlichem, männlich-schönem Aeußeren, von reichem Wissen und lauterem Charakter, lag mit Freude und Eifer seinem ärztlichen Berufe ob und pflegte, sobald er nur immer konnte, wissenschaftliche, auch philosophische Studien; so war er rastlos thätig und nahm an der Erziehung seiner Kinder nur allgemeinen Anteil. „Wenn er auf uns wirkte," erzählt Eduard, „so geschah es zufällig durch einzelne Winke, oder gewissermaßen stillschweigend durch den so liebevollen als ernsten Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit; ausdrücklich belehrend war seine Unterhaltung selten und gegen die Jüngeren, zu denen ich gehörte, fast niemals."

Die Mutter, eine zarte, ächt weibliche Schönheit von außerordentlicher Anmut, die nicht frei von Schalkheit war, und einer unerschöpflichen Freundlichkeit und Güte, besaß ein bezauberndes Erzählertalent, das sie mit gar manchen äußeren und inneren Eigenschaften auf unseren Dichter vererbte. Sie übte einen starken religiösen und sittlichen Einfluß auf ihre Kinder aus. „Durch ihre Zärtlichkeit," schreibt Eduard, „ihr reines Beispiel und durch ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, übte sie ohne studierte Grundsätze und ohne alles Geräusch eine unwiderstehliche, sanfte Gewalt über die jungen Herzen aus."

Unter den Geschwistern gewann zunächst Eduards älterer Bruder Carl den stärksten Einfluß auf ihn. „Was nur ein jugendlicher Sinn irgend Bedeutungsvolles hinter der Oberfläche der äußeren Welt, der Natur und menschlichen Verhältnisse zu ahnen vermag, das Alles wurde durch die Gespräche dieses Bruders auf einsamen Spaziergängen, wenn ich ihn manchmal auch nur halb

verstand, in meinem Innern angeregt; er wußte den gewöhnlichsten Erscheinungen einen höheren und oft geheimnisvollen Reiz zu geben; er war es auch, der meine kindlichen Gefühle zuerst mit mehr Nachhaltigkeit auf übersinnliche und göttliche Dinge zu lenken verstand."

In späteren Jahren war es namentlich seine Schwester Luise, ein Mädchen von ungewöhnlicher, erhabener Schönheit und tiefer, lebendiger Frömmigkeit, die sehr starken Einfluß auf den jüngeren, ihr mit ganzer Seele ergebenen Bruder besaß.

Der etwa drei Jahre jüngere Bruder August war ein guter Kamerad, dessen Gutmütigkeit manchen Streich decken mußte. Die Kinder sollten sich nicht selbst Obst aus dem Garten holen, da konnten die beiden jüngeren Brüder doch nicht immer widerstehen, an den Stielen der schönsten Früchte so lange zu drehen, bis ihnen eine Frucht in die Hand fiel; diese war aber die Augusts, des damals jüngsten, dessen Straffälligkeit noch mehr unter dem Kindheitsschutze stand als die des älteren Eduard. Dieser belohnte den Bruder und die Freunde seinerseits dann durch die Erzählung der schönsten Märchen und Gespenstergeschichten, die noch keiner kannte, denn der Bruder hatte sie erfunden. Und die Stimmen und Gebärden anderer konnte Eduard auch nachahmen; und Verse machte er auch schon, erzählte der Freund Ferdinand Jung, denn als sie zum Krämer gingen, da rief der Eduard: „Wir gehen mit einander und holen Koriander."

Eine Zeit lang war Eduard Gespiele des Prinzen Paul, der gar oft im schönen Kütschchen seinen Spielkameraden und ein kleines Mädchen fuhr; und als der Prinz ihm einmal sagte: „Da, nimm deine Mütze," da gab Eduard im derbsten Schwäbisch zurück: „Ach was Mitz, 's isch e Kapp!" Besonders stolz war der Knabe auf seine Husarenuniform, „scharlachen, fein, mit Silberschnörkelwerk besetzt" (Ged. S. 235), die er, mit dem Säbel umgürtet, durch Hof, Garten und Alleen der Stadt trug.

Gute Gerüche liebte Eduard beinahe mit Leidenschaft; darum vor allem war ihm der Besuch der Frau von Killinger im Elternhause besonders angenehm und erwünscht, namentlich wenn sie längere Zeit blieb, und der kleine Feinriecher dann sich etwas von ihrer wohlriechenden Pomade wegholen und dies an einer günstigen Stelle des Hauses zur besonderen Ergötzung der Nase aufstreichen konnte.

Von klein an hatte der äußerst lebhafte und aufgeweckte Knabe sehr viel Sinn für Musik, der dann auch im Elternhause, wo viel Hausmusik gemacht wurde, und ein sehr reger Familienverkehr herrschte, seine natürliche Pflege fand. Außer Frau v. Killinger und der ausgebreiteten Verwandtschaft ver-

kehrten regelmäßig im Elternhause Fried. Th. Vischers Eltern, der Vater war Pfarrer in Ludwigsburg, ferner der Leibmedikus Hardegg mit seiner Familie und der Rektor der Lateinschule Breitschwerdt, ein strenger Mann von steifer, militärischer Haltung, der einst in seinen Glanzstiefeln, wie in einem Köcher, Haselnußstöcke verwahrt hatte, sowie eine ältere Dame, die ausgezeichnet Klavier spielte und auch Unterricht auf diesem erteilte; es war Mademoiselle Voßler Schuberts gefeierte „Regina", die Pflegetochter des unglücklichen Generals von Bilfinger. Nun freilich war sie dichterisch nicht mehr zu preisen, sie prieste

Mörikes Eltern.

leidenschaftlich und liebte nicht minder den Gänsebraten, deren keiner bei Mörikes verzehrt wurde ohne ihre sehr thätige Teilnahme.

Unter den Freunden der Kindheit und ersten Knabenzeit standen ihm am nächsten Ferdinand Jung, der Sohn eines in der Nähe wohnenden Kaufmanns, und Hermann Hardegg; Fritz Vischer war 3 Jahre jünger und trat dem Dichter erst später näher.

Im Jahre 1811 kam Eduard auf die Lateinschule seiner Vaterstadt, die einst auch Schiller besucht hatte. Im Sommer 1812 schrieb er voll Selbstgefühl an Bruder Carl: ich kann schon tueor konjugieren, es geht mir gut in der Schule. Der Bruder Carl war immer die erste und letzte Instanz, namentlich bei brüderlichen Zwistigkeiten; so ist ein von „Carl Mörike" unterzeichnetes

Protokoll vom 5. April 1812 vorhanden, das auf blaues Packpapier geschrieben ist und ein förmliches Verhör der Brüder Eduard und August enthält. Frage: Wie lange lebt Eduard mit August in Feindschaft? Antw.: Seit 14 Tagen. Warum? der Bruder August sei immer so neidig auf ihn gewesen; zum Schluß: Versöhnung.

In der Schule wurde Eduard sein Sinnen und Träumen gar manchmal hinderlich, wie die bekannte Anekdote zeigt: Als er wieder einmal in seine Gedanken versunken da saß, fragte ihn der Rektor treffend: „Nun, von welchem Brückle hast jetzt eben wieder runter guckt?“ Trotzdem rückte er ganz regelmäßig auf und seinem Ziele näher.

So schien es auch den Eltern wünschenswert, daß der zur Musik außergewöhnlich beanlagte Knabe Unterricht im Klavierspielen erhielt. Ganz unerwartet kam ihnen nun dessen Widerspruch: „Ich will mich davor hüten, daß ich Klavier lerne, denn dann muß ich gerade wie der Hermann (Hardegg) überall mit hin und aller Welt vorspielen. Das thu ich nicht.“ Und dabei blieb er. Um so ausgedehnter aber, unter dem beständigen Einfluß einer nie rastenden Phantasie, wurden alle Knabenspiele betrieben. Ganz besonders beliebt waren die Spiele, die mit den wilden Kastanien getrieben werden konnten. Da zogen die Kameraden hinaus zu den schattigen Kastanienalleen, sammelten die braunen, glänzenden Früchte — daß sie „unschmackhaft“ waren, mußte gewiß oft geprobt werden — reihten sie auf lange Schnüre, hängten diese um den ganzen Leib und zogen umher „als wilde Menschen“; oder die Früchte wurden zur Munition im scharfen Knabenkrieg, daß es Beulen genug gab. Zeitlebens blieben die „unschmackhaften“ Früchte ihm „ein liebes Schaugerichte“ und zeigten ihm „die Prachtgehänge heimatlicher Schattengänge“.

Auch Drachen steigen lassen war, zumal auf dem großen Marktplatz, ein beliebtes Spiel; freilich fanden sie nicht selten ihr schnelles Ende an den Kränzen der beiden Stadtkirchtürme, wo sie dann lange, an den Schwänzen aufgehängt, zu bewundern waren. Oder es wurde mit Pfeil und Bogen fleißig auf dem großen Platze geschossen, und die zum Trocknen aufgehängten Kleidungsstücke des Turmwächters dienten nicht selten dem Uebermute zur Zielscheibe. Im Winter aber ging es die Abhänge in den Alleen und die abschüssigen Straßen auf Bergschlitten hinab oft bis in die Nacht bei Mondenschein, während der große Stadtsee die schönste Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen bot.

Bei Carls Theater durfte Eduard nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen, dafür mußte die Rumpelkammer auf dem Speicher mit ihrer gar geringen Wirklichkeit der mächtigen Phantasie des Knaben zu Diensten sein;

Räuberfangspiel wurde mit Vorliebe betrieben, mit Bogen und Pfeil auch in Garten und Hof geschossen, wie die Wilden thaten; und als die Knaben später die Homerischen Helden kennen gelernt hatten, da ergriffen sie jene und ähnliche Waffen, entledigten sich der Kleider und führten so Kämpfe auf, bis eines Tages eine Tante dem Getöse bis in den obersten Teil des Hauses nachging und den einen Helden als Adam antraf, während Eduard, der alle Schlupfwinkel kannte, sich rechtzeitig vor der zürnenden Dame in Sicherheit gebracht hatte.

Gerne aber gab sich der sonst so fröhliche Knabe auch sinnender Beschaulichkeit hin, sei es auf der Gartenmauer nach der „Kanne" zu, sei es an der Kirchhofsmauer oder auf dem Speicher. „Mit welcher Behaglichkeit konnte ich," erzählt er im Nolten, „wenn die anderen sich im Hofe tummelten, ganz oben an einer Dachluke sitzen, mein Vesperbrot verzehren, eine neue Zeichnung vornehmen! Es ist dort ein Verschlag von Brettern, schmal und niedrig, wo mir die Sonne einen besonderen Glanz, überhaupt ein ganz anderes Wesen zu haben schien, auch konnte ich völlig Nacht machen und — es war dies die höchste Lust — während außen heller Tag, eine Kerze anzünden, die ich mir heimlich zu verschaffen und wohl zu verstecken wußte." Oder: „Jüngere Kinder hörten des Abends gerne eine Märchen von dienstbaren Geistern, die mir mit Hilfe und Schrecken jederzeit zu Gebote standen. Sie durften dabei an einer hölzernen Treppenwand auf jenem oberen Boden zwei Astlöcher sehen, wo die zarten Gesellen eingesperrt waren; das eine, das ich mit einem dunklen Läppchen von innen verhängt hatte, verwahrte die bösen, ein anderes, worin der runde Knoten nur locker eingeschlossen stak, die freundlichen Geister; wenn nun am Abend die Sonne dahinter schien, so war der Pfropf vom schönstem Purpur brennend rot erleuchtet; diesen Eingang, so lange die Rundung noch so glühend durchsichtig erschien, konnten die luftigen Wesen gar leicht aus und ein durchschweben; unmittelbar dahinter dachte man sich in sehr verjüngtem Maßstabe eine ziemlich weit verbreitete See mit lieblichen, duftigen Inseln. Nun war das eine Freude, die Kinder, die andächtig um mich herstanden, ein Köpfchen um das andere, hinaufzulüpfen, um all die Pracht so nahe wie möglich zu sehen, und jedes glaubte in der schönen Glut die wunderbarsten Dinge zu entdecken; natürlich, hab' ich es doch beinahe selbst geglaubt."

Und was bot die Vaterstadt selbst und ihre nächste Umgebung dem phantasievollen, naturfrohen Knaben für Herrlichkeiten! Da war in der Altstadt das finstere „Hexengäßlein", von dem gar merkwürdige Dinge erzählt wurden; dann das Schloß mit seinen geheimnisvollen Baumgängen und dem zauberischen Schloßgarten mit der Emichsburg, einer künstlichen Ruine, wo er die Wind-

harfen flüſtern hörte; und jedes Jahr einmal durfte er hinunter in die unterirdiſchen Gewölbe, wo er die Ritter-Rüſtungen und ſonſtige Herrlichkeiten mit ſtummer, ſchüchterner Ehrfurcht betrachtete. Aus den dunklen Rüſteralleen ſchauerte es ihn wonnig-grauſig an; oder es ging hinaus durch die lichten Pappelalleen zu dem zauberiſchen Rokoko-Schloß am ſtillen See mit ſeinen ſieben duftigen Inſeln, die den Knaben an ſich lockten; oder er ſtürmte auf den Altan der Emichsburg, um in die friedliche, ſonnige Landſchaft hinauszuſchauen und ſein Herz der großen, geliebten Natur ſchwärmeriſch zu öffnen und hinzugeben.

Aber auch weiter hinaus kam er ſchon als Knabe, wenn er mit dem Vater auf die Praxis nach Benningen fuhr zu dem lieben Onkel Neuffer, dem Pfarrherrn daſelbſt, und der freundlich-gütigen Tante, der Mutter Schweſter; ſein Herz aber gehörte dem lieblichen Töchterchen des Hauſes, dem anmutigen, ſchalkhaften Clärchen. Dieſes Pfarrhaus, die Stätte ſeiner erſten Liebe, hat er dann in einer Zeichnung feſtgehalten, an deren oberem Rande noch ſteht: „O Herz, hör auf zu ſchlagen!“

In der Vakanz nahm ihn Bruder Carl zu Fußwanderungen mit, ſo zu deſſen Lieblingsplätzchen, dem „Schützenhäuschen“ bei Bettlingen, auf dem Wege nach Stuttgart zu, oder noch weiter hinaus in das herrliche Calwer Thal.

Blumen und Vögel und die Tiere des Waldes ſprachen zu ſeinem Herzen, ſeltene Steine waren ſeine Freude und weckten ſeinen Sammeleifer. Wer ſich ſein Herz gewinnen wollte, ſchenkte ihm dergleichen. Im Erdgeſchoß, das meiſtens an einzelne Herrn vermietet war, wohnte ein Herr v. S.; der liebte die herrliche Luiſe; ſo ſtand auch ihr jüngerer Bruder ſeinem Herzen nahe; er erhielt dann freundlich-werbende Geſchenke, ſo einſt einen Achat, der dem Knaben beſonders wert war; er hat ihn ſo gut bewahrt, daß er heute noch vorhanden iſt. —

Auf eine merkwürdige Weiſe wurde Eduard mit der deutſchen klaſſiſchen Litteratur näher bekannt. Eines Tages kam er mit blutendem Geſicht und zugehaltenem Auge, aber ohne Weinen und Klagen — Selbſtbeherrſchung auch im Unterdrücken körperlichen Schmerzes war ihm immer eigen — zu Schweſter Luiſe. Nachdem er ihr ſeinen Zuſtand als die Folge eines mißlungenen Pulverexperiments bezeichnet, und ſie ihn in eine hintere Kammer geführt hatte, legte ſie ihm zur Linderung Oelumſchläge auf die Wangen und gab ihm als Troſt ein Buch. Es war Goethes Götz; mit dem kroch er unter das mächtige Gaſtbett und erſchien nicht früher, als bis er das Buch durchraſt hatte.

Ganz heimlich mußte auch das Kramerſche und Spießſche Leſefutter beim Antiquar Naſt verſchlungen werden.

Da Eduards Vater nicht wünschte, daß einer der Söhne seinen Beruf ergreife, so blieb Eduards Beruf zunächst unentschieden. Mütterlicherseits lag die geistliche Laufbahn nahe, auch war ja eine Schwester der Mutter an den Pfarrer Neuffer verheiratet, die andere dagegen war die Frau des juristisch gebildeten Amts- und Stadtschreibers Dr. Planck zu Nürtingen. Von besonderem Gewicht war aber die Stimme des damaligen Regierungsrats, späteren Präsidenten des Consistoriums bezw. Obertribunals Georgii, der die Schwester des Vaters geheiratet hatte. Dieser riet, Eduard dem geistlichen Stande zu widmen.

„Im Jahre 1815," erzählt dieser in seiner Selbstbiographie, „erkrankte mein Vater auf bedenkliche Art. In Folge übermäßiger Anstrengung bei Gelegenheit einer in der Stadt und Umgegend ausgebrochenen Seuche, wobei er selbst zu Nacht sich wenig Ruhe gönnte, ward er sichtbar geschwächt, und es bereitete dieser Zustand einen Schlaganfall vor, der erstmals bei der besonderen Veranlassung eintrat, daß den sonst so kraftvollen Mann der Anblick seiner sterbenden Mutter aufs Aeußerste ergriff. Mit diesem Tage begann das Glück unseres Hauses in mehr als einem Betracht zu sinken.

Noch fürchteten wir nicht das Schlimmste; auf den Gebrauch des Wildbads zeigte mein Vater einige Besserung, er ließ sich nicht abhalten, seine gewöhnlichen Geschäfte wieder zu versehen. Wiederholte Bäder im folgenden Jahre thaten die erste Wirkung nicht mehr, er wurde hinfällig und mußte sein Amt übergeben. So war also der unermüdet fleißige Mann, welcher, wie seine unvollendet hinterlassenen Schriften bezeugen, der wissenschaftlichen Welt ebenso viel zu werden gedachte, als er in seinem inneren Wirkungskreise der Stadt und dem Lande durch persönliche Hilfeleistung gewesen war, nun auf einmal aus seiner gesegneten Thätigkeit für immer herausgerissen und in die äußerste Unmacht versetzt. Außer der ganzen linken Seite seines Körpers waren auch die Sprechwerkzeuge beinahe völlig gelähmt, das Gedächtnis auffallend geschwächt, selbst die Denkkraft hatte gelitten. Wenn nun das Vertrauen so Mancher, denen er seine Dienste gewidmet und im eigentlichen Sinn des Wortes geschenkt hatte, sich auch jetzt nicht wollte abweisen lassen und ihn mit rührender Zudringlichkeit bis in sein Krankenzimmer verfolgte, wenn er, die Feder in der zitternden Hand, den rechten Ausdruck suchte und nicht fand und er zuletzt mit unterdrückter Wehmut die Leute wieder entließ, oder, höchst reizbar wie er war, in einen Zustand ungemessener Heftigkeit geriet, sodaß ihm niemand, meine Mutter kaum, sich nähern durfte, wenn der jammervoll Dasitzende mich unter Thränen zwischen seinen Knien hielt und mir ein schwer zu erratendes Wort mit Liebkosungen gleichsam abschmeicheln wollte, um den anderen zu sagen, was er wollte — so

waren das Augenblicke des herzzerreißenden Elendes, die unauslöschlich in meiner Erinnerung stehen. Hier mußte der Knabe den Ernst des Lebens, dem er entgegenwuchs, und die Hinfälligkeit alles Menschlichen mit erschütternder Wahrheit empfinden."

In der Zeit, als die Eltern noch nach Wildbad gingen, führte Luise in Ludwigsburg den Haushalt, und aus dieser Zeit sind noch Briefe an die Mutter erhalten. Luise schreibt in ehrerbietiger Liebe, indem sie die Mutter mit „Sie" anredet; Eduard aber redet sie mit „Du" an und teilt in kurzen klaren Sätzen mit, was er sagen will. „Die liebe Luise," schreibt er, „spart mir zu arg," zum Schluß heißt es: „Deine Lehren, die Du mir in Deinem Briefe gabst, will ich befolgen." Die Unterschrift zeigt die festen klaren Züge des Mannes, wenn auch in lateinischen Buchstaben und mit ck, wie er sich in Tübingen noch schrieb. In diesen bangen Zeiten, wo sich, wie es in der Selbstbiographie heißt, die unerschöpfliche Liebe der Mutter, ihre Umsicht, ihre Geistesstärke, ihre fromme Treue auf eine unbeschreibliche Art offenbarten, rückten die Brüder innerlich und äußerlich einander näher und gaben diesem Verhältnis auch einen äußeren Ausdruck, wie es jener schwärmerischen Zeit und ihrer Jugend entspricht.

Am ersten Dienstag des Jahres 1817, Mittags, schlossen sie ein „brüderliches Bündnis" und verpflichteten sich gegenseitig es zu erneuern, sobald es verletzt wird. Ludwigsburg am 7. Januar 1817. Unterschrieben ist es: Karl Eberhard Mörike, Eduard Mörike, August, Ludwig und Adolf Mörike, hinter jedem Namen steht das Zeichen, an dem sie sich in Zukunft erkennen wollen. Anfangs März errichteten die drei ältesten einen neuen Bruderbund mit bestimmten Satzungen, in Paragraphen gefaßt; nach § 7 verpflichteten sie sich, ihre Bruderpflichten vor Gott und Menschen gewissenhaft zu erfüllen.

Die Leiden des Vaters nahmen zu: „In einer Nacht, wir Kinder schliefen schon, rief man uns unvermutet an sein Bette; er lag bewußtlos da und man erwartete sein Ende; wir knieten um ihn auf dem Boden, die Mutter betete und noch höre ich den Ton, womit das Lied von ihr gelesen wurde: „Gott der Tage, Gott der Nächte, unsre Seele harret dein." Hierauf entfernte man die Kinder, da sich die Auflösung noch länger zu verzögern schien. Am andern Morgen bei unserem Erwachen sagte man uns das ganz unfaßliche Wort, daß wir jetzt keinen Vater mehr hätten. Dies war den 22. September des Jahres 1817. Beim Leichenbegängnis trat der Oheim Georgii mit der Erklärung hervor, er wünsche mich zu sich nach Stuttgart zu nehmen und meine Bildung zu fördern, ein Anerbieten, das meine Mutter mit Dank, ich selbst mit Begierde ergriff." Bei dieser Gelegenheit rühmt Mörike auch den anderen

Oheim, Pfarrer Neuffer, damals schon in Bernhausen bei Stuttgart. „Von jeher," sagt die Selbstbiographie, „hatte zwischen ihm und den Meinen ein steter vertraulicher Verkehr bestanden; in seinem gastfreundlichen Hause war die reinste Anmut eines heiteren, geselligen Familienlebens zu finden, und so wie er mit seiner lieben Gattin einst in Tagen ungetrübten Glückes als Freund uns unzertrennlich nahe geblieben, erwies er sich auch jetzt, da sich so viel und immer mehr veränderte, als sorgsamster Berater einer Wittwe und der von ihm in Pflegschaft genommenen Waisen."

Auf eine so schnelle und traurige Weise hatte Eduards Ludwigsburger Zeit ein Ende genommen; sie ist mit all ihren Kinder- und Knaben-Erinnerungen an Haus und Garten, an Park und Springbrunnen, an die geheimnisvollen Schauer der dunklen Rüsteralleen und duftigen Seen, an die Rokokoherrlichkeit des Schlosses und an den lichten Zauber maigrüner Baumgänge, Felder und Wiesen ein fester Bestand seiner liebsten und freudigsten Erinnerungen und Stimmungen geblieben für sein ganzes Leben. —

Des Oheims Haus in Stuttgart gehörte zu den vornehmsten und angesehensten Pflegestätten höheren Geisteslebens in der württembergischen Hauptstadt. Auch äußerlich trat es für die damalige Zeit merklich vor andern hervor und zeigte im inneren den behaglichen Luxus der Rokokozeit. Der Garten hinter dem Hause war ganz im französischen Geschmack gehalten; im Sommer versammelte man sich zu gemütlichen Kegelabenden daselbst; in dem Gartensaale entwickelte sich zuweilen lebhaftes wissenschaftliches und litterarisches Treiben. Schelling, des Hausherrn Freund, trug z. B. dort im Jahre 1810 die Grundzüge seiner Philosophie vor; an Musikübung wird es auch nicht gefehlt haben. Der Widerschein dieses Ganzen ist in den Schilderungen altfränkischen Wesens und Lebens in der Novelle „Mozarts Reise nach Prag" bemerkbar. Der Hausherr selbst, aus einer hochangesehenen altwürttembergischen Familie stammend, trug noch das Zöpfchen und bewegte sich in den gemessenen Formen der alten Zeit.

Für den neuangekommenen Neffen, mit der tiefen Trauer im Herzen, war es zunächst nicht leicht, sich in dem vornehmen Hause und unter so viel hervorragenden Männern zurechtzufinden, doch der feine Takt seines ganzen Wesens half ihm auch hier auf die rechten Wege. Gar mancher hatte seine helle Freude an dem schönen, aufgeweckten und so bescheidenen Knaben, namentlich der Epigrammatiker Haug sprach ihn öfter an und gewann ein persönliches Ver-

hältnis zu ihm; Schelling dagegen ist ihm nie zu Gesicht gekommen. In der Selbstbiographie berichtet er über sein Stuttgarter Gymnasialjahr: „Mit wenig Worten kann ich meinen Wohlthäter (Georgii) als einen Mann bezeichnen, welcher durch manchen Zug seines entschiedenen Charakters an die Formen kräftiger Gestalten aus dem Altertum, wie sie durch Schilderungen uns überliefert sind, erinnern mußte. Mit einer gründlichen Gelehrsamkeit verband er die strengsten rechtlichen Grundsätze, die feurigste Liebe zum Vaterland, und wenn in dieser Richtung sein Eifer oft an Härte streifte, so war sein Wesen doch im Ganzen durch eine große Herzensgüte, vorzüglich aber durch den Geist eines lebendigen Christentums und einer wahrhaft demütigen Gottesfurcht gemildert. Von meinen Stuttgarter Lehrern erwähne ich mit besonderer Achtung und Anhänglichkeit den damaligen Herrn Professor (Karl Ludwig) Roth. Seine Behandlung war der Art, daß ich zum ersten Male in meinem Leben ohne Zwang zu lernen anfing."

Präsident von Georgii
nach einer Zeichnung Eduard Mörikes.

Auch hier zog sich der innerlich immer bewegte Knabe auf sich oder nur ganz wenig Kameraden zurück; poetische, besonders Theater-Neigungen traten schon deutlich hervor. Sein liebster Kamerad war der „Gustel", mit dem er sich ein kleines Theater gemacht hatte; und nun sollte es ans Spielen gehen. Aber die Mutter und der Oheim Georgii hielten seinen Umgang mit „Gustel" nicht für günstig und wünschten, daß sich Eduard von ihm trenne. Es wurde ihm sehr schwer. Denn damit mußte er auch das unter vielen Mühen und mancherlei Kosten gezimmerte und gepappte Theater aufgeben, er that es ohne Widerrede, so schwer ihm auch beides wurde; denn von so feuriger Natur und nicht selten leidenschaftlich bewegtem und festem Willen er war: in der heißen

Liebe zur Mutter und der ehrfurchtsvollen Dankbarkeit für den Oheim schwiegen seine heißesten Wünsche und seine mächtigsten Liebhabereien.

„Nun kam," schreibt er in seiner Selbstbiographie, „der Tag der Konfirmation heran, nachdem ich als Vorbereitung dazu den herzgewinnenden Unterricht des Herrn Prälaten von Flatt, damaligen Stiftspredigers, zu genießen das Glück gehabt hatte. Sein Segensspruch erinnerte mich mit rührenden Worten an meinen vollendeten Vater, und ich fand mich in meinem Innern zu dem stillen Gelübde bewogen, von nun an ernsthafter, frommer, fleißiger zu werden."

Frau Präsident von Georgii nach einer Zeichnung Eduard Mörikes.

Im Goethe-Schiller-Archiv befindet sich noch ein vergilbtes Blatt, am Tage vor der Konfirmation (wahrscheinlich am 2. Oktober) mit griechischen Buchstaben beschrieben; er habe geschworen, heißt es da, „von allen irreligiösen und faden Reden, die hier Ton sind, abzulassen." Und dann lateinisch: Deus fuit testis ꝛc. bis er sich zuletzt — ebenfalls lateinisch — fragt: und nach 14 Tagen? Dahinter steht mit Bleistift: „Ja".

„Sofort nach bestandener letzter Schulprüfung, schreibt er, dem sogenannten dritten Landexamen, ward mein Beruf zum Prediger entschieden ausgesprochen; im Oktober 1818 wurde ich mit mehr als 30 Zöglingen in die neu errichtete Klosterschule zu Urach aufgenommen."

Die Mutter brachte den Vierzehnjährigen an den Ort seiner nächsten Bestimmung.

Gesamtansicht von Urach.

Zweites Kapitel. In Urach.

Herbst 1818 — Herbst 1822.

In stürmischer Erwartung fuhr Eduard mit der noch tief gebeugten Mutter dem Ziele entgegen; wie pochte sein Herz, als sie in das bäche- und höhenreiche, wild- und waldesfrohe, buchenumrauschte Urachthal hineinkamen; freudetrunken ruhten die Augen auf den „besonnten Felsen, alten Wolkenstühlen, auf Wäldern schwer, wo kaum der Mittag lichtet." Und nach kurzer Rast ging es hinaus, die winkenden Herrlichkeiten der Natur in der Nähe zu erschauen: Durch die Waldesnacht hinauf nach Hohen-Urach, nach dem schäumenden, springenden Wasserfall und der Hochwiese mit ihren mächtigen Buchen und lauschigen Plätzen. Und wie leuchteten da zwischen den schattigen Buchen Ahorn und Eschen, Steinlinden, Vogel- und Maulbeerbäume, dunkle Tannen und zitternde Pappeln und Erlen. Und welche Pracht war erst im Frühling zu erwarten! Wenn die Frühlings-Gentiane ihr azurblaues Auge im grünen Rasen zeigt und die Herminien hervorkommen und die Orchideen, oder gar das zarte Blümchen,

einem Totenkopfe ähnlich, das aus dem Blute des unglücklichen Nikodemus Frischlin entsprossen sein soll.

Und abends in der behaglichen Stadtschreiberei war des Fragens kein Ende nach den Bächen und Bergen, den Türmen und Schlössern und nach dem in Trümmern liegenden Hohen-Urach, das Herzog Ulrich einst mit Philipp von Hessen dem schwäbischen Bunde abgenommen hatte, um es wieder an den grausamen Herzog Alba zu verlieren; wo einst der gelehrte Herr und Dichter Nikodemus Frischlin, in strenger Haft gehalten, zu fliehen versuchte und an den Felsen zerschellte.

Gar heimisch hatte den Knaben der Anblick der Stadtkirche berührt: die sah aus wie eine Schwester der lieben Stuttgarter Stiftskirche; gar fröhlich zu hören war ihm, daß das Wappen der Stadt Urach ein Jägerhorn mit drei Federn ist. Auch erzählte ihm der wohlerfahrene, gastliche Stadtschreiber vom Schloß und seinen Herrlichkeiten, darinnen Graf Eberhard im Bart mit Barbara von Mantua anno 1474 glänzend Hochzeit gehalten hatte, und Herzog Christoph, Württembergs weiser Fürst und Vater, geboren war. Im Kreuzgewölbe stehe der Stammbaum Graf Eberhards im Bart zu lesen, und an einer Stelle sei ein wunderliches Wappen zu sehen: Hund auf dem Helm, das Wappen der Baldegge, deren Stammschloß droben im Seeburger Thale liege, genannt das Marterschlößchen, von dem ein unterirdischer Gang nach Schloß Hohen-Wittlingen geführt haben soll. All die Herrlichkeit sei nun zu Ende, da der letzte Baldeck droben bei Münsingen auf der Jagd stürzte und ohne Leibeserben starb. Als dann der unterhaltsame Gastfreund darauf kam, daß an das Chor der St. Amandikirche das ehemalige Chorherrnstift stoße und mit diesem einen großen viereckigen Hof bilde, in dessen Mitte eine schattige Linde stehe, da witterte der natur- und lebensfrohe Knabe Kloster- und Seminarluft und fragte rasch nach den Türmen und hohen Giebelhäusern und dem Marktplatz der Stadt.

In die Träume des tieferregten Knaben schwebte das ehemalige Chorherrnstift, das mit dem Chor der St. Amandikirche ein so stattliches Viereck bildete, aber doch wohl hinüber, denn jetzt war es das Seminar — das Kloster genannt — in dem er die nächsten vier Jahre leben und arbeiten sollte, um sich vorzubereiten, für die hohe Schule in Tübingen.

Das Seminar zu Urach — diese Seminare boten damals in vier Jahren den Unterricht der vier oberen Gymnasialklassen — wurde im Herbst 1818 mit der Schülerabteilung, der auch Mörike zugewiesen war, — gegen 40 Schüler — eröffnet. Eine solche Schülerabteilung, die vier Jahre zusammenblieb, bis sie nach Tübingen ging und der folgenden Abteilung Platz machte, hieß eine Promotion.

Klöſterlich erſchien noch gar manches, was man da zu thun und zu laſſen, zu zeigen und zu verhüllen hatte. Die Tagesordnung war ſtreng geregelt. Zum Aufſtehen wurde ſommers nach 5, winters nach 6 Uhr geläutet; um $5^1/_2$ bezw. $6^1/_2$ fand die Morgenandacht ſtatt. Bis die Unterrichtsſtunden begannen — im Sommer 7 Uhr 5 Minuten, im Winter eine Stunde ſpäter — ſollten die Zöglinge auf dem Studierzimmer thätig ſein. Die Unterrichtsſtunden dauerten im Winter bis um 12, im Sommer bis um 11 Uhr. Um 12 Uhr folgte das Mittageſſen, darauf Erholungszeit, Recreation, bis um 2 Uhr, während welcher die Schüler das Seminar verlaſſen durften. Von da ab gehörte der Nachmittag wieder den Studien. Im Winter durfte von 2 Uhr ab kein Schüler mehr ohne Erlaubnis des Ephorus, des Direktors, ausgehen, im Sommer erſt nach dem Abendeſſen, bis zu der vom Ephorus beſtimmten Zeit. Zu Abend gegeſſen wurde im Winter um $6^1/_2$, im Sommer um $7^1/_2$ Uhr. Dann war wieder Erholung geſtattet im Winter bis um 9, im Sommer bis zur Abendandacht; um 10 Uhr mußten Alle zu Bette ſein.

Sekretär Mörike
nach einer Zeichnung Eduard Mörikes.

Alle Sonn- und Feiertage hatten die Schüler den Morgengottesdienſt regelmäßig zu beſuchen. Statt die Nachmittagspredigt an den genannten Tagen zu hören, verſammelten ſie ſich in dem Hörſaal, zum Anhören bezw. Abhalten eines oder mehrerer religiöſen Vorträge, die aus Predigt- und Erbauungsbüchern zu deklamieren waren. Das Ganze ſollte nicht länger als 1 Stunde dauern. Nach dieſer Deklamation gab es im Winter $1^1/_2$ Stunden, im Sommer $2^1/_2$ Stunden Erholungszeit. Auch die Ferienzeit war ſehr knapp bemeſſen: Oſtern 2 und Herbſt 3 Wochen.

Als Kleidung war vorgeſchrieben: Sonn- und Feſttags und bei allen Feierlichkeiten alles ſchwarz — nur die Halsbinde durfte weiß ſein — ſonſt

war auch dunkelblauer oder dunkelgrauer Rock gestattet, vorgeschrieben waren auch schwarze, „kein Geräusch machende" Stiefel, als Kopfbedeckung runder Hut, oder „anständige Kappe". Anscheinend gegen die stark aufgekommene altdeutsche Burschentracht gerichtet ist die einige Zeit darauf gegebene Weisung: „Daß die Brust bedeckt sein soll, versteht sich als Etwas, was zum Anstand überhaupt gehört, von selbst."

Wirtshausbesuch, Kartenspielen und Tabakrauchen waren besonders scharf verboten, verboten auch der Besuch der Apotheke, oder eines Kram-, Bäcker- oder Metzgerladens, oder irgend eines „Professionisten". Merkwürdig ist es, daß — zumal in der Kirche — keine Brillen oder Augengläser getragen werden durften.

Prokurator Mörike
nach einer Zeichnung Eduard Mörikes.

Eine für die Schüler sehr erfreuliche mönchische Erbschaft war die, daß jeder täglich ½ Maß Wein erhielt. Außerdem durfte der Famulus, der Seminardiener, auf Bescheinigung des Repetenten, Gehilfen des Ephorus, jedem Schüler in den beiden ersten Jahren seines Aufenthalts im Kloster wöchentlich 2—3 mal, in den beiden letzten Jahren wöchentlich 4 mal einen Schoppen Bier bringen. Trinkgelage, Compotationen, sind dagegen streng verboten.

„Während der Rekreationszeit, so bestimmte die „Normal-Verordnung für das Seminar Urach" ausdrücklich, ist den Seminaristen — mit Ausnahme der Abendrekreation im Winterhalbjahr — ohne weitere Anfrage und ohne Rücksicht auf die Witterung täglich erlaubt, außerhalb des Seminares spazieren zu gehen, oder Besuch bei Honoratioren und Verwandten des Orts zu machen. Verlängerung der Erholungszeit war nur alle 2—3 Wochen einmal gestattet, Reise-Erlaubnis während des Semesters nur einmal schriftlich vom Ephorus zu erbitten. Zeitungen sollten regelmäßig in der Rekreationszeit gelesen werden.

Die gewöhnlichste Strafe war die Carition, die Entziehung des Tisch-

weins, auf längere oder kürzere Zeit. Seltener war die Entziehung der Erholungszeit und der Reiseerlaubnis und die Beschränkung oder gar Entziehung der Vakanz; zu den schwereren Strafen gehörte schon „Inkarzeration mit schmaler Kost und bestimmter Beschäftigung."

Alle disciplinarischen Bestimmungen wurden sehr human gehandhabt.

Unterricht und Studien waren so geordnet, daß die Schüler durchweg 35—36 Unterrichtsstunden in der Woche — ausschließlich des Musikunterrichts — hatten.

Alle 4 Wochen fand an einem bestimmten Tage eine öffentliche rekapitulierende Prüfung in Anwesenheit aller Lehrer statt.

So wie der Gang in die Kirche und aus ihr immer gemeinsam im Zuge unter Führung eines Repetenten stattfand, so wurde jährlich zweimal eine gemeinsame Abendmahlfeier gehalten. —

In diese schwere und enge Rüstung mußte nun der Vierzehnjährige hinein. Und es ging nicht ohne Schwierigkeiten. „Mein Einstand, sagt er in der Selbstbiographie, war insofern nicht erfreulich, als mich gleich in der ersten Woche das Scharlachfieber in die Krankenstube sprach, worin ich über einen Monat zuzubringen hatte." Aber dieses Uebel brachte ihm andrerseits den Vorteil, daß er rascher mit seinen Kameraden bekannt wurde; jedenfalls trug ihm dies Leid einen Freundschaftsbund ein, der sein Leben lang dauerte. Unter den mit ihm ins Seminar Aufgenommenen befand sich nämlich auch der Sohn des Pfarrers Hartlaub zu Wermutshausen in der Grafschaft Hohenlohe, Wilhelm mit Vornamen. Als Mörike wieder auf der Besserung war und besucht werden durfte, „strömten," so erzählt Hartlaub selbst, „die Mitschüler in den Freistunden zu ihm. Wundershalber ging ich auch einmal mit. Aber wie ward mir! Mit hundert Scherzen erfreute und unterhielt er den Haufen um sich her; jedoch nichts Gewöhnliches kam aus seinem Munde; den heitersten Sonnenschein verbreitete sein Wesen, in dem es jedem sogleich wohl wurde. Der Haufen verlief sich dann wieder, wie er gekommen; ich aber muß etwas geahnt haben von dem was Ludwig Bauer von Mörike sagt: daß er die verkörperte Poesie war; unter Poesie alles verstanden, was gut, schön, lieb und liebenswert ist. Von diesem Tage an schloß ich ihn auf immer ins Herz."

Allein kaum war Eduard von dieser schweren Krankheit genesen, so zeigten sich deren üble Nachwirkungen in einem sehr beschwerlichen und hartnäckigen Augenleiden; endlich, Mitte Dezember, konnte er der bekümmerten Mutter schreiben, daß es wieder besser gehe, nur müsse er noch einen Augenschirm tragen. Zum großen Troste gereichte es der Mutter, daß die Frau des Ephorus Hutten, zu

der noch verwandtschaftliche Beziehungen bestanden, sie hieß allgemein „die Frau Ephora", wie eine Mutter für ihn sorgte. Es war doch ein trübes Weihnachtsfest, das erste im Kloster; übrigens bezeugte ihm auch der Oheim Georgii seine besondere Teilnahme, indem er ihn reichlich beschenkte, aber ihn auch ermahnte, mit seiner Kraft hauszuhalten und sie nur „für seinen großen Zweck" anzustrengen.

Am Schluß des ersten Halbjahres, Ostern 1819, erhielt er ein Zeugnis, dessen wesentlicher Inhalt dahin ging: Gaben: nicht üble Anlagen, besser im Auffassen als im Behalten und Verwerten. Sitten: gutartig, aber etwas weich.

Schloß und Kirche von Urach.

Fleiß: weniger angestrengt, nicht immer aufmerksam; Latein: ziemlich mittelmäßig; französisch: schwacher Anfänger; Mathematik: ziemlich mittelmäßig; Poesie: zeigt Anlagen; Deklamation: mittelmäßig. Freund Hartlaub erhielt ein ähnliches Zeugnis, nur daß die Gaben bei ihm als mittelmäßig bezeichnet wurden, der Fleiß als nicht geordnet und anhaltend genug, Sitten dagegen immer: gut, artig; Poesie: nicht ohne Fähigkeit, Deklamation: gefällig.

Auch etwas zu wirtschaften hatte der Untersekundaner lernen müssen; die Spuren davon sind in einem kleinen Merkbüchlein enthalten; z. B. aus dem Herbst und Winter 1818/19 stehen sorgfältig die paar Kreuzer mit Tinte aufgezeichnet, die er für Post, Postpapier, Obst, Wecken, Hefte ꝛc. ausgegeben hat, und zuletzt so dünn mit Bleistift, daß es nur mit der Lupe zu lesen ist: „6 Kreuzer für einen Armen." Auch hat er darin sorgfältig die Opern und

Dramen aufgeschrieben, die er auf dem Stuttgarter Hoftheater kennen gelernt hatte; am meisten vertreten ist da Wilhelm Tell, in dem er jedesmal Ferdinand Eßlair gesehen hatte, ferner Wallensteins Tod, Shakespeares Julius Cäsar, die Braut von Messina, Stücke von Iffland und Kotzebue und Grillparzers eben erschienene „Ahnfrau"; von Opern sind genannt: Don Juan, Titus, die Entführung, die Vestalin, das unterbrochene Opferfest. Sehr bezeichnend für den Rekonvalescenten ist, daß er sich Hufelands Makrobiotik zur Anschaffung aufgeschrieben hat. Einige roh gezeichnete Skizzen sind ebenfalls darin, z. B. eine Szene, die auf seinen letzten Besuch in Bernhausen zu gehen scheint; dann folgt der Vierzeiler, der sich offenbar auf Clara Neuffer beziehen soll:

Lebe wohl, vergiß mein nicht,
Ewig teuer meinem Herzen,
Denke Dein mit süßen Schmerzen
Bis das Aug' im Tode bricht.

Mit den Brüdern, besonders mit August, stand er in lebhaftem brieflichem Verkehr, und der gute Käferle, der Sohn des blinden Instrumentenmachers Käferle in Ludwigsburg, schrieb ihm aus dem Kloster Maulbronn einmal und fragte ihn in seiner naiven Art: „Hast Du immer noch so viel Anzüglichkeit im Wesen?" Am 1. Mai hatte Eduard mit Hartlaub einen Ausflug nach Tübingen gemacht auf einem „Chaischen," das sie selbst fuhren. Das war eine Herrlichkeit! Freilich hatten sie nur Erlaubnis bis zum Lichtenstein gehabt; aber, schrieb er der Mutter, „das wird ja kein Kapitalverbrechen sein." Mit Hartlaub wurde auch fleißig in Wald und Feld herumgelaufen, nachdem mit ihm die Schriftsteller präpariert waren; eifrig lasen die Freunde zusammen Kerners „Reiseschatten", wohl auch Th. Körners „Leyer und Schwert"; auf die Spaziergänge wurden gewöhnlich die „Accorde deutscher Klassiker" mitgenommen. Wenn Eduard aber dies Buch einmal zu ernst und zu tief war, dann griff er zu dem „milden Hebel", der ihnen „etwas in der gesunden und lieben Bauernsprache vorerzählen" sollte. Außer Hebel las er mit Freund Hartlaub Ludwig Neuffers 1816 erschienenes episches Gedicht „Günther oder Schicksal und Gemüt" und zeichnete Szenen daraus. Die fleißigen Sekundaner verstiegen sich sogar zur Privatlektüre von Ciceros Miloniana. In der altdeutschen Sagenwelt wurde nicht minder geschwärmt: da war ein Platz die Sigurtshaide, und ein großer, umgehauener Baumstamm war Fafner; umgekommenen Vögeln wurde eine lateinische Trauerrede gehalten; nach der schwärmerischen Art der Zeit wurden

bedeutungsvolle Namenszüge in die Baumrinden geschnitten; man scheute sich aber auch nicht, den „Sigurtsplatz“ durch Rauchen zu entweihen, und war schnöde genug, in dem „Quelle der Nixe“ die Taschentücher zu waschen; ein kleiner Bachstrudel wurde zum „Rheinfall“ und „über den grünen Weg“ wurde mit Pistolen geschossen. Selbst bei einem so wichtigen Geschäft, wie es für sie das Kegelspiel war, spielte die Phantasie mit ihren lustigen Gestalten, die diesmal Hartlaubs zukünftige Töchter waren.

Wie gewissenhaft, ernst und tief Mörike alles nahm, was ihm von besonderer Bedeutung zu sein schien, geht aus einem vergilbten Blättchen hervor, das die Ueberschrift trägt: „Am 23. Juli 1819 Freitag Abend nach 9 Uhr. Vor dem Abendmahle.“

Darunter heißt es: „Vater! Sende meiner Mutter Trost, gieb ihr frohe Tage!

Erhalte mich meinen Geschwistern und Verwandten brav! Vater! Bessere mich! — Prüfe mich und schenke mir Mut und Trost.

Gieb mir Stunden, in denen ich in mich gehe, in denen ich mich der Natur freue, in denen ich mich an die väterlichen Tage erinnere, an meinen guten Vater. O schenk' ihm Ruhe! Erhalte in mir die angeborene kindliche Einfalt und Anhänglichkeit an mein Haus!“

Dann folgt eine sehr milde Charakteristik aller seiner Geschwister, nur er selbst kommt dabei schlecht weg, indem er sich als zornig, eigensinnig, trotzig und stolz bezeichnet.

Am folgenden Tage, dem der Abendmahlsfeier, versicherte er unter der Aufschrift Monumentum amicitiae fraternae die Erneuerung des Bruderbunds zwischen sich, Karl und August.

Nach der Weise der Zeit waren die Freundschaftsverhältnisse sehr innige und verliefen in schwärmerischen und zart gewählten Formen. Da wurden kleine Briefchen geschrieben und an verabredeten Stellen versteckt, wo der Freund sich dann auch die Antwort holte; die geringsten, oft nur augenblicklichen Trübungen des Freundschaftshimmels wurden schwärmerisch beklagt und schleunigste Verscheuchung jedes Wölkchens gefordert. Auch von Eduard sind solche sehnsüchtige oder wehmütige Ergüsse noch vorhanden, die er in jener Zeit an Hartlaub sandte.

Mittlerweile war in Mörikes Gesichtskreis Wilhelm Waiblinger getreten. Mit außerordentlicher, auch dichterischer Begabung, mit einem Selbstbewußtsein,

das schon frühe sich als Ueberhebung, Uebermut, ja Hochmut und Eitelkeit zeigte, verband er das Imponierende eines genialen und schönen Aeußeren und das Hinreißende eines leidenschaftlich bewegten Temperaments. Er stammte aus ärmlichen Verhältnissen und mußte zunächst froh sein, auf einer Schreibstube Verwendung zu finden. So kam er im Frühjahr 1819 zum Oberamtmann in Urach. Alle Umstände machen es wahrscheinlich, daß er mit Mörike, der auch viel in der Stadt verkehrte, bald bekannt wurde. Und in der That schreibt Eduard im August an die Mutter: „Mit Waiblinger bin ich wirklich im Streit, doch glaube ich nicht auf lange Zeit.“ Es ist ja allgemein bekannt, daß Mörike eine sehr rücksichtsvolle, ja weiche und zartgeästelte Natur war, aber nie — auch als Kind nicht — ließ er sich in seiner Eigenart beengen oder gar bedrohen, nie in seinem Leben hat ihn jemand beherrscht, nie hat er sich ins Schlepptau nehmen lassen. Ein Charakter wie Waiblinger suchte immer zu beherrschen, kein Wunder, daß seine Freundschaft mit Mörike starken Schwankungen ausgesetzt war; nach der Art der Zeit folgte dem stürmischen Bruderkuß nicht selten scheues Sichzurückziehen, folgte dem vertraulichen „Du“ in den Briefen das förmliche „Sie“, daran hat es auch hier nicht gefehlt. Und doch war Mörike der einzige Freund Waiblingers, der sich nie ganz von ihm getrennt, der Einzige, der ihm über das Grab hinaus freundschaftliche Gesinnung bewahrt hat. —

Die Nachwehen des Scharlachfiebers schienen kaum überstanden, als sich neue Beschwerden einstellten; im Spätherbst 1819 mußte Eduard wieder öfter das Bett hüten, ein Ohrenleiden peinigte ihn. Es war ihm unerträglich von der geliebten Natur und der frischen Luft ganz abgesondert zu sein, so wurden denn auch im Krankenzimmer die Fenster geöffnet; da kam denn „die gute alte Ephora“ und band ihm die Fensterriegel mit Schnüren fest, daß die Fenster geschlossen sein mußten.

Welch lebhaften Anteil Eduard schon als Knabe an dem öffentlichen Leben genommen hat, geht besonders aus einem bisher unbekannten Gedicht — auch Hartlaub scheint es nicht gekannt zu haben — hervor, dem frühesten, das wir von ihm haben. Es zeigt, wie der fünfzehnjährige Sekundaner nicht bloß mit Begeisterung die Befreiungskriege in sich aufgenommen, sondern auch mit Verständnis und Charakter die Verfassungskämpfe in seiner engeren Heimat verfolgt hatte; in dem hohen rednerischen Schwung Theodor Körners suchte er die mächtige innere Erregung in dichterische Form zu gießen. Das Gedicht hat 15 Strophen und ist überschrieben: „Die Liebe zum Vaterlande. (Auf den 31. Dezember 1819).“ Als Probe mag hier die letzte Strophe folgen.

* * O, es ist schön fürs Vaterland zu sterben,
Und herrlich ists, wenn unsre Treue singt:
Wie sich des Deutschen Wangen mächtig färben,
Wenn für sein Wohl die Siegesfahne fliegt;
O Brüder, lasset Gut und Blut und Leben,
Wenn nur die Knechtschaft tief im Staube liegt —
Der Dank wird uns in friedlicheren Zonen,
Dort oben, wo die Himmlischen belohnen!

Dies Gedicht schickte er dann dem wackeren Oheim in Bernhausen, dem Vater des geliebten Clärchens. „Von Deinem Dichtertalent," antwortete ihm dieser im Januar 1820, „hast Du in Wahrheit eine schöne Probe abgelegt." Das wisse Professor Köstlin — Eduards bester Lehrer in Urach —, der ihn ja zu „Redeübungen in gebundener Rede" heranziehe. Auch der alte Freund des Mörikeschen Hauses, Professor Hochstetter in Hohenheim, dem er das Gedicht zu lesen gegeben habe, sei über dasselbe sehr erfreut gewesen; solche Versuche seien für den künftigen Prediger von Wert; und wenn er dem lieben Eduard früher geraten habe, sich weniger mit der Poesie abzugeben, so sei dies nur geschehen, weil er fürchtete, Eduard möchte sich dadurch „das weniger anziehende philologische Studium entleiden."

Die Studien wurden indessen fortgesetzt: Onkel Georgii sandte ihm den erbetenen Plutarch März 1820, um dieselbe Zeit richtete Bruder August einen schwärmerischen Brief an ihn, an dessen Schluß er dem Bruder zuruft: „Laß uns unseren Bund erneuern!"

Als bald darauf Waiblinger die Stadt verlassen hatte, um in das Stuttgarter Gymnasium einzutreten, schloß sich an Mörike sein Mitschüler Bruckmann näher an; von weit größerer Bedeutung jedoch für den jungen Dichter war es, daß im Laufe des Winterhalbjahres ein Jüngling, zunächst als Hospitant, in das Seminar eintrat, mit dem er sich bald auf das innigste befreundete: es war dies Johannes Mährlen, geb. am 14. September 1804 zu Ulm, der Herbst 1820 förmlich in die Promotion aufgenommen wurde.

Diese war indessen zu einem Senior gelangt, der Mörikes Humor auch dichterisch beschäftigte. Es war der dicke, kleine D., immer wohlbestallter Ultimus, mit Spitznamen reichlich ausgerüstet, z. B. Bollen, Kunzel; berüchtigt war er wegen seiner furchtbaren lateinischen Verse und seiner schrecklichen Witze, Rettige genannt. Zum Frühjahre 1820 widmete Mörike ihm folgendes Gedicht.

** Wir nahn uns Euch zu dieſer Friſt
Am allerſchönſten Tage,
Der, ob es gleich wüſt Wetter iſt,
Doch dieſen Namen trage.
Der uns ein würdig Seniorat
Maſſivſter Form gegeben hat,
Euch unſres Herzens Wonne!

Und wenn's an Kräften gleich gebricht,
Wie wir Euch ehren ſollen,
Verſchmähet doch dies Opfer nicht
O hochgeſchätzter Bollen.
So leiht uns Euer langes Ohr,
Großmächtig edler Senior,
Hört unſre Liebeswünſche.

Euer wertes Lebensſchifflein ſoll
Das höchſte Glück erſteuern,
Fortuna blas die Segel voll
Mit Backen, wie die Euern.
Doch Ihr ſeid ſelbſt Fortunas Sohn,
Euer corpus referiert ja ſchon
Das Abbild ihrer Kugel.

Die Göttin wird das Conſiſto-
Rium nach Gunſten wenden,
Und wohl das beſte Dienſtlein, ſo
Es giebt, an Euch verſpenden;
Daß Ihr auch auf der Kanzel ſteht
Und oft zu Euern Bauern fleht:
„Nunquam committere stuporum (?)“

Trotz dieſem wohlgenährten Leib
Wird Euch alsdann daneben
Ein angenehmes Eheweib
Zum Himmelreich erheben.
In dieſem Paradiesgärtlein
Wird unſerm Pärchen auch gedeihn
Manch angenehmer Rettig.

Ihr mögt die Wünsch in Geld empfahn,
Sie sind ja gut und würzig,
Gewiß der Himmel hört sie an,
Bedenkt, wir flehn selb vierzig.
Und wenn man dies zusammenpackt,
Samt dem, was unser Herz noch sagt,
Giebts einen ganzen Kunzel.

Um die Langeweile mancher Stunden zu vertreiben, wurden während derselben Verse geschmiedet und von Hand zu Hand gegeben; einige sind noch vorhanden.

Auch ganz „puerile" Sachen machte der brave Eduard noch. Aus seinem Zimmer nämlich konnte er durch ein Glas die Sonne in des Herrn Ephorus Zimmer spiegeln. Das belästigte den alten Herrn, der nicht wußte, was das war und seine Not seiner Frau klagte. Diese machte dann dem Thunichtgut Vorstellungen, worüber er sich, wie er später erzählte, sehr, sehr geschämt habe, da er in seinem jugendlichen Uebermut gar nicht bedacht, daß das den alten Herrn, der an den Augen litt, so übel treffen könne.

Daß Mörike der anerkannte Poet der Promotion war, geht auch daraus hervor, daß er bei einer Trauerfeier derselben am 2. Juni 1820 das offizielle Trauergedicht in sieben achtzeiligen Strophen lieferte, dessen Abdruck hier ohne besonderes Interesse wäre.

Von Originalität der Erfindung dagegen und von nicht gewöhnlicher Formgewandtheit zeugt ein Stück, das Hartlaub als „die früheste Reliquie aus der Uracher Zeit" bezeichnet hat. Es ist überschrieben Märchen.

Der Dichter fühlt sich in ein fernes Wunderland versetzt und hat dort eine wunderbare Erscheinung: In einem weiten Marmorsaale ist eine große Glocke aufgehangen; während im Saale tiefes Schweigen herrscht, hört man in der Ferne Stimmen, die immer näher kommen und plötzlich erscheinen viel kleine, klingende Glöckchen.

* „Das war ein Durcheinander-Schwärmen
In diesem weiten, hohlen Raum,
Wie Kinder schienen sie zu lärmen —
Doch ach! Das Klingen ruhte kaum,
Da will die Glocke sich bewegen,
Sie schwingt sich immer mehr und mehr
Und unter unbarmherzigen Schlägen
Wirft sie die Kleinen hin und her.
Sie klirren und seufzen und können nicht fliehen,
Nicht bersten noch schmelzen, trotz Schlägen und Glühen.

Wohl eine Stunde mocht es dauern,
So lang der Schläger kräftig schlug,
Dann kamen jene wie mit Trauern
Heraus — und fort in mattem Zug.
Mir aber fing es an zu bangen,
Mir schien es wohl ein ernstes Spiel,
Und wie die Glöckchen weinend klangen,
Erregten sie mein Mitgefühl.
Schon hatten sie alle, verschwebend nach oben,
Sich durch eine Oeffnung den Blicken enthoben.

Dann, aus der Glocke letztem Beben
Vernahm ich dieses, wunderbar:
„Wer drüben in dem ird'schen Leben
Zum Scheine fromm und heilig war,
Die dort gebetet ob der Menge,
Sie sei'n auch hier ein tönend Erz;
Wie sie den Ruf der Glockenklänge
Zur Kirche folgten ohne Herz;
So mögen sie hier auch zur Glocke sich finden
Und, tönend, die täglichen Schmerzen empfinden!"

Kaum hatte der Frühling begonnen, da ging es hinaus in Wald und Feld, in die Nähe und in die Weite. Einmal hinauf auf die Alb zum gewaltigen Hohen-Neuffen, von dessen ragendem Turme man ringsum die sonnige Landschaft sieht bis zu den Höhen über Tübingen, bis zur Achalm und zum lieben, friedlichen Bernhausen, und dann weiter zu dem breiten Rücken des Breitensteins, der Teck und dem Albrand, auf dem das einsame Ochsenwang liegt. Oder es ging über die Hochwiese und die Rutschenfelsen auf die Alb, wo durch tiefe Waldesschatten die weichen, stillen Pfade zum Lichtenstein führen, oder der schnellen, klaren, betriebsamen Erms entgegen auf schmalem Wege an den grünenden Buchenwäldern unter Baldeck und Hohen-Wittlingen her bis zum stillen Seeburg, wo Felsblöcke und Häuser gute Nachbarschaft halten. Der Ort war einst ganz von Seen umgeben, und dabei lag eine Burg, die Karls des Großen Zeiten gesehen hätte. Zwischen den Waldbergen schlängelt sich ein schmales Thälchen, übergossen von dem romantischen Zauber des leise im üppigen Schattengrund dahin schleichenden Baches, unter den nickenden und lispelnden Wipfeln des vielästigen Ahorns und der weißstämmigen Birke. Leise Zwiesprache führte hier

der schwärmende Jüngling mit der ewigen, stillen Größe der Natur, die auch ihren Lieblingen gegenüber nur so selten ihr Schweigen bricht, denn

„ach, sie bleibt, mehr als der Mensch, verwaist,
darf nicht aus ihrem eignen Rätsel steigen!"

Wie im Traum wandelte der Jüngling wieder hinaus durch die Bergpforte zum freundlichen Dorfe, wo er die trauten Genossen in der gastlichen Mühle fand. Da saßen sie wohl im hinteren Gastzimmer, schauten auf die grüne Bergwand gegenüber, lauschten dem Gang des Mühlrads und dem Rauschen, Sprudeln und Gurgeln der Erms und nahmen mit Jugendlust den Labetrunk aus der Hand der schönen Müllerin.

Selten nur waren den harten Klosterordnungen solche Wanderungen abzugewinnen; so machte sich Eduard mit seinen liebsten Freunden um so heimischer in den nahen Herrlichkeiten der entzückenden Natur.

Droben am Turm von Hohen-Urach träumte man unter der mächtigen Esche und sah mit Wehmut auf den wasserlosen Brunnen und die verfallene Friedhofskapelle; oder man saß im Schloßhofe am „klingenden Tisch", bis sich Rittersaal und Kirche belebten, und Ritter, Knappen und Frauen wie im Traume vorüberschwebten zum Zwinger am verschütteten Brunnen vorbei und zur Kapelle. Am liebsten aber gingen die Freunde unterhalb der Burg her zur Hochwiese mit den mächtigen Buchen und über sie hinaus zu den moosigen, im Dickicht versteckten Klüften, aus denen die Wasser des Brühlbachs quellen, „die Schaar der Quellen, die der Matten grünes Gold" durchspülen, die „urbemooften Wasserzellen", „im kühnsten Walde die verwachsenen Schwellen,

Wo ihrer Mutter Kraft im Berge grollt
Bis sie im breiten Schwung an Felsenwänden
Herabstürzt, sie im Thale zu versenden."

Am teuersten aber war ihnen, zumal dem schwärmenden Eduard, der schlichte Winkel — nicht weit vom Wasserfall — „wo halb verwittert die kleine Bank und wo das Hüttchen stand;" das traute Hüttchen, das sich die Freunde „nur so halb in den Berg hineingebaut hatten". Das war Eduards „Sorgenfrei"; oft machte er es zur „abgeschiedenen Zelle", wo er bei „brennendem, freundlichen Lichte" seinen Gedanken nachhing. „Eine gewisse Einsamkeit", schreibt er einmal an Waiblinger, „scheint dem Gedeihen der höheren Sinne notwendig, und daher muß ein ausgebreiteter Umgang der Menschen mit ein-

ander manchen heiligen Keim erſticken und die Götter, die den unruhigen Tumult zerſtreuter Geſellſchaften und die Verhandlung kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verſcheuchen. Wenn er in ſeiner Zelle bei dem freundlichen Lichte ſitzt, da wird es ihm — „ich kann dir's nicht nennen, wie ich mich da fühle.“ Beſeligend auch war es mit dem Freunde zu horchen auf den Kuckuck, der ſein „einförmig Grüßen“ ruft „verſteckt aus unerforſchter Wildnis Grüne“, oder hinaufzuſchauen nach den „ehrwürdigen Trotz der Burgruine“, da

„ſchlang ſich tauſendmal ein junger Arm
Um meinen Hals mit inn'gem Wohlgefallen.“

Und dann wieder ſehnte er ſich nach der fernen Liebe, die ihm doch nicht ganz eigen werden ſollte, und ſang:

* „Was ich lieb' und was ich bitte
Gönnen mir die Leute nicht,
Drum, Du kleine moos'ge Hütte,
Meid' ich ſo des Tages Licht.

Bin herauf zu Dir gekommen,
Wo ich oft der Welt vergaß,
Gerne ſinnend bei dem frommen,
Roten Kerzenſcheine ſaß.

Weil ich drunten mich verliere
In dem Treiben, bang und hohl,
Schließe dich, Du niedre Thüre
Und mir werde wieder wohl!

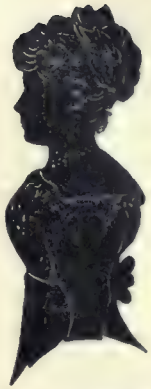
So der Einſamkeit ergeben
Hing ich alten Träumen nach,
Doch der Flamme ruſig Weben
Troſt in meine Trauer ſprach.

— — — Langſam, wie durch Geiſterhände
Oeffnet ſich die Thüre bald,
Und es tritt in meine Wände
Eine liebliche Geſtalt.

Was ich lieb' und was ich flehte
Freundlich schüchtern vor mir stand,
Ohne Sinn und ohne Rede
Halt ich die geliebte Hand.

Fühlte Locken bald und Wangen
Leis ans Antlitz mir gelegt,
Während sich im sel'gen Drange
Thräne sich um Thräne regt.

Freundlich Bild! im himmelblauen
Kleide mit dem Silbersaum,
Werde nimmer so Dich schauen,
Und mich täuschte nur ein Traum.



Clärchen Neuffer.

Dies „Liedchen" ihm „durch eine üble Nachricht ausgepreßt", schickte er, wie es scheint 1821, an Waiblinger, der den Freund vorher in Urach besucht hatte. Bald indessen belebte sich Eduards Hoffnung wieder, denn im Juni 1821 schrieb August in einem lateinischen Briefe dem Bruder, wegen „Carolina" (Clärchen N.) dürfe er ruhiger sein, sie sei bei ihnen gewesen, habe ihm gesagt, sie liebe Eduard noch und werde ihm schreiben. Das scheint nun freilich doch nicht geschehen zu sein.

Um diese Zeit besonders übte die Musik sehr starke Wirkungen auf ihn aus, sie bringe ihn, schreibt er an Waiblinger, in die wehmütigsten Phantasien, wo er die ganze Welt küssend umfassen möchte; bricht die Musik aber ab, so ist ihm, als müsse er von einer hohen Mauer herabstürzen und sterben.

Auch sonst spiele ihm Laune und unerklärliche Erregung merkwürdige Streiche. Es ist ein unangenehmer Zug an mir, schreibt er in dieser Zeit an Waiblinger, „daß ich, vor einer dunklen Besorgnis, ich möchte dem Freunde oder Bekannten, den ich zum erstenmale oder auch nach langer Zeit wiedersehe, in einem ungünstigen Lichte erscheinen, blitzschnell aus meinem eigentlichen Wesen heraustrete. Das ist schon so eingewurzelt bei mir, daß ich diese Maske fast bewußtlos annehme und so den Freund abhalte, mir frei, mit warmem Zutrauen entgegen zu kommen, mithin keinem von Beiden, am wenigsten mir selbst damit diene". Und trotz alles Bestrebens, sich diesem Nebel und Schleier zu entwinden, vermag er es nicht; und die Unzufriedenheit mit sich steigert sich aufs höchste, wenn der Freund fort ist. Höchst charakteristisch ist aber der Schluß dieser Briefstelle: Waiblinger solle es sich nicht gereuen lassen,

dieſen pſychologiſchen Exkurs geleſen zu haben, aber, heißt es dann: „ſchließe nichts weiteres aus ihm, Du könnteſt — auf meine Gefahr — leicht fehlgehen.“

Bemerkenswert ſind auch die Briefe an Waiblinger wegen der Stellen, die ſich auf Mörikes damalige Lektüre beziehen. Mit beſonderem Eifer und Genuß laſen ſie den Landprediger von Wakefield; Jean Paul kennt er nur aus Sentenzſammlungen, Almanachen und den oben genannten „Accorden der deutſchen Klaſſiker“; auch Goethes „Wanderjahre“, deren Lektüre Waiblinger angeraten hatte, haben ſie noch nicht erhalten können; dagegen hat Mörike die beiden erſten Bücher von „Dichtung und Wahrheit“ geleſen; „ſie hatten, ſchreibt er, eine wunderbar anmutige Wirkung für mich. Es thut Einem wohl, den Großen ſo menſchlich zu ſehen, man meint keine Urſache zum Schüchternwerden vor ihm zu haben, fühlt ſich ihm näher gebracht, wenn man hier lieſt, wie er ſo umgänglich und menſchlich war — an jedem in ſeiner Umgebung findet er etwas Gutes.“

An einer anderen Stelle erzählt er dem Freunde, neulich habe ihn ein Offizier gefragt, was er von Schiller am liebſten leſe, und als er geantwortet habe: den „Wallenſtein“, habe jener überlegen und höhniſch gelächelt.

Mit Begierde las Eduard die überſandten Stücke des Waiblingerſchen Tagebuches und forderte immer neue Sendungen. Dazwiſchen wieder berichtet er von ſeiner Lektüre Klopſtocks, Miltons und Arioſts, und von Millers „Siegwart“ ſagt er nach der Lektüre einmal, der iſt fähig „mich zu beſſern, das muß ich ihm danken.“ Auf Waiblingers Anfrage ſchreibt er ihm, leider habe er bis jetzt Uhland nur im Traum geſehen, dagegen kenne er, wie bereits erzählt, Haug, der öfter in Georgiis Garten mit ihm ſprach, und erinnere ſich deutlich an einige Bonmots, die jener zu ihm ſagte. Dazwiſchen fließen Klagen über ſeine Liebe, die er verloren hat. Namentlich kommen dieſe Empfindungen ſtark zur Geltung, wenn ſich bei ihm nach der Rückkehr aus den Ferien jenes Gefühl von Leere einſtellte. „Sie — es iſt Clara Neuffer gemeint — hat mich wohl ſeit einiger Zeit nicht mehr ſo recht befriedigt, aber nun in meinem Alleinſein treten die alten Erinnerungen wieder vor mich hin, ſie wird mir wieder viel lieber und anmutiger, und ich glaube ihr Unrecht gethan zu haben, wünſche jetzt gleich zu ihr zu können, um alles wieder gut zu machen, womit ich ſie in einer falſchen Meinung beleidigte“. Dann ſucht er ſich ſelbſt zu erheitern und macht manchmal, wenn er allein ausgeht, den Gang eines bekannten Stuttgarter Schauſpielers nach, „wobei ich Dich dann immer an meine Stelle denke und laut lachen muß“. Mit Freund Bruckmann, der ihm früher „ſogar eher zuwider als lieb“ war, „hängt“ er jetzt feſt zuſammen und als

äußeres Zeichen ihrer Freundschaft trägt der Freund einen Ring, der ihr gemeinsames Eigentum ist. Bruckmann ist fürs Vaterland begeistert und „Jahn verehrt und liebt er mit Recht. Für Sand hat sein Enthusiasmus etwas abgenommen.“ „Ich mußte,“ fährt Mörike fort, „den Sand von jeher wegen seiner echten, guten Gesinnung lieben, ich gesteh' aber, daß so manch eisenfresserischer Studiosus mit seinem kindischen Geschrei oder vermeintlichem Enthusiasmus, wie er sich besonders in Stunden des Weins bei manchem Lümmel, der nicht weiß was er will, in Lobeserhebungen Sands zu äußern pflegt, mir das Gute und Wahre, was ich an dergleichen Dingen fand, verkümmerte, sodaß mir nicht selten ein eigener Widerwillen aufsteigt, wenn ich von Sand rühmlich sprechen höre.“ —

Aus diesen Briefen geht hervor, daß Mörike schon damals viel an Rheumatismus litt, zuweilen so stark, daß er das Bett hüten mußte: das Lagern im Walde, das Liegen und Sinnen und Sitzen in der „Hütte“ haben gewiß nicht günstig auf seinen zarten Organismus gewirkt.

Die Studien nahmen indessen genügenden Fortgang, schon Herbst 1819 wird in Mörikes Zeugnis festgestellt, daß sein Fleiß mehr Anstrengung und Zweckmäßigkeit zeige als früher, während es bei Hartlaub vom Fleiße heißt: „mehr anhaltend als energisch“; auch die Leistungen sind besser geworden, z. B. in der Religion werden sie als ziemlich gut, bei Hartlaub nur als mittelmäßig bezeichnet. Ostern 1820 wird Mörikes Fleiß „gut“ genannt und später ähnlich, nur wird er bis zuletzt nicht immer „zweckmäßig“ gefunden. Die Leistungen in den alten Sprachen heißen noch immer „ziemlich mittelmäßig“, in der Psychologie wie in der Religion „ziemlich gut“; in der Poesie wird ihm eine „günstige Anlage“, Herbst 1821 „Empfindung und Gewandtheit“ zugesprochen, die Deklamation wird „natürlich“ genannt, „lebendig, gut, anständig“; seine Sitten werden immer als gut und artig bezeichnet, wie bei Hartlaub; unter 41 Schülern erhielt Hartlaub Herbst 1821 den 31., Mörike den 32. Platz. Bei Freund Mährlen, der äußerlich Mörike ähnlich war, stand die Sache schulmäßig besser. In der Lokation nahm er stets einen mittleren Platz ein, zwischen 19 und 21 unter 41 Schülern.

Uebrigens mußten regelmäßig auch lateinische Verse gemacht werden, und in einem Uracher Exerzitiumhefte findet sich die deutsche Uebersetzung des lateinischen Epigramms Sannazaros auf Venedig, wie es scheint von Mörike, es könnte auch als ein Stammbuchblatt Waiblingers von diesem herrühren.

Bei dem außerordentlich regen Interesse, das Mörike von jeher für Musik und Theater hatte, bei seinem hervorragenden mimischen Talent und einer un-

gewöhnlich klangvollen und modulationsfähigen Stimme ist es erklärlich, daß auch in Urach das Theater „unser Theater“ wie er es nennt, keine geringe Rolle spielt. Erhalten ist nichts mehr von der ganzen Herrlichkeit als in Mörikes Brief an Hartlaub vom 19. Dezember 1867 vier Verse, in denen Mieg „auf unserem Uracher Theater“ stecken blieb, und ein Theaterzettel. Dieser Zettel ist auf ein Quartblatt geschrieben und beginnt: „Mit allergnädigstem Privilegio werden wir heute am 16 Dezember aufzuführen die Ehre haben:

Die Heurath wider Willen.

Luſtſpiel in zwei Abteilungen

von Moliere“.

Dann folgt die Angabe der Personen. Die Hauptperson spielte Mörike; außer ihm stehen auf dem Zettel die Mitschüler Buttersack, Mögling, K. Vogt und Chr. Schmidt.

Wie ernst Mörike dabei auch auf die Wege der Theater-Freunde achtete, geht aus der Urschrift eines Briefes an einen jener Freunde hervor, die sich auf der letzten Seite jenes Merkbüchleins findet und wörtlich lautet: „Freund! Länger trag ich es nicht, es drückt mein Herz eine Last und diese Last muß ich abwerfen! Es braucht hier keines Eingangs, keines Vorworts, nein gleich die Sache selbst in ihrer reinen Wahrheit, nur dies allein: Bedenke, daß diese Worte von dem Freunde kommen: Du gefällst mir nicht, Du kannst niemandem gefallen, der Dich wahrhaft liebt, Du kannst Dir selbst nicht gefallen, denn Du bist auf einem Weg, der zu einem Abgrunde führt, vor dem Dir selbst in ruhigen Stunden grauen muß.“ —

Mörikes bedeutendster Lehrer in Urach war, wie gesagt, Gottl. Köstlin, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, von außerordentlichem Lehrgeschick und von ebenso scharfem und klarem wie mildem Urteil und durchaus humaner Denkart. Der Lehrer der Mathematik stritt mit dem des Hebräischen um die Palme, Mörike noch später im Traume zu beunruhigen, obgleich jener, wie der Dichter immer anerkennt, sich bei der Lösung mathematischer Aufgaben nie an ihn wandte, weil er sein Ungeschick hierin kannte und stets schonte. —

Aus verschiedenen Briefstellen geht hervor, daß Goethes Wilhelm Meister die Freunde, zumal Mörike, besonders stark beschäftigte und interessierte, namentlich waren es die Mignon-Lieder, die ihm immer im Gedächtnis waren und seine Seele bewegten. Es ist fast, als habe er eine Ahnung gehabt, daß

auch ihm einmal ein wunderbares Weſen, ein Zaubermädchen, den Lebensweg vertreten werde.

Es mag ſein, daß ein Gedicht aus dieſer Zeit, es iſt datiert vom 7. Januar 1822, jener halb verſchleierten, ſehnſüchtig-wehmütigen Stimmung — man wäre verſucht ſie Mignon-Stimmung zu nennen — ſeine Entſtehung verdankt. Es mag deshalb hier folgen.

* Die Unſchuld.

„Treibet Winde!
Eilet, eilet,
Nach der Heimat, nach der lieben
Will ich flieh'n
Lichte Wolken, tragt mich hin!
An dem frommen Eiland drüben
Ach, da ruhet ihr und weilet!"

Und es wehn die luft'gen Flügel
Mit der Göttin durch die Höhn,
Ueber Berge, über See'n,
Ueber klare Meeresſpiegel.

Und die Himmliſche, die Milde —
Mit dem Lilienkranz geſchmückt —
Wie ſie von dem Wolkenbilde
Sehnend in die Weite blickt!

Schon erreicht ſie das Geſtade, —
Aber weh, was iſt geſchehn? —
Warum muß ſie traurig ſtehn?
Warum wendet ſie die Pfade?
Von der Inſel muß ſie wieder ſcheiden
Ewig muß die Reine meiden
Das Geſchlecht, das ſie geſehn.

Einem Kinde, das im Abendſcheine
Ruhig ſpielt am Meeresſtrand,
Giebt ſie ihrer Blumen eine,
Schmerzlich blickend, in die Hand.

„Ach es ſchaut der gute Knabe
Lieblich nach der Geberin,
Lächelt auf die Lilie hin,
Doch er kennet erſt die Gabe,
Wenn ſie aufgehört zu blühn."

— „Ja, mein Reich — es ſollte bald vergehen,
Länger kann ich dieſen Schmerz nicht nähren,
Und ich will zum Himmel wiederkehren,
Die mich lieben, werden dort mich ſehen."

So kam das Frühjahr 1822 heran, und Eduard ſah mit Freuden dem letzten Kloſter-Semeſter entgegen. Onkel Georgii wachte ſorgfältig über den Fortgang der Studien und ſchrieb Anfang März 1822, Ephorus Hutten habe ihm geſagt, Eduard ſei fleißig, nur im Hebräiſchen ſei er noch ſchwach; für ſein Examen ſolle er ſich, mahnt der Oheim, Bruder Carl zum Vorbild nehmen, der in Tübingen die kameraliſtiſche Prüfung mit ſo ausgezeichnetem Ergebnis beſtanden habe. —

Als Mörike zum letzten Male aus den Ferien nach Urach zurückkehrte, nach Oſtern 1822, traf er mit Waiblinger in Reutlingen, wo deſſen Eltern waren, zuſammen, und dieſer begleitete ihn bis Metzingen. Da ſaßen die Freunde in demſelben vertrauten Stübchen, in dem Eduard $3^1/_2$ Jahre vorher mit der Mutter geſeſſen und dem Uracher Kloſter entgegen gebangt hatte. Nun ſchwärmten die Freunde von ihrer Göttin Poeſie und gedachten in herzlich bewegter Rede und Gegenrede des Freundſchaftsbundes und des geliebten Hartlaub, da war es, ſchreibt Mörike damals an Hartlaub, „wo dann unſre Herzen ſo ganz feurig zuſammenklangen, wo wir uns ganz liebten. Beim Abſchiede glühten unſre Wangen aneinander und wir ſchieden ſtumm."

Das letzte Semeſter im Kloſter begann. Noch einmal, das letzte mal, der Uracher Sommer, noch einmal wurden alle ſeine Herrlichkeiten genoſſen. Die Abſchiedsgedanken drängten ſich bereits hervor; am 24. Mai ſchrieb Mörike dem geliebten Freunde das Stammbuchblatt:

* „Wie ſollten wir der frühen Zeit vergeſſen,
Die unbewußt uns mehr und mehr verbunden,
Uns manchen ſtillen, lieben Kranz gewunden,
Und wo wir anſpruchslos uns ganz beſeſſen?

Wohl hat die Zeit, doch nicht ihr Geist geendet,
Und mochte viel auch anders sich gestalten,
Die Neigung konnt' uns nimmermehr veralten,
Drum bleibe stets mir freundlich zugewandt!"

Von dem schlichten Winkel, wo halb verwittert die kleine Bank und wo das Hütlchen stand, von dem Wasserfall, an dem sie so oft Aug und Ohr berauscht hatten, mußte Abschied genommen werden. Aber:

„Dort oben, wo in Abendwonne
Noch glühet die Septembersonne,
Und wo der Hirsch erfrischt und wärmt sein braunes Fell,
Quillt unerschöpft der alte Jugendquell."

Noch einmal wurde gelagert im tiefen Walde, wo sich der „Schatten mischt mit balsamreicher Schwüle", wo sie „im Moose, bei süß-schläferndem Gefühle, der Mücke Sumsen hier ein Ohr geliehen". Noch einmal ging es hinauf auf die Alb und die trauten Lichtensteiner Pfade, nach dem Hohen-Neuffen und seinen ragenden Zinnen, nach Seeburg und dem lauschigen, stimmungsvollen Fischburgthal: Ahorn und Birke zitterten den Abschiedsgruß; der leise schleichende Bach hemmte die Schritte des Enteilenden, die geschäftige, sprudelnde Erms trieb zur Eile, denn die Klosterglocke hob zum letzten Abendgruße aus. —

Schlußzeugnis und Schlußlokation standen bevor: der Fleiß war zwar immer noch nicht „zweckmäßig genug" und auch in den Leistungen ging es nur an wenig Stellen über das Mittelmaß hinaus, nur in deutscher Sprache und Litteratur, in Religion, Poesie und Deklamation konnten auch die Lehrer ihm Anerkennung spenden, und mit Freund Hartlaub, mit dem er immer ziemlich gleich geblieben, erhielt er nun denselben Platz, den 33. unter 41 Schülern. Das Strafregister war bei beiden recht frugal.

In der Selbstbiographie, die er als Dreißigjähriger niederschrieb, faßte er seine Uracher Studienzeit so zusammen: „Die prachtvolle Gebirgsgegend, das schöne Thal, worin wir wohnten, das engere Zusammensein mit einer Menge junger, nach Art und Begabung höchst verschiedener Menschen, die Eigentümlichkeit der Lehrer, die Bekanntschaft mit Büchern, die nicht unmittelbar auf meinen Beruf hinwiesen — dies Alles gab dem nun zum Jüngling erwachsenen Knaben in einer abgeschlossenen und einförmigen Lage die mannigfaltigste Anregung. Die Begriffe gewannen nun schnell einen größeren Umfang, Gesinnungen und Neigungen bestimmten sich; mit Ueberraschung sah ich eine reiche Welt des

Geiſtes vor mir aufgethan, deren Widerſpruch bereits auf mich zu wirken begann, ſodaß ich das, was ich mein eigen nennen konnte, was von Empfangenem mit meinem innerſten Bedürfniſſe zuſammentraf, nur immer heimlicher und feſter an mich zog."

Am 19. September 1822 reiſte er ab. Als er bei der nächſten Raſt wieder in Metzingen anlangte und in demſelben Stübchen des Wirtshauſes ſaß, in dem er vor einem halben Jahre mit Waiblinger geſchwärmt, ſchrieb er an den im Kloſter noch zurückgebliebenen Hartlaub: Er ſähe ſich gleichſam in Doppelgeſtalt, der wahre Mörike ſei noch in Urach bei dem Freunde im Kloſter, und in allen Abſchiedsſchmerz und in die Freundesſehnſucht klängen immer hinein die Mignonlieder, Mignon aber ſtände ſelbſt ſo rührend vor ihm wie nie zuvor. —

Die tiefe Sehnſucht nach Urach hat ihn auch in Tübingen nicht verlaſſen; er eilte hin, um Thal und Berge zu ſehen; und wieder kam er, da es in ihm ſtürmte und drängte, um den Frieden jener Zeit wieder zu gewinnen: da lebte und webte er noch einmal in jener ſüßen Zeit, da ſtreifte und ſchwärmte er noch einmal von Thal zu Berg und von den ſonnigen Höhen zum ſtillen Thale:

„O Thal! Du meines Lebens andre Schwelle!
Du meiner tiefſten Kräfte ſtiller Herd!
Du meiner Liebe Wunderneſt!

Tübingen. Nach einem Kupferstich aus dem Jahre 1822.

Drittes Kapitel. Auf der Universität. 1822–1826.

Nachdem Eduard einen glücklichen Ferienmonat bei der Mutter in Stuttgart, wohin sie unterdessen gezogen war, zugebracht hatte, reiste er etwa am 18. Oktober nach der fröhlichen Neckarstadt, wo Graf Eberhard im Bart geholfen hatte „zu graben den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unabsehbar geschöpft mag werden tröstliche und heilsame Weisheit zur Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit."

Das Neckarthal bei Tübingen hat seinen besonderen Reiz: der Fluß bespült auf der einen Seite den mit Reben bepflanzten Höhenzug, der Neckar und Ammer trennt und auf seinem Rücken das stolze Schloß Hohentübingen und einen Teil der Stadt trägt, auf der andern Seite eine Hügelkette, die zur Alb führt. Ringsum belebt eine reiche Vegetation die Höhen, die auch Hopfen und Wein tragen, und im Thale ziehen herrliche Baumgänge hin: neben dem uralten Lindenbaumgang die Platanen-, Kastanien- und Akazienallee.

Eduard wurde nun, wie seine Schwester Luise schreibt, „in das Stift eingeliefert." Und daß dies in Tübingen auch allgemein das Kloster hieß, war dem angehenden Studenten, dem die Stadt ja nichts Neues war, gar wohl

bekannt. Daß es ihn nach dem früheren Auguſtinerkloſter, das mit ſeinen ſtattlichen Neubauten ganz freundlich auf den Neckar blickt, nicht ſonderlich gezogen hat, wird man dem alten Kloſterſchüler und jungen Poeten und Studenten nicht gar ſehr verargen, denn da begannen gleich wieder die Sorgen, wie der Burſchenfreiheit am beſten gegen die Stiftsſtatuten beizuſpringen, und der ſtrengen Kloſterordnung auch das nächtliche Schweifen und Schwärmen im Walde und auf den Höhen abzugewinnen ſei. Auch gab es da wieder die regelmäßigen mündlichen und ſchriftlichen Prüfungen und Repetitionen, Aufſätze ꝛc.; es gab eine beſtimmte Werktags- und Sonntags-Ordnung, eine Studien-, Kirchen-, Tiſch- und Kleider-Ordnung, eine Rekreations-, Ausgangs- und Heimkehr-Zeit, Verbote gegen Tabakrauchen, Kartenſpielen und Trinkgelage; es gab Hausarreſt, Inkarzeration und Weinentziehung; ſpärlich wie in Urach war auch die Reiſeerlaubnis. In einem Zimmer hatten mehrere Seminariſten zu wohnen, und das wurde nicht angenehmer durch die ſchönen Namen, die dieſe Zimmer hatten, wie: Worms, Bethlehem, Wartburg, Jeruſalem, Leipzig, Belgrad, Zion, Neapel, Hellas, Katzbach, Vendée, Elyſium, Mulattenſtube ꝛc. Und am Hauptthor wohnte der Herr Ephorus und am anderen Ausgang, der „Hölle“, der Herr Inſpektor. —

Der junge Student befand ſich indes im Stift nicht unter Fremden: von den Freunden wohnte Bruckmann mit ihm zuſammen — von der Maulbronner Promotion war der gute Käferle da, auch Waiblinger war gleichzeitig mit ihm ins Stift aufgenommen worden; von der Uracher Promotion traten ihm noch näher Butterſack, Flad und Naſt, vorübergehend auch Tobias Beck, der berühmte Theologe.

Nachdem ſich Mörike mit ſeiner feſten, klaren Schrift in die Matrikel eingetragen hatte, war er akademiſcher Bürger der Stadt Tübingen. Als Stiftler hatte er an ſich ſchon weniger Veranlaſſung, ſich einer beſonderen ſtudentiſchen Verbindung anzuſchließen; und wenn er auch nach ſeiner ganzen Geſinnung den Tendenzen der allgemeinen Burſchenſchaft geneigt war, ſo hatte ihn doch das Auftreten der Tübinger Burſchenſchaft, wie er es ſchon von Urach aus kennen gelernt hatte, durchaus abgeſtoßen. Das geräuſchvolle bunte Bänder- und Mützenweſen, in deſſen alleiniger Obhut Gott, Ehre, Freiheit und Vaterland ſtehen ſollten, konnte ſeinen Sinn für Schlichtheit, Wahrheit und Gerechtigkeit ſowie ſeine keuſche Empfindung und ſein äſthetiſches Gefühl nur verletzen. Und was er als unwahr oder halbwahr, als anmaßend oder gemacht, als geſpreizt und geſchmacklos empfand, das pflegte er auch äußerlich beſtimmt, ja rückſichtslos abzulehnen, zu verurteilen oder zu verſpotten. Vertreter der Burſchenſchaft haben nicht unter-

lassen, dies als „unpatriotisch“ zu bezeichnen, sie beweisen damit selbst, daß sie Mittel und Zweck verwechseln, und Mörike im Grunde so unrecht nicht hatte. Bekannt ist ja die Satire auf die Verirrungen der Burschenschaft im Maler Nolten, wo ein Riesenmensch im altdeutschen Rock mit Ritterspuren und Tabakspfeife auf einem großen Maskenfeste auftritt, und sich lästig macht. „Er wird endlich in eine Ecke geschoben, ein kleiner Schornsteinfeger kommt herbei, knebelt ihm Hände und Füße, legt sein schwarzes Leiterchen am breiten Rücken des Ungetüms an, klettert flink mit Scharreisen und Besen an ihm hinauf, hebt ihm vorsichtig den Scheitel wie einen Deckel ab und fängt an, den Kopf recht wacker auszufegen, indem er einen ganzen Plunder symbolischer Objekte herauszieht: einen täuschend nachgemachten Wurm von erstaunlicher Länge, ein seltsam gezeichnetes Kärtchen von Deutschland, eine Menge zerbrochener Kronen und eine größere ganze dabei, kleine Dolche, Biergläser und farbige Bänder, dagegen wurden andere Sächelchen hineingelegt, worunter man ein griechisches A. B. C-Buch zu erkennen glaubte; alsdann bekam der Mann ein wenig Streiche und gleich darauf kroch höchst vergnügt ein rundes bescheidenes Pfäfflein aus der prahlerischen Hülle hervor.“

Philister waren Mörike all seine Tage verhaßt, am verhaßtesten aber waren ihm die verkappten und maskierten. Aus seiner Studentenzeit ist noch eine dramatische Satire erhalten, die dieser Gesinnung nach verschiedenen Seiten, namentlich auch der Burschenschaft gegenüber, einen unzweideutigen Ausdruck verleiht.

Dieses dramatische Stück hat drei Auftritte. Im ersten Auftritt legt ein „Fruchthändler“ in 33 Reimpaaren dar, wie er „ein reiches Weib von seltenem Vermögen“ heimführen wolle, das einen armen alten Teufel zum Manne und vier „Lümmel“, die nur Bier „schlampfen“ können, zu Kindern hat. Im zweiten Auftritt erscheint jenes Weib, genannt „Musa“, mit ihren „Kindern“, die ihr von Tabakrauchen und Biertrinken vorschwärmen und auf Steckenpferden reiten: auch schöne, bunte Quasten ꝛc. hätten sie

„So haben wir noch Sächlein allerhand,
Wir turnen, oder spielen auch mit — Sand.“

Alles aber geschieht, „von wegen Deutschlands Freiheit“.

Musa: „Wie meint Ihr das?“

Zweiter: „Wir meinens — eben — gut.“

Musa: „Wie macht Ihrs aber?“

Zweiter (beſinnt ſich): Ach, wir machens — machens eben — Wie machen wir's denn, Fritz?"

Erſter: „Das Näh're wird ſich geben,
Denn was geht über's Vaterland,
Was über Völkerrecht und Treue!
Nein — ich — mir iſts — wie ich mich freue!
Kommt! Männer, Brüder! Eure Hand!"

Dritter: „Wir gehen einmal in den Krieg,
Und — Säbel — Pulver — Freiheit — Sieg!"

Vierter (leiſe): „Hol ich der Mutter nicht die netten Briefe,
Die wir als an einander ſchreiben?"

Erſter: „Nein, Beſter, laß es lieber bleiben,
Bedenk den Eid, es geht ſonſt ſchief." —

Darauf folgt ein „Zwiſchengeſpräch unter den Zuſchauern":

„Knoz, Profeſſor (zu ſeinem Nebenſitzer): Unfaßlich, Herr Kollege! es regt ſich noch nichts unter den Studenten.

Profeſſor Fatel: Ha! Ha! Ha! Hamlets Vater hätte lang ſein „Licht! Licht!" gerufen. Die Herrn da unten ſollten ſich auch welches ausbitten. Was meinen Eure Magnificenz?

Doktor Kalzner: Laſſen Sie mich! Ich bin außer mir vor Wut, der Direktor iſt ein Schurke, er überſchreitet meine Abſicht. Verlangte ich eine Satire gegen die Studentenſchaft? Ich hätte Luſt, das Weiterſpielen zu verbieten.

Knoz: Eine loſe Rede ſchläft in tauben Ohren.

Kalzner: Keinen Unglimpf mein Herr! Ich reſpektiere die Studenten, und es macht ihnen nicht wenig Ehre, daß keinem einfällt, dieſe abgeſchmackte, unwahre Karrikatur auf ſich zu deuten.

Fatel: . . . aber dort ſtecken doch einige die Köpfe zuſammen.

Einer aus dem Trupp ruft: Ich frage, ob die Poſſe uns zum Schimpf ſein ſoll; ich frage im Namen aller Uebrigen. Andre (lachen): Gott behüte! in unſerem Namen nicht. Inkommodieren Sie ſich nicht! Ziehe die Sache auf ſich, wer will. Wir gaudieren uns im Ganzen, denn die Allegorie oder wie mans nennen will . . . iſt doch wohl der Hauptkoup dabei.

Kalzner: Bravo, Ihr Herren, bravo!

Die erſteren (unter einander): Was brummen die da von einer Kategorie? — Sie ſagen, ſie ſeien nicht in einer Kategorie mit uns. Was wollen die Kameele denn? — Ich welte, es ſteckt noch was anders dahinter! Nur ſtill,

wir prügeln die Hunde aber nachher. — Ich fordere sie; wär mirs nicht wegen dem hübschen Weib, das die Gräfin (!) spielt, ich finge Skandal an auf der Stelle.

Die Anderen: Weiter im Schauspiel!"

Im dritten Auftritt erscheint zunächst Musa mit ihren Kindern, dann kommt der Fruchthändler mit seinem Neffen Bel esprit, der für den Onkel die geistreiche Unterhaltung führen und werben soll.

Es entwickelt sich nun zwischen allen ein Gespräch, in dem die „Kinder" als läppische, rohe Gerngroße, und der Fruchthändler als plumper Aufdringling sich erweisen, sodaß der Bel esprit unter Lachkrämpfen verschwindet. Sobald aber der Fruchthändler der Musa einen Heiratsantrag macht, erscheint der Herr vom Hause hinter dem Stuhle des Heiratskandidaten, verabreicht ihm eine schallende Ohrfeige und beschwert sich in solider Prosa darüber, daß jener ihn um sein Brod bringen will. Als der Fruchthändler seine Werbung fortsetzt und dem Herrn vom Hause „einige wenige Entschädigung" verspricht, geraten sich die beiden Konkurrenten in die Haare und „drücken sich zur Thüre hinaus."

Musa (allein) beklagt ihr hartes Geschick (in 24 fünffüßigen Jamben); sie würde den Vater bitten, sie wieder in seinen heiteren Saal aufzunehmen, wenn die Menschen nicht ohne sie verschmachten müßten. Das liebliche Thal, den Fluß, das Schloß mit seinen Zinnen will sie jetzt nicht verlassen. Der Alte sei kein schlimmer Mann, „der Fremde aber ist mir tief verhaßt. Ich ahne schon, wie alles kommen mußte. Ein Uebel um das andere zeigt sich mir Voraus im Geist für mich und meine Kinder." —

Zu den hervorragenden Führern der damaligen Tübinger Burschenschaft gehörte Friedrich Notter, 1801 in Ludwigsburg geboren und während seines Besuches der dortigen Lateinschule (1811—1818) mit Mörike von Ansehen bekannt. Er fand dessen Stellung der Burschenschaft gegenüber — wie sich begreifen läßt — weder zu verstehen noch zu billigen und schreibt darüber unter anderem: „Mörike war so ziemlich das Gegenteil von dem, was man sich hie und da noch jetzt, jedenfalls aber damals unter einem deutschen Studenten vorzustellen pflegte. Der mit der Jugend in der Regel so innig verwobene Drang, die innere Gesinnung möglichst auch durch das Aeußere zur Anschauung zu bringen, und durch allerhand Symbole, wie Farben, Bänder, ja den Schnitt der Kleidung selbst, darzustellen, mit diesen Symbolen in Fahnen ꝛc. bei festlichen Aufzügen zu spielen, fehlten bei ihm durchaus. Er floh nicht nur jede Studentenverbindung und Studententracht, sondern es schien bei ihm wirklicher

Mangel an Empfindung für solche in der Jünglingsseele gewöhnlich liegende Forderungen, keineswegs absichtliche Opposition gegen dieselben zu sein, wenn er z. B. das damalige Abzeichen des Philistertums, den schwarzen runden Filzhut, der burschenhaften Mütze entschieden, und oft als der Einzige unter vielen Hunderten, vorzog."

Sein Gesicht sei gegen früher, sagt Notter, nicht wesentlich verändert gewesen: Stirn und Nase trugen „immer noch das edle geistige Gepräge", Wangen und Kinn aber, „dem unterdessen verstorbenen Vater sich anbildend", seien „merklich breiter und massiver geworden."

Von Gestalt war Mörike mittelgroß, fein gegliedert, sehr beweglich und so gelenkig, daß er die Füße ganz herum stellen konnte, wie er zum Scherz manchmal zu thun pflegte; seine Brust war gesund, und er konnte, namentlich beim Heben von Lasten, starke Muskelkraft entwickeln. Das blieb ihm auch im spätern Alter, trotz aller Kränklichkeit. Obgleich seine Sehkraft infolge jenes Augenleidens ein wenig gelitten hatte, war er in Tübingen als ausgezeichneter Schütze bekannt und übte sich auch dort noch gerne im Schießen, besonders mit der Armbrust.

Seine ganze Erscheinung war, wie mehrfach bezeugt wird, außerordentlich anziehend; das Auge bald träumerisch, bald schalkhaft und voll Lebenslust; sein außerordentlich liebenswürdiges Wesen, sein ungewöhnliches mimisches Talent übten eine starke Anziehungskraft Er war von Natur feurig, sehr leicht empfänglich, ja leidenschaftlich; bei seiner überaus zarten und regen Empfindung und nie rastenden Phantasie konnte er in die Gefahr kommen, innerlich aufgerieben, zerfasert zu werden; daher hütete er sich instinktiv vor vielem Verkehr und umhegte so gleichsam sein inneres Wesen. In dem selbstgewählten engeren Kreise entfaltete er oft die schrankenlose Fröhlichkeit seiner reinen Natur; da war er der erfindungsreiche Schalk, der ewig wechselnde Proteus, der die mannigfaltigen Lichter seines Geistes in allen Farben spielen und leuchten ließ; da wußte er die von ihm erfundenen komischen Gestalten: den fadendünnen Barbier Wispel — äußerlich dem Perückenmacher Fribolin ähnlich — mit seinem Mutterwitz und schwachen Anflug von Bildung — französiert Professor Sicheré —, den sicheren Mann, den schwäbischen Cyklop, mit Zwerchfell erschütterndem Erfolge vorzuführen und die Freunde durch seine Geistesblitze zu entzücken.

Dabei ließ er immer — wie als Kind und als Knabe, so als Jüngling und Mann — nur das in sein Inneres kommen, was ihm gemäß war. Das bewies er auch jetzt wieder Waiblinger gegenüber, sodaß es in Freundeskreisen

mehr als einmal hieß: Mit Waiblinger sollst Du ja jetzt nicht mehr so gut stehen. Dieser interessierte ihn wegen seiner Eigenart stark, aber er studierte ihn mehr, als daß er sich ihm hingab. —

Waiblingers Stellung im Stift war von Anfang an beeinträchtigt durch seinen bedenklichen Prüfungsaufsatz.

Am 25 und 26. September 1822 nämlich hatte in Stuttgart die Aufnahmeprüfung für das Stift abgelegt werden müssen, dabei war auch ein Aufsatz geschrieben worden über den Wert der Wissenschaften. Waiblingers Arbeit hatte der Prüfungskommission ganz besondere Bedenken erregt; denn, berichtete der Ephorus des Stifts, Professor Jäger, bei keinem Prüfling kämen „solche Aus-

Tübingen. „Das Stift".

wüchse einer zügellosen Phantasie vor, wie sie die Arbeit des Gymnasiasten Waiblinger auf eine sehr befremdende Weise zeigt." Der heutige Beurteiler dieser Arbeit würde sie schwerlich lesen, ohne einen pathologischen Eindruck zu bekommen.

Von Mörike heißt es in G. Köstlins Charakteristik: „Freund des Aesthetischen, den trockenen Studien abhold, sonst gutes, recht höfliches Betragen."

Die Charakteristiken in der Aufnahmeliste, auf die G. Köstlin keinen Einfluß gehabt hat, sind z. T. sehr scharf und treffen nicht überall das Richtige. Von Hartlaub z. B. hieß es: „lebt gern in der Phantasiewelt, liest Romane, wo er sie erwischt — schwächliche Natur, hängt mit Mörike fest zusammen"; auch Bruckmann wird ziemlich stark abgethan, dagegen Nast und Flad — jener als „kräftige Natur", dieser als „religiös, geordnet" ꝛc. bezeichnet — im ganzen

richtig beurteilt. Alle hatten beſtanden, aber eine ganze Anzahl ſollte zu anhaltenderem und angeſtrengterem Fleiße angehalten werden, darunter waren auch Hartlaub, Bruckmann und Mörike genannt.

Nach dem für die Stiftler geltenden Studiengang hatte Mörike zunächſt einen „philoſophiſchen Kurſus“ von drei Semeſtern zu abſolvieren, der an die Artiſten-Fakultät des Mittel-Alters erinnert. Er hörte im erſten Semeſter 6 Kollegia, nämlich Logik, Univerſal-Geſchichte, Anthropologie, Proverbien, Jeſus Sirach und Encyklopädie der griechiſchen Litteratur, im 2. Semeſter jedoch nur 4: Moral-Philoſophie, Geſchichte, Mythologie und die Weisheit Salomonis.

Dieſe Koſt ſcheint ihm nicht recht gemundet zu haben, denn in dem amtlichen Bericht vom 5. April 1823 heißt es, Mörike ſcheine zwar ein guter Menſch zu ſein, „verdient aber doch um ſo mehr eine nachdrücklichere Zurechtweiſung, da auch ſein Fleiß noch nicht gehörig anhaltend und zweckmäßig iſt.“ Waiblinger wird dagegen in dieſem Protokoll ſehr milde beurteilt. Es wird zunächſt von der Hoffnung ausgegangen, daß er ſich finden werde, da er „ein gutartiger, für Erfahrungen zugänglicher Jüngling“ ſei; darauf ſei um ſo mehr zu rechnen als „der ſchlimme Einfluß einer einſeitigen Bewunderung ſeiner poetiſchen Talente, welche in ſeinen früheren Verhältniſſen offenbar nachteilig auf ihn gewirkt hatten, hier großenteils weggefallen iſt.“ Uebrigens zeige ſich bei den beſten Köpfen hie und da „Sucht nach Genialität“. Bei der Lokation hatten Hartlaub und Mörike wieder denſelben Platz wie beim Abgang von Urach. —

Das Leben und Treiben in dem damaligen Tübingen trug durchaus den Charakter der ländlichen Kleinſtadt, wenn man von dem Studenten- und Univerſitätsweſen abſieht. Der Stadtſchultheiß mußte noch regelmäßig das Verbot einſchärfen, Gänſe und Enten in den Straßen herumlaufen zu laſſen. Die größeren Märkte erſt brachten einen regen und ausgedehnten Verkehr mit ſich, namentlich auch mit der Nordſchweiz, hieß ja doch die große Straße, die über Luſtnau nach Südweſten führt, die Schweizerſtraße; und als das „Bläſibad“, ein früher viel beſuchter Vergnügungsort, verſteigert werden mußte, wurde der Kauf amtlich beſonders dadurch empfohlen, daß es „an der ſehr gangbaren Schweizerſtraße“ liege. Der ländliche Charakter der Stadt iſt auch darin zu erkennen, daß das Rauchen von Cigarren und deckelloſen Pfeifen auf der Straße bei einer namhaften Geldſtrafe verboten war.

Die angezeigten Vergnügungen bleiben ebenfalls durchaus im Rahmen der Kleinſtadt. Im Jahre 1823 war es ein „Wachsfigurenkabinet“ mit vielen Potentaten und 2 Franzoſen, die in Rußland die Naſen erfroren haben; es fehlt auch dabei „die ſchlafende Venus“ nicht, die „gegen beſonderes Entree“ zu ſehen

ist; 1824 ist es ein „transparenter Luftballon", der „zugleich mit Feuerwerk" die „Herrschaften" ergötzen soll; 1825 ist es das Modell eines englischen Linienschiffes, das „ein gewesener Seefahrer" sehen läßt. Auch ein Silhouetteur bietet einmal — während 4 Jahren — seine Dienste an. In dem vornehmsten Gesellschaftslokal der Stadt, dem 1822 vollendeten „Museum", fand hie und da ein Ball, oder ein Conzert statt, einmal mit der „Stuttgarter Brigade-Musik", auch davon fehlte dann die Resonanz nicht in den Strafprotokollen des Stifts.

Die übrigen Anzeigen in dem „Intelligenz-Blatt" halten sich ebenfalls durchaus auf dem Boden der ländlichen Kleinstadt. Für die Zeit ist es immerhin bezeichnend, daß als „Neues Buch" — für 12 Kr. — mit spaltenlanger Inhaltsangabe mehrfach angezeigt wurde: „Ueber den Einfluß der Swedenborgschen Lehre auf die gegenwärtige und künftige Zeit." Auch die Griechenbegeisterung bricht einmal durch, indem durch ein schwülstiges Gedicht „Missolunghi" zu einem Konzert im „Museum" eingeladen wird, das „zum Besten der Griechen" gegeben werden soll. So wenig Mörike von diesen Herrlichkeiten gehabt haben wird, so viel hat er unzweifelhaft die liebliche Natur in Tübingens nächster Umgebung genossen und Tag und Nacht durchschwärmt. Da ging es durch das romantische Thälchen des Käsenbachs, durch das „Elysium" hinauf auf die Heide und dann in die herrlichen Wälder nach Bebenhausen, oder durch das Goldersbach- und Entringer Thal nach Hohen-Entringen, dem hochliegenden Schlosse der Freiherrn von Ow, des Geschlechts, dem der Dichter des armen Heinrich angehört hatte; oder über das Schloß und Schänzli auf stillen, weichen Waldwegen rechts nach Schwärzloch, links auf den Spitzberg, oder noch weiter nach der vielbesungenen Wurmlinger Kapelle, von der der junge Student sich auch eine schmucklose Zeichnung im Sommer 1823 machte, die noch erhalten ist. Ganz besonders aber war es der dicht bei Tübingen gelegene Oesterberg, den Mörike mit Waiblinger und dem durch diesen neu gewonnenen Freund Ludwig Bauer im Sommer zum Mittelpunkte ihrer Schwärmerei gemacht hatte. Bauer, 1803 im fränkischen Oberamt Oehringen als Pfarrerssohn geboren, war aus dem Seminar Blaubeuren schon 1821 in das Tübinger Stift gekommen. Er hatte in der schwärmerischen Art der Zeit um Mitternacht in einsamem Kreuzgange mit Waiblinger den Bund „ewiger Freundschaft" geschlossen. Er gab sich mit seinem weichen Herzen und seinem offenen, fröhlichen Sinn anfangs ganz Waiblinger hin; nun kam Mörike in den Bund, um gemeinsam mit beiden zu schwärmen, zu lesen, zu dichten. Da lagern sie, erzählt J. Klaiber, im dämmernden Halbdunkel des Waldes auf Moos; auf dem sonnigen Gipfel des Spitzberges bauen sie aus Tannenzweigen eine Robinsonhütte; in Pressels chinesischem

Gartenhaus auf dem Oesterberge durchschwärmen sie die warmen Sommernächte und schauen zu den vier Läden hinaus in das geheimnisvolle Dunkel der nächtlichen stillen Natur; hier war es auch, wo sie den unglücklichen Hölderlin empfingen, der schon über 2 Jahrzehnte in der Nacht des Wahnsinns dahin träumte. Sie steigen hinein in das schaurige Dunkel einer hochgewölbten Brunnenstube, unter ihnen rauschen die Bergwasser, und bei Kerzenlicht lesen sie Homer und Shakespeare, während feuchte Spinnfäden von der Decke hängen.

Mit den Ludwigsburger Landsleuten Fr. Th. Vischer und D. F. Strauß, die drei bezw. vier Jahre jünger waren als Mörike, wurden von neuem freundliche Beziehungen angeknüpft. Strauß hat dann auch das „merkwürdige Kleeblatt": Mörike, Waiblinger, Bauer mit seiner geistvollen Feder nicht unterlassen können zu schildern. „War Waiblinger imposant, so erschien Mörike rätselhaft. Er blendete schon deswegen nicht, weil er sich entzog. . . . Nur wurde es Einem einmal so gut — das hielt aber schwer — in seine Nähe zu kommen, und, war er ernst, von seinem aus innerstem Seelengrunde heraufquellenden Worte getroffen, oder in heiterer Stunde von seinem unvergleichlichen Talente humoristischer Mimik fortgerissen zu werden: Man wußte nicht, wie Einem geschah; an die Geniefrage dachte man gar nicht, so wenig als Mörike selbst daran dachte, das aber wußte man, fast noch ohne seine Gedichte zu kennen, daß hier ein Dichter sei. Ja, Mörike ist für uns alle, die sein Wesen mittelbar oder unmittelbar berührt hat, das Modell dessen geworden, was wir uns unter einem Dichter denken. Und wir waren an kein schlechtes Modell geraten, sollte ich meinen. Ihm verdanken wir es, daß man keinem von uns jemals wird Rhetorik für Dichtung verkaufen können; daß wir allem Tendenzmäßigen in der Poesie den Rücken kehren; daß wir Gestalten verlangen, nicht über Begriffsgerippe künstlich hergezogen, sondern so wie sie leiden und leben, mit einem Blick vom Dichter erschaut und ins Dasein gerufen. Ja, Mörike ist Dichter, jeder Zoll ein Dichter, und nur Dichter. . . . . Wir möchten Mörike stärkere Assimilationsorgane, oder um es deutsch zu sagen, derbere poetische Freß- und Verdauungswerkzeuge wünschen." Diesen Wunsch wird man aber nicht teilen, will man Mörike als Dichter haben und behalten, wie er ist. Und wer ihn verstanden hat, wird ihn eben nicht anders haben wollen: denn so ist er einzig.

Unter den Jünglingen, die dem Mörikeschen Freundeskreise nahe standen, ist Rudolf Lohbauer, geb. 1802 zu Stuttgart, zeitweilig stärker hervorgetreten. Er war wie sein Vater, der im Kampf gegen die Vorarlberger Bauern 1809 gefallen war, zuerst württembergischer Offizier, dann Litterat und hielt sich eine Zeit lang in Tübingen angeblich studierens halber auf. Er war ein Jüngling

von hervorragender Begabung, aber von leidenschaftlichem Charakter, genußsüchtig und voll Selbstüberschätzung; dabei konnte er, wenn er wollte, ein außerordentlich einnehmendes Wesen annehmen. Da er etwa 2 Jahre älter als Mörike war und mit der Welt und ihren Umgangsformen weit vertrauter als dieser, so waren Mörikes Mutter und Schwester Luise mit Recht in Sorge, daß Lohbauers Einfluß auf Eduards kindliche Liebe und sein Pflichtgefühl ungünstig wirken könne, wenn sich Gelegenheit dazu biete. Und diese war unerwartet früh erschienen.

Im Frühjahr 1823 war nämlich in den Gesichtskreis Mörikes eine zauberhaft schöne Fremde getreten, umhüllt von dem Schleier einer unbekannten Herkunft, übergossen von dem Schmelz der Leiden und umleuchtet von dem Glanz heiliger Schwärmerei. Sie hatte einen außerordentlich tiefen Eindruck auf den Jüngling gemacht, dessen ganzes Innere um so stärker ergriffen wurde, als die hilflose Lage der Schutzflehenden sein vollstes Mitgefühl herausforderte.

Wie im Traum war er in die Osterferien gekommen; Schwester Luise hatte die größte Not mit dem aufgeregten Bruder, der mit seinen Schwärmereien für jenes Zaubermädchen — Maria nannte sie sich — und für den ebenfalls von tiefer Leidenschaft für dieses Mädchen ergriffenen Lohbauer den Frieden der Mutter und des ganzen Hauses gefährdete. Mit größter Sorge sah die Schwester, die der Mutter alles verborgen hatte, den Bruder nach Tübingen zurückkehren.

Das Ende des Sommerhalbjahres 1823, während dessen er ebenfalls vier Kollegia gehört hatte, wurde für Mörike recht unerfreulich: Seine innere Aufregung steigerte sich, sein körperliches Befinden war nicht günstig; so verließ er Tübingen früher und ging zu Bruder Karl nach Oberschwaben. In Sehnsucht verzehrte sich Bauer nach dem entfernten Freunde und schrieb ihm am 6. September: „Ich klebe noch am Staub, aber wenn ich an Dich denke, ist mirs, als ob ich im Shakespeare gelesen hätte. Aber das ist mir lieb, daß nur dann Dein ganzes wunderbares Selbst vor mir steht, wenn sich die gemeinen Gedanken wie müde Arbeiter schlafen legen, und sich die Wünschelrute meines Herzens nach den verborgenen Urmetallen hinabsenkt.“ Auch in den Zeiten des körperlichen Leidens rastete die dichterische Gestaltungskraft nicht. Und wie ihm die Liebe zu Clara Neuffer im Herbste 1822 das Gedicht „Erinnerung“ (Ged. S. 5) eingegeben hatte, eine Schöpfung von unvergleichlicher Anmut, Kindlichkeit und einer so feinen Abwägung, wie man sie keinem Achtzehnjährigen zutrauen sollte, so sind auch die Stücke aus dem Jahre 1823 Früchte des neuen Liebestraumes: „Tag und Nacht“ (Ged. S. 175 f.) „Nächtliche Fahrt“ (S. 8 f.) und „der junge Dichter“ (S. 10 f.). Wenn er sich auch in diesem Gedicht, das im September 1823

entstanden ist, den „unmündigen Sohn Apollens“ nennt; wenn er auch klagt, daß sich ihm nicht alles „so rein und völlig,

Wie es in der Seele lebte,
In des Dichters zweite Seele,
Den Gesang hinüberspielte,“

so tragen doch auch diese Gedichte keine Spur von jugendlicher Unreife an sich.

In dem Gedicht „Nächtliche Fahrt“ erscheint ein „armes, holdes Kind, eine Gabe zu erbitten“; dann steht sie „als die schöne Büßerin“, lächelt und weint lange. Und das Gedicht „Tag und Nacht“ schließt:

„Aber ach, sie sind geschieden,
Sind getrennt wie Tag und Nacht.“

Zeugnis von der tiefen inneren Erregung, in der er sich beinahe unablässig befand, legt das Gedicht „Die Elemente“ (Ged. S. 177) ab, dem er als Sinnspruch die Stelle aus dem Römerbrief (8, 19) vorangestellt hat: „das sehnsüchtige Harren der Schöpfung wartet auf die Enthüllung der Kinder Gottes.“ Da steht der Titane, der doch nicht würdig heißen kann, „mit Göttern ganz ein Gott zu sein“, und sieht nach wildem Stürmen und Schlagen, daß ihm nur die eine Freude bleibt:

„Wenn er bei Nacht auf öder Heide
Die Sehnsucht seiner Seele pflegt.“

Er ergreift die Ketten, die „aus finsterem Wolkenraum“ herabhängen, schwingt sich empor, sieht sie von „rosigen Gestalten“ an goldenem Ring gehalten und hört deren milden, leisen Trostgesang:

„Dem Wort vom Anfang mußt Du trauen,
In ihm laß Deinen Willen ruhn!“

Dann wirst du Gottes Willen und Wesen verstehen,

„Dann, wie aus Nacht und Duft gewoben,
Vergeht Dein Leben unter Dir,
Mit lichtem Blick steigst Du nach oben,
Denn in der Klarheit wandeln wir.“ —

Ende September kam Eduard mit Bruder Karl, der eben eine Anstellung als Thurn- und Taxisscher Amtmann in Scheer a. d. Donau erhalten hatte und vor der Hochzeit stand, im elterlichen Hause in Stuttgart an. Mutter und Schwester hatten die Hoffnung, Eduard durch die Hochzeit und die Reise nach Scheer, wohin er die Seinen begleiten sollte, zu zerstreuen und zugleich Lohbauers verderblichem Einfluß zu entziehen; nur befürchtete Luise mit Recht, Eduard werde in seinem gesteigerten Argwohn jene Entfernung als entehrendes Mißtrauen der Seinigen ansehen. So sah er es auch an, und es kam zu einer heftigen Scene, als Eduard aus der Gesellschaft Lohbauers abends nach Hause kam, und die Mutter ihm in ihrer milden Art Vorhalt machte. Luise wußte dann — in so zarter wie kluger Weise — den erregten Bruder zu beruhigen und von dem verderblichen Freunde fern zu halten, so wie sie es meisterhaft verstand, Balsam in sein verwundetes Herz zu gießen, das bereits von einem neuen Schlage bedroht war. —

Schon seit Jahren hatte sich nämlich im Südwesten Deutschlands, namentlich aber in der Nordschweiz, ein stark, ja krankhaft erregtes religiöses Leben bemerklich gemacht. Im Frühjahr 1823 kam es zu der grausigen Tragödie in Wildenspuch bei Schaffhausen, wo Margarethe Peter, eines Bauern Tochter, zuerst im Namen Jesu Christi ihre Schwester erschlagen und dann sich selbst ans Kreuz hatte nageln und töten lassen. Auch diese Gräuelthat religiösen Wahnsinns führte auf das krankhafte Sektiererwesen zurück, dem Frau von Krüdener bei ihrem Zuge durch die Schweiz in den Jahren 1816 und 1817 neue und starke Nahrung gegeben hatte. Blinde Fanatiker, verbrecherische Menschen, schwärmende Mädchen und Frauen, dazu nicht wenig loses Gesindel bildeten und umschwärmten die Wandergemeinde jener Dame, deren Vorbild die edle Frau von la Mothe-Guyon (1648—1717) war, die der Mystik der Liebe die des Leidens hinzugefügt hatte. Nur durch die völlige Abtötung der Sinne, so lehrte diese, nur durch Geißelhiebe, Auferlegung der höchsten körperlichen Qualen, Genießen ekelhafter Speisen ꝛc. könne die Seele so vom Leibe befreit werden, daß sie in Gott ruhe, daß sie nicht mehr ihr eigenes, sondern nur Gottes Leben habe. In ihrer Schrift „Les torrens“ stellte sie Gott als Seelenführer unter dem Bilde des Schiffers, das innere Leben unter dem Bilde von Bächen, Flüssen und Strömen dar; wie sich diese in das Meer ergießen, so die Seelen der Menschen in Gott.

Von diesen Lehren ergriffen und von der Persönlichkeit der Frau v. Krüdener völlig benommen, hatte sich ihrer Wandergemeinde auch ein Mädchen angeschlossen, das an wunderbarer Schönheit und hingebender Schwärmerei jener edlen Frau von Guyon verglichen werden darf. Sie war am 1. August 1798 zu S. in der Schweiz von wohlhabenden Eltern geboren, mit Sorgfalt erzogen und hatte sich, als ihr Bräutigam plötzlich starb, ganz von ihrer Schwärmerei hingerissen, der Wandergemeinde der Frau v. Krüdener angeschlossen. Da die Eltern sie nicht zur Rückkehr zu bewegen vermochten, untersagten sie ihr die Heimkehr und verfluchten sie.

Nachdem die schweizerischen Behörden dem Treiben der Frau v. Krüdener 1818 ein Ende gemacht hatten, versuchte jenes Mädchen — Maria Clara Meyer hieß sie — die Heimkehr ins Elternhaus. Die Eltern aber wollten sie nicht eher wieder aufnehmen, als bis sie drei Jahre lang als Magd die niedrigsten Dienste in Demut und Treue verrichtet habe. Nun suchte sie nach einem Dienste, aber überall erregte sie durch ihre wunderbare Schönheit die frechen Begierden der Männer, denen sie sich — mehrfach durch Sprünge aus dem Fenster, mehr als einmal mit Dransetzung ihres Lebens — immer mit Bewahrung ihrer Reinheit zu entziehen gewußt hatte. Nach einem solchen Sprung kam sie völlig erschöpft im Sommer 1819 in das Haus des Gerichtsschreibers Münch in Rheinfelden, Kanton Aargau, und fand daselbst eine Stellung als Näherin und Gehilfin in der Wirtschaft. Im Hause wohnte auch der Sohn, der Jurist war und der dortigen Kriminalkommission als Aktuar diente; als Maria hörte, daß dieser früher Burschenschafter gewesen und ein großer Verehrer Sands sei, zeigte sie ihm ein Medaillon und eine angebliche Haarlocke Sands, die sie mit der Locke ihres verstorbenen Bräutigams bei sich trug. In ihrer Schwärmerei für Sand sah sie in dessen Freund ihren Retter und Bruder, indem sie sagte — „Siehe, ich bin Deine Magd, doch ehre als Bruder die Schwester, die der Herr Dir gesendet." Die Reinheit ihres Herzens, urteilt der Genannte, und ihrer Sitten war ebenso unzweifelhaft wie ihre grenzenlose Schwärmerei. „Am wehesten that es ihr," erzählt dieser Mann, „wenn ihr Gefühl mißverstanden ward, und man anderes unter ihrer unbedingten Ergebenheit suchte."

Auffallend war ihre Liebe zu Blumen, über die sie viel Sinniges zu sagen wußte. Manchmal war sie von ausgelassenster Fröhlichkeit, öfters aber, ganze Tage lang, von tiefster Traurigkeit, in der sie geistliche Lieder sang und das Medaillon küßte. Eines Nachts wurde sie zufällig betroffen, daß sie in ihrem Zimmer, auf einem spitzen Holzstück kniend, ihren entblößten Rücken blutig geißelte; dazu betete sie vor dem Kruzifix und dem Medaillon und sang kleine

geistliche Lieder dazwischen. Diese Abtötung nahm sie nach ihrer Erklärung teils zur Sühnung des Elternfluches vor, teils zur Abwendung des Sand und anderen Blutzeugen der Wahrheit drohenden Schicksals. Viel wußte sie zu erzählen von wunderbaren Träumen und Visionen.

Als Münch im Herbst 1819 als Professor nach Aarau ging, wohin er sich auch verheiraten wollte, verließ sie Rheinfelden.

Das war die wunderbare Fremde, das Zaubermädchen, das, im Frühling 1823 nach Tübingen gekommen, alsbald nicht bloß das größte Aufsehen, auch in Professorenkreisen, erregte, sondern auch in diesen Kreisen verkehrte, Männer wie den Prälaten von Bengel für sich zu interessieren und so tieffrommen Gemütern wie Flad und Blumhardt eine tiefere Neigung einzuflößen wußte.

Wie sollte da das leidenschaftliche Herz des Dichterjünglings nicht in allen Fasern erzittern; wie sollte sein tiefreligiöses Gemüt nicht bis in seine Tiefen erschüttert werden; wie sollte sein immer reges, zartes Mitgefühl nicht zur ergreifendsten Teilnahme gestimmt werden einem solchen Wesen gegenüber! Und doch mußte er bald erkennen: Hier giebt es nur Entsagung. Nun begann er den Kampf gegen seine stürmische Leidenschaft; daß er ihn so durchgefochten, gehört zu den rühmlichsten Thaten seines sittlichen Lebens. Freilich hat dieser Kampf auch tiefe Spuren in seinem Innern zurückgelassen. Daß Mörike aber wiederholt neuen Versuchungen auf diesem Wege des Leidens und Streitens ausgesetzt war, hat der deutschen Dichtung herrlichen Ertrag gebracht. Bezeugt er doch selbst im Nolten, daß dies „Erlebnis" Jahre lang auf die Vertiefung seines Wesens auch in künstlerischer Richtung eingewirkt hat. —

Nachdem Mörike den philosophischen Kurs Ostern 1824 absolviert hatte, folgte der theologische, während dessen er bis Herbst 1826 die vorgeschriebenen theologischen Kollegia hörte.

Ehe er sein viertes Semester mit dem Sommer 1824 begann, hielt er Gründonnerstag in dem lieben Bernhausen seine erste Predigt, und zwar über die würdige Feier des heiligen Abendmahls, vor der Mutter, Luise und den anderen Verwandten, die sich in Bernhausen eingefunden hatten. Am Charfreitag predigte Flad daselbst, und Eduard wußte den Verwandten- und Freundeskreis abends zu unterhalten mit Erzählungen von merkwürdigen Ahnungen und Erscheinungen; das Osterfest wurde im heimischen Stuttgart gefeiert.

Auch seinen Freund Bauer, der schon als Student mit dem Mädchen verlobt war, das hernach seine Frau wurde, hatte Mörike in seine Leidenschaft für Maria eingeweiht. Feierlich hatte er ihn in die „Brunnenstube" geführt und

ihm dann sein Geheimnis enthüllt. Bauer faßt des Freundes Worte in folgenden Versen zusammen:

„Ach daß Du einmal nur sie könntest schauen,
Wenn mit gesenktem Haupt sie schmerzlich lacht!
Sähst ihren Blick mit zauberhaftem Grauen,
Den goldnen Ring in ihres Auges Nacht!
Hörtest die Melodie der Sprache klingen,
Die Schweizerlaute, die zum Herzen dringen!
Sähst Du die Sonne, die ein Flor getrübet,
Die heilige Sünderin, die ich geliebet!" ꝛc.

Und bald sollte sie ihn in einen neuen Gewissenssturm stürzen.

An einem der ersten Julitage 1824 hörte er, daß Maria von neuem erschienen, im Angesichte der Stadt ohnmächtig geworden und von einem Studenten in die Stadt gebracht worden sei: krank, verlassen, in der höchsten Not. Sie scheint von Freiburg gekommen zu sein, wo sie ihren früheren Beschützer Münch, der inzwischen dort Professor geworden war, im Mai desselben Jahres aufgesucht hatte. Dieser stand damals zum zweiten Mal im Begriff, sich zu verheiraten und brachte sie daher in einem Gasthof als Beschließerin unter; „aber der Zudrang junger Herren, welche die mystische Schöne zu bewundern kamen und ihren seltsamen Reden zuhörten, führte zu ihrem abermaligen Verschwinden."

Nun lag die Unglückliche in Tübingen; sie berief sich auf Mörike als den Einzigen, der sie kenne, und der für sie sprechen werde. Dieser freilich war auf das tiefste erschüttert, wie das Peregrinalied beweist, das, völlig verändert, jetzt als drittes in der Sammlung (S. 132 f.) steht; es trägt das Datum: 6. Juli 1824 und lautet, von Hartlaubs Hand geschrieben:

„Ein Irrsal kam in die Zaubergärten
Einer fast heiligen Liebe,
Und mit weinendem Blick
Hieß ich das zauberhafte, schlanke Mädchen
Fern von mir gehen.
Und ihre weiße Stirn,
Drinnen ein schöner, sündhafter Wahnsinn
Aus dem dunklen Auge blickte,
War gesenkt, denn sie liebte mich.
Aber sie zog mit Schweigen
Fort in die graue,
Stille Welt hinaus.

Von der Zeit an
Kamen mir Träume voll schöner Trübe
Wie gesponnen auf Silbergrund,
Wußte nimmer, wie mir geschah —
Und war seliger, leidender Krankheit voll.
Oft in den Träumen zog sich ein Vorhang
Finster und groß ins Unendliche
Zwischen mich und die dunkle Welt,
Hinter ihm ahnt' eine Haide ich,
Hinter ihm hört' ich's mit einem Mal
Halb verhalten wie Nachtwindsausen,
Auch die Falten des Vorhangs
Fingen bald im Sturm an sich zu regen,
Gleich einer Ahnung strich es dahinter;
Ruhig blieb ich und bange doch,
Immer leiser wurde der Haidesturm.
Sieh' da kams!
Aus einer Spalte des Vorhangs
Zuckte plötzlich der Kopf des Zaubermädchens,
Lieblich war es und doch so beängstigend,
Soll ich die Hand ihr geben
In ihre weiße Hand,
Bittet ihr Auge nicht
Sagend: Da bin ich wieder
Hergekommen aus weiter Welt?"

Samstag, den 10. Juli wurde Mörike zu einer hochangesehenen Dame, Frln. v. T., gerufen, die sich des Mädchens annehmen wolle, wenn sie es verdiene. Als Eduard sich zu dieser aufmachen wollte, brach ein furchtbares Unwetter aus: erhoben und gestärkt durch diesen Sturm der Elemente, begab er sich zu jener Dame und schilderte ihr das Mädchen und seine Lage Frln. v. T, erklärte, sie sehen und ihr helfen zu wollen, selbst wenn sie ihren Ruf aufs Spiel setze. Vor allem wurde nun Vorkehrung getroffen, daß keine Studenten mehr zu ihr dringen konnten; nur die Doktoren T. und Gm. sollten sie besuchen, und von den Jüngeren nur Flad, der auch einmal mit Mörike bei ihr war. Unterdessen war auch das Interesse der Frauen rege geworden, bei deren Zusammenkunft beschlossen wurde, die Irrende in den Schutz ihrer Familie, oder, wenn dies nicht gelingen sollte, in ein gutes Haus auf dem Lande zu bringen.

An demſelben Tage, an dem Mörike jene Beſprechung hatte, ſchrieb Bauer, dem Wunſche des Freundes entſprechend, an Luiſe: Eduard müſſe nach Hauſe, er reibe ſich ſonſt auf. Nachdem die Mutter verſtändigt war, reiſte Eduard, von Bauer und Mährlen begleitet, nach Stuttgart, wo er mit den Freunden am 16. Juli eintraf: krank an Leib und Seele. „Ich muß nach Hauſe," hatte er zu Bauer geſagt und dieſer hatte geantwortet: „Ja, Du mußt."

Luiſe hatte große Beſorgnis wegen des Gemütszuſtandes und der ſehr gedrückten Stimmung, die bei Eduard zu erwarten ſtand; ſie war überraſcht, daß das Gegenteil der Fall war, und ſchrieb in ihr Tagebuch: „Er iſt heiter und mitteilend wie noch nie und läßt ſich willig alles gefallen. Was ihn und uns allein hauptſächlich beunruhigt, iſt ſein Geſundheitszuſtand. Sch. (Medizinalrath Schelling) nimmt das Leiden, das ſich ſchon bei ihm als Kind zeigte, keineswegs leicht". So mußte er ſich denn einer längeren Badekur unterziehen.

In ſeinem Innern ſah es oft über die Maßen traurig aus. Da er vor Luiſe auch in dieſem Punkte nunmehr kein Geheimnis mehr hatte, wird man der Wahrheit am nächſten kommen, wenn man ihr Tagebuch zu Rate zieht. „Seine Maria, ſchreibt ſie am 24. 7. 1824, war tot! Sie lebte himmliſch rein und fleckenlos wie immer in ſeinem Herzen und war mit der wahren lebenden beinahe zu einem Bilde verſchmolzen. Dieſe erſchien nun wieder ohne den Heiligenſchein der erſten Begegnung." Luiſe wunderte ſich, daß der Bruder trotz „der höchſten Befangenheit" ſchon ſo klar urteilte und fein unterſchied. Beſonders lieb war es ihr auch, daß „der beſſere Teil der Tübinger Geſellſchaft ſein Verhältnis zu Maria in dem ſchönen Lichte anſehen mußte, in dem allein es Eduard aufgefaßt" hatte. Maria war in ſeinen Darlegungen „zwar wahr aber mit ſo ſchönen poetiſchen Farben gemalt, daß man ihre Verirrung nicht ohne die ſchmerzlichſte Wehmut fühlen konnte." Sie war zwar nach Luiſens Meinung „ein von Grund aus verwahrloſtes, durch Selbſttäuſchung und Eitelkeit verführtes, aber in ihrer Traurigkeit und dem kraftloſen Streben nach etwas Beſſerem unendlich rührendes Geſchöpf, voll ſüßer, ſtiller Reize und kindlicher Natur."

„Die arme Ruhe- und Heimatloſe!" ruft ſie aus. Eduards Behandlung im Hauſe vergleicht die Schweſter mit der eines kranken Kindes und zwar „eines recht verwöhnten." „Seine Freunde," ſchreibt ſie, „behandeln ihn mit einer ſolchen Schonung, einer Zärtlichkeit und einer Nachſicht, ſchon in geſunden Tagen, wie ſich kaum von unſerem Geſchlecht erwarten läßt."

Alle Verſuche, ihn zum Spazierengehen zu bringen, ſcheiterten; nur in einen benachbarten Garten ging er mit ihr und las ihr vor, einmal auch

Goethes Wahlverwandtschaften, obgleich die Schwester dazu nur ungern ihr Ohr lieh.

Am 10. August erhielt er einen Brief von Flad aus Tübingen, der schreibt, wie viel er in der letzten Zeit wegen Marias gelitten; er legte zugleich einen Brief Marias an ihn (Flad) und seine Antwort bei. Im Publikum, schreibt er, sei sie aus der unschuldigen Leidenden eine schöne Büßerin geworden; wenn man sie nur flüchtig ansehe, spüre man schon „Amors Biß". Dr. Gm. habe eine Handarbeit von ihr erhalten, die er überall zeige, und er rühme sich dieser Gunst; der Versuch desselben Mannes, sie in sein Haus aufzunehmen, sei an dem Widerstande seiner Frau gescheitert.

Nachdem Mitte August in Stuttgart eine bessere Wohnung bezogen war die einen nahe am Walde gelegenen Garten mit einem „Waldhäuschen" bot, hatte Eduard in letzterem einen Lieblingsplatz gefunden, wo er sich häuslich einrichtete, las, schrieb und mit Luise über Maria sprach. Am Tag nach dem Einzug, also wohl am 16., schrieb er jenen bekannten Brief an Waiblinger: Es ist zuweilen höchst angenehm, „wenn der Tag recht früh mit Flößer-Stiefeln naß und melancholisch angerückt kommt. Dieser und dadurch gewissermaßen unser eignes Wesen scheint dann einen bestimmten, geruhigen Charakter zu bekommen; das Leben scheint selber, wie das Grün von Bergen und Bäumen, auf diesem sanften, aschgrauen Grund erst recht beachtenswert und sonnig. Unser Innerliches sieht sich sonderbar geborgen und guckt wie ein Kind, das sich, mit verhaltenem Jauchzen vor dem nassen Ungetüm draußen, versteckt, mit hellen Augen durchs Vorhängl, bald aus jenem, bald aus diesem vergnügten Winkelchen." Wenn der Freund bei ihm wäre, würde ihm jenes Kind auch liebreich ins Gesicht sehen. „Aber das Kind schien Dir — mit einer Verwandlung jedoch — bekannt und einer jener versunkenen Gestalten ähnlich zu sein, doch nicht sowohl körperlich, außer einer blauen sanften Ader, die an den Schläfen durchscheint. Es redet nicht, und bittet Dich stille, daß Du es zu Dir nehmen, heimlich bei Dir behalten sollst; und aus den Augen, wo Heiterkeit und Trauer in einer einzigen, schon geweinten Thräne längst begraben und untergegangen sind, und wo nur noch Stille und Ruhe und Klarheit wohnen, siehst du manchmal in der hintersten Tiefe das Gewebe eines zweiten Traumes hervorblicken, eine wundervolle, geheime Rückwandlung in ein schon Gewesenes!" — Er klagt dann über seinen gegenwärtigen inneren Zustand und besonders den peinlichen Zug, daß ihm alles, was jetzt von außen an ihn herantrete, das entsetzlichste, bangste Unbehagen errege, er lebe deshalb nur unter den Seinen, „wo mich nichts verletzt, auch nichts aus dem unglaublich verzärtelten Gang

meines inneren Weſens heraus ſtört und zwingt.“ Seine beiden Schweſtern ſeien ſein Umgang. Wie die ältere einen ſtarken ſuggeſtiven Einfluß auf ihn ausübe, ſo er auf Klärchen, die jüngere, mit der er ſich immer umtreibe. Neulich hatten ſie beide, berichtet er dem Freunde, eine Spinne beobachtet, und Klärchen ſang ein Kinderliedchen; und ſo oft ſie es ſang, rührte die Spinne die Füßchen wie zum Takte. „Zu guter letzt zerriß ich — eben wie der Sichere — durch eine unvorſichtige Bewegung das Geſpinnſt, eine Sünde, die wir durch unaufhörliches Mückenfangen für die Spinne wieder gut zu machen trachteten . . . . „Gelt Du, ſagte da Klärchen, jetzt hat ſie vielleicht wieder Speichel ſammeln können, daß ſie Fäden zieht? Du, thät ſie uns wohl danken, wenn ſie ſchwätzen könnt?“ Ich machte ihr natürlich weis, daß wirs durch Unterricht wohl zum Reden mit ihr bringen könnten! Kl.: Aber wie fangen wirs denn mit ihr an? Und nun ging ſie hin und rief laut: Sag: Dank!“ —

Bald traf Eduard neues ſchweres Leid: am 19. Auguſt verſchied plötzlich infolge eines Schlaganfalls ſein heißgeliebter Bruder Auguſt im Alter von 18 Jahren; und um dieſelbe Zeit mußte er die Verlobung ſeines lieben Bäschens Clara Neuffer vernehmen. —

Drei Freunde als ein Mann nach einer Zeichnung Mörikes.

Hartlaub, Flad, L. Bauer, Butterſack, Mährlen, Blumhardt waren alle Zeit Mörikes Tröſter und gute Berater geblieben, aber auch der Verſucher fehlte nicht: R. Lohbauer; doch iſt der Dichter ihm nicht erlegen. Dieſer ſcheint ſich mit ſeiner ganzen Leidenſchaftlichkeit der Liebe zu Maria Meyer hingegeben zu haben, wenigſtens wird erzählt, daß Maria im Herbſt 1824 nach Ludwigsburg gekommen ſei und dort zeitweilig in der Familie Lohbauers Aufnahme gefunden habe.

Nachdem Eduard im Herbſt 1824 mit gebeſſerter Geſundheit nach Tübingen zurückgekehrt war, nahm er die Studien wieder auf und ſuchte Erfriſchung auf längeren Fußwanderungen, die er beſonders im Winter mit den Freunden zu unternehmen liebte. Freilich mußte dann erſt „Ein hochwürdiges Inſpektorat“ ſchriftlich gehorſamſt gebeten werden. So geſchah es auch, als er mit Mährlen und Bauer Weihnachten 1824 „eine Exkurſion nach Kirchheim und auf die Teck“ machte. Dabei wollten ſie ſich alle drei in einen Mantel ſtecken, um dann gleichſam als nur ein Mann „leichter durchzukommen“. In einer hübſchen Federzeichnung hat Mörike dieſes Cerberus-Unternehmen verewigt.

In demselben Monat Dezember bat er um die Erlaubnis, in der Stadt wohnen zu dürfen, die ihm auch erteilt wurde. Am 15. April 1825 schreibt er darüber der Mutter, er habe jetzt eine schöne Wohnung am Neckar, in der Nähe einer Mühle, ein blaues, ziemlich großes Zimmer mit schöner Aussicht. In eben diesem Briefe befindet sich ein Satz, der wohl auf Maria gedeutet werden muß. „In mir," schreibt er, „hat die neue Berührung nichts im mindesten ändern können. Für die Zukunft bin ich — schon durch das mir heilige Versprechen an Euch — verwahrt; nur die Betrachtung, daß mir ein sonst teurer Trümmer, das Geheimnis einer schlimmen Vergangenheit, nun wie eine lebendige Leiche in meiner Nähe offen umgehen wird und von diesen und jenen betrachtet, — dieses darf mich allein kränken. Aber was thut Gewohnheit nicht?"

Vielleicht bezieht sich auf diese „neue Berührung" das letzte Peregrinalied (Ged. S. 134), das zuerst die Ueberschrift „Und wieder" trug.

„Dies edle Haupt hat nicht mehr, wo es ruht,
Mit Thränen netzte sie der Füße Wunden.
Ach Peregrinen hab' ich so gefunden!"

Als er in die Osterferien heimkehrte, fand ihn Luise ruhiger und gesammelter als sie erwartet hatte, denn, meinte sie, er sei ein „allzu zärtlicher Arzt" bei seinen Leiden. Im „Waldhäuschen" wurde wieder geschwärmt, geschrieben, gelesen; auch las Eduard seiner Schwester wieder vor, z. B. Romeo und Julie, Othello ꝛc.

Vor Waiblinger mit seinem „verderblichen Kometenfeuer, mit seinem wüsten, schlammigen Leben" wie vor Lohbauer, der Eduard wiederholt Freundschaftsbündnisse ohne Erfolg angeboten hatte, warnte die kluge, sorgliche Schwester und riet ihm, sich in seinem Studium einen festen Halt zu schaffen, der seinem vielbewegten, lebhaften Geiste besonders nötig sei. Er folge zu sehr seinen Neigungen, warnte sie, und stehe zu oft unter der Gewalt des Augenblicks, auf dessen Gunst er sich zu sehr verlasse.

Unter dem Eindruck der zweiten Peregrinaerscheinung wollte Mörike diesen ganzen Stoff zu einer Tragödie gestalten, was er davon gedichtet, ließ er 1824 wieder in Rauch aufgehen, so daß aus dem Sommer 1824 außer den Peregrinaliedern nur der erste Entwurf zum „Feuerreiter" vollendet und erhalten wurde, der auf dem Rasenplatz bei dem Philosophenbrunnen entstand.

Im Sommer 1825 nahm er die Naturgänge wieder auf. An einem

herrlichen Morgen, um Jakobi, führte Mörike den lieben Freund Bauer nach der Quelle links von der Reutlinger Straße und von dort in den Wald. Da blieb der Freund ſtehen und ſagte: Wir ſollten mit Zweigen eine Hütte bauen im Walde, und das ſollte vorſtellen, wie ſich Leute eine Stadt bauen; wie möchte ſie doch heißen? „Orplid“, ſagte Mörike ſogleich und lud den Freund weiter ein, doch nachts zu ihm zu kommen, dann wollten ſie Mährlens Klavier hinaustragen und in der Nacht auf freier Erde darauf ſpielen. Am ſelben Tage noch wurden viele Namen erfunden und die Geſtalt der Inſel „Orplid“ ſo leicht hin entworfen: weit im Ozean lag ſie, ſüdweſtlich von Südamerika, 70 Stdn. lang und 40 Stdn. breit, mit Gebirgen, einem Fluß; alles aber bevölkerten die Freunde mit Göttern, Helden und wunderbaren Geſchichten. Aus dieſen Keimen entſtand dann das luftige Elfendrama, das er als „ein komiſch-ernſthaftes Produkt“ ſeinem Freunde Bauer zur Verherrlichung ihres phantaſtiſchen Orplidlebens und der „nächtlichen Eruptionen aus dem Stift“ dichtete, ſchickte und ſpäter in ſeinen Roman aufnahm. Nun ſchauten die Freunde wieder in den lauen Sommernächten aus den Fenſtern des Gartenhauſes auf dem Oeſterberge, aber als die „Orplid-Wächter“. Auch der ſichere Mann mit ſeinen Flößerſtiefeln, Profeſſor Sichere und Wispel mit ſeiner hüſtelnden Stimme hatten Fleiſch und Blut gewonnen und gehörten zum täglichen Umgange der Freunde.

An Mörikes Geburtstage machten die Freunde ihm diesmal eine beſondere Freude, indem ſie auf Käferles feſtlich erleuchtetem Zimmer Mozarts Don Juan aufführten. Hartlaub, der ein Meiſter auf dem Klavier war, und Käferle, der ausgezeichnet Cello ſpielte, waren die Seele des Unternehmens.

Sehr ſchwer trug Mörike an dem Weggang Bauers, der mit dem Herbſt 1825 ſeine Univerſitätsſtudien vollendet hatte und ſogleich — mit 22 Jahren — die Hohenlohe'ſche Präſentationspfarrei Ernsbach annahm und ſich verheiratete. Seine Abweſenheit empfand Mörike um ſo ſchmerzlicher, als Butterſack ſchwer erkrankte, den der Freund nun Wochen lang pflegte. Da mußten, als der Freund ſich in der Geneſung befand, wie früher, die Stiftsabende damit zugebracht werden, daß man nach dem Abendeſſen in einer Ecke ſaß und rauchte, oder auf fremden Stuben die Runde machte, oder Karten ſpielte und etwas trank, oder in einem Hörſaal ein Quartett aufführte. Um dieſe Zeit war es wohl, daß er an Luiſe ſchrieb, ihr Brief habe ihn berührt wie Veilchenduft im März; und was ſie ihm über die Demut geſchrieben, habe ihn „einen Augenblick die Wonne einer himmliſchen, unbedingten Erniedrigung ſeiner ſelbſt ahnen laſſen“, beinahe habe er ſich zu dem Wahne verleitet, der Demut ganz mächtig

zu sein. „So sehr beschleicht die Eitelkeit, der Tod aller Religion, sogar den Augenblick, wo wir Gott das Opfer der reinsten Einfalt zu bringen im Begriffe sind, — jeder Wind spielt mit dem Rauche unserer Altäre, und wir sehen entmutigt in die tote Asche, die übrig bleibt."

Im Herbste hatte Eduard mit Hartlaub eine Tour nach Urach unternommen. Er habe, schreibt er der Schwester, in einer seltsamen Gefühlsverschränkung an seinen und Augusts letzten dortigen Aufenthalt unaufhörlich Thränen vergossen. „Die alten lieben Plätze liefen im Taumel an meinen Augen vorbei." Auch nach Seeburg wurde noch einmal gefahren. Beim Heimweg, auf der von Zigeunern viel betretenen Straße sei ihm eine Zigeunerin begegnet, die ihm einen sehr auffallenden Blick ins Gesicht geworfen. Da mögen ihm wieder Marias schwarze Locken und ihre lang bewimperten dunklen Augen erschienen sein, mit dem Wiederschein von Gold, das aus dem Grame ihres Herzens geschmolzen war, wie er im ersten Peregrinlied gesungen hat. Da vielleicht tauchte schon die Gestalt der Zigeunerin Elisabeth, die im Maler Nolten eine so verhängnisvolle Rolle spielt, in ihm auf. Blitzartig traten nämlich in seinem erhöhten Seelenleben solche Gestalten hervor und verbanden sich mit Erlebtem, oder gestalteten sich nach wunderbaren Erscheinungen, deren Realität ihm unzweifelhaft war.

So gewissenhaft und beinahe ängstlich er nämlich alles Wunderbare, das mit den Naturgesetzen in Widerspruch schien, auf seine Wirklichkeit prüfte, so überzeugt war er dann auch von dem, was er selbst gesehen, gehört und geprüft hatte. Dahin gehört auch folgender wunderbare Vorgang. In einer Nacht, als Mörike mit Bruckmann noch im Stift zusammen wohnte, — der Freund schlief nach seiner Gewohnheit tief und fest — „öffnete sich die Thüre, — so erzählt er — eine Frau in der Tracht des 16. Jahrhunderts, sorgfältig und reinlich gekleidet, trat herein, ging auf das Bett zu, wo Bruckmann lag, und beugte sich tief über den Schlummernden. Mörike blickte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Erscheinung. Er hatte Zeit, eine lebhafte Furcht, die ihn erfaßte und zittern machte, niederzukämpfen, sich zu vergewissern, ob er wache, nicht träume. Dann wandte er den Kopf unmutig der Wand zu, unwillig über die, durch jene aufdringliche Erscheinung hervorgerufene Störung aller gesetzlichen Reihen der Natur und Vernunft. Bald aber schämte er sich vor sich selbst, daß er sich abgewandt hatte; war er doch frei von Angst, bei klarer Besinnung, seiner Gedanken und Sinne Meister. Darum, schnell, drehte er den Kopf wieder herum und erblickte nun die Frau an seinem Bette, ein unendlich sanftes und edles Angesicht, das bleich aus dem weit in dasselbe hineinragenden Spitzenhäubchen hervorschaute, zu ihm niedergesenkt. Da habe ihn ein Gefühl, selig und beruhigend, ergriffen,

wie er vordem und ſeither keines je mehr empfunden, ein Friede ſei über ihn gekommen, den er niemals vergeſſen werde. Die Erſcheinung ſei darauf geſchieden, wie ſie hereingetreten, ſchwebenden Schrittes, den Blick herzlich ihm zugewendet, der Lächeln und Sonnenſtrahl zugleich war.“ —

Wie manche ſchlafloſe Nacht hat ſchon damals der tieferregte Jüngling verwacht; wie manchmal trieb ihn damals ſchon die Furie der Schlafloſigkeit, die Agrypnia, in den ſonnigen Sommermorgen wie in die dunkle eiſige Winterfrühe. „O flaumenleichte Zeit der dunklen Frühe!“ beginnt ſeine Gedichtſammlung. Ebenfalls aus dem Jahre 1825 iſt der „Geſang zu Zweien in der Nacht“ (Ged. S. 51 f.): „O holde Nacht, Du gehſt mit leiſem Tritt Auf ſchwarzem Sammt, Der nur am Tage grünt,“ und „Nachts“ (S. 401) „Horch! auf der Erde feuchtem Grund gelegen Arbeitet ſchwer die Nacht der Dämmerung entgegen!“

Nach Bauers Weggang trat ihm Blumhardt noch näher als früher; in dem mir überlaſſenen Teil des Nachlaſſes befindet ſich ein tagebuchartiger 32 Seiten langer, äußerſt eng und klein geſchriebener Brief Blumhardts aus dem Anfang des letzten Sommerſemeſters, deſſen Grundſtimmung iſt: Wie ſtolz und glücklich bin ich von Dir geliebt zu werden! Blumhardt hieß im Mörike'ſchen Freundeskreiſe wegen ſeiner kindlichen Friſche und Offenheit und ſeines naiven, nie erſchütterten Glaubens, „das Kind“. Dabei wurde er als klarer, ſcharfer Kopf geſchätzt und nicht ſelten zum Berater gemacht. Mörike hatte ſchon längere Zeit Bedenken, ob ſich ſein Dichten mit ſeinem geiſtlichen Berufe vertrüge. Blumhardt ſchreibt ihm darüber: „Magſt Du der Poeſie noch ſo viel Zeit und Mühe ſchenken, wenn es der Sache Gottes wahrhaft gilt, ſo haſt Du erfüllt, was Gott von Dir fordert.“ Der Freund möge alſo ruhig ſein, denn er wiſſe ja, daß die Poeſie von Gott komme und Eduard auch zu Gottes Verherrlichung verliehen ſei. „Siehſt Du nun, wie auch die Poeſie in der letzten Todesſtunde Dir helfen kann?“ Und, fügte er hinzu, wie hängen ſie alle an Dir, die Freunde, Mährlen, Butterſack, Naſt, Flad, Albert Rheinwald, Nagel ꝛc. Und Flad ſchreibt ihm: „Wie ſoll ich meinem Gott danken, daß er Dich mir zum Freunde gegeben hat, Dich, lieber, trauter, heißgeliebter; nicht durch Bande des Blutes bin ich mit Dir verbunden, ſondern durch Verwandtſchaft des Geiſtes und nunmehr auch durch die Einheit des Glaubens.“

Es iſt noch ein Blättchen vorhanden, auf dem Flad dem Freunde ſchreibt: „O wie freudig wirſt Du nach Jahren auf Deine Jugend zurückſchauen, wenn Du ſie nicht wie andere durchtobt haſt, wenn Du nicht ſo elend und ärmlich Deinem Herrn die letzten Jahre gleichſam aus Angſt zum Totenopfer geweiht

haſt. Ja weihe Deinem Heiland, der Dich mit ſeinem teuren Blute erkauft hat, Dein ganzes Leben, auch die Jugend. Lerne ihn im Gebet immer mehr und mehr kennen, das Gebet iſt Lebensluft für den Chriſten, ohne ſie würde er in der Stickluft des Lebens verſchmachten" ꝛc.

Solche und andere formloſe Mitteilungen hießen ſchon damals unter den Freunden „Muſterkärtchen", deren noch manche erhalten ſind.

Sehr ſchmerzlich war für Mörike der, wenn auch vorübergehende, Bruch mit dem alten Jugendfreunde Hermann Hardegg, der durch jenen böſen „Dämon" (Lohbauer?) herbeigeführt ſei. —

Nachdem die Mutter im Februar 1826 ihren Wittwenſitz nach Nürtingen, wohin ſie ſo viele Familienbeziehungen zogen, verlegt hatte, verlebte Mörike ſeine letzten akademiſchen Ferien in dieſer ihm ſo heimiſch-lieben Umgebung. Von dort ſchreibt er an Hartlaub, indem er ihn hier zum erſten Male als „liebſter Wilhelm" anredet und meint, damit würde Hartlaub an einer Stelle angerührt, wo er das Kitzeln nicht gewohnt ſei, „aber ſchöne Vornamen ſind ja eine Art ſeltener Pflanzen, die die Eigenart haben, bloß in der Vakanz zu blühen, und da muß man ihrer genießen." Mit freudiger Erregung ſteht er wieder vor dem alten Lindenbaum bei der Kirche, „der in meinem Herzen, als es noch klein war, ſeine Wurzeln hatte." So habe er immer damit zu thun, dem Kinde die Thränen aus den Augen zu wiſchen. Gar wohl habe ihm gethan, daß „das Blumhärtdle" ein paar Tage bei ihnen zugebracht habe.

Mit Waiblinger war das Verhältnis aller Mörikefreunde immer unfreundlicher geworden; er war ganz in ſeinen leidenſchaftlichen und ſinnlichen Charakter verſunken, ſprach mit den alten Freunden nichts mehr, ſondern ſuchte ſich durch ſchnöde Bemerkungen an ſeiner Umgebung zu rächen; ſo hatte er während der Kirche einen gefragt, ob Golgatha bayriſch ſei. Mörike ſelbſt befand ſich gar nicht wohl, er ließ ſich wiederholt Blutegel ſetzen, um „dem kochenden Kopf zu helfen", denn „Schlagflüſſe liegen in unſerer Familie. Ja, wenn dieſe nur ſchnurſtracks in den Acheron führten!" Als Mährlen im Sommer nach Ulm gereiſt war, ſchreibt er ihm aus dem Kolleg, wenn er nur mit ihm auf dem Ulmer Münſterkranz ſitzen und den Rieſenknopf zwiſchen den Zähnen haben könne „wie Papageno ſein Schloß, und ebenſo wenig ſchwätzen, bloß gucken — und Ha! Ha! Ha! Denn ſo geht die Welt, wenn man ſie von einem Turme herab ſieht."

Schrecklich war ihm beſonders an einem Abend das unmäßig lange Vorleſen beim Thee; dann grübelte er über ſeinen Körperzuſtand: plötzlich fühlte

er Auguſt neben ſich, „beinahe das erſte Mal ohne Schmerz, beinahe das erſte Mal mit der Gewißheit des Wiederſehens.“ —

Dazwiſchen ſchrieb Freund Bauer ſeine friſchen, begeiſterten Briefe: Eduard müſſe zu ihm kommen, dann wollten ſie in dem benachbarten Schloſſe wohnen und in einem Zimmer, „wo man, wenn man allein iſt, ſich zu Tode bängeln kann.“ Hohenſtaufen-Dramen muß auch der Eduard machen, und dann wollen ſie ſich ihre Sachen vorleſen: „wir müſſen uns noch lieber kriegen, wenn wir an einem Stücke Holz drechſeln“ Auch wollen ſie die alten Kaiſerpfalzen ſehen und an den Rhein wandern, „an den lieben vaterländiſchen Fluß, und vor Freude von ſeinem grünen Waſſer ſaufen und einkehren in den älteſten Kneipen und fragen nach den älteſten Leuten uud laſſen uns die älteſten Dinge erzählen.“ Oder er ſchwärmt von ihrem Pfeil- und Bogenſchießen, als die Myrmidonen ſtarben, und ihnen die Sonne Homers leuchtete in der heiligen Frühe, auf dem Berge hinter der Ammer, wo Orplid geboren wurde. —

Mörikes außergewöhnlich reiche, vielſeitige und herzenswarme Natur macht es erklärlich, daß ihn ein Kranz von Freunden umgab, ſeine Treue und Liebenswürdigkeit, ſein ſchlichtes, offenes, ſofort Zutrauen erweckendes Weſen, die magnetiſche Anziehungskraft ſeines dichteriſchen Genies hielt dieſen Kranz ſo zuſammen, daß nur ſelten eine ſtärkere Trübung das Verhältnis der Freunde zu einander ſtörte. Und wenn in dem Briefwechſel zeitweiſe der eine Freund beſonders hervortritt, ſo darf daraus keine ungünſtige Folgerung für Mörikes Verhältnis zu den anderen Freunden gezogen werden. In der Peregrinaperiode tritt Bauer, wie es ſcheint, in den Brennpunkt mit ſeinem weichen, poetiſchen und ſo fröhlichen Gemüte, mit dem treuen Herzen, deſſen Liebesſehnen ſchon ſeine Erfüllung gefunden hatte. Nach Bauers Abgang von der Univerſität tritt, wie bemerkt, Blumhardt ſtärker hervor; wie oft war er mit ſeinem nie erſchütterten Glauben, mit ſeinem friſchen, offenen Kinderſinn, ſeinem klaren Verſtand und ſchlichten Weſen dem Freunde ein Beichtiger und Nothelfer. Und als der Dichter immer mehr an ſeinem paſtoralen Berufe irre wurde und ſich eine andere Stellung im bürgerlichen Leben zu erkämpfen ſuchte, da trat Mährlen, der ſtarke, klare, entſchloſſene und zielbewußte Freund, hervor, der ebenfalls dem Kirchenmantel entſchlüpfen wollte. Aber in all dieſen Wandlungen blieben Kauffmann, Hardegg, Käferle und Jung die Ludwigsburger Schulfreunde, blieben Butterſack und Bruckmann die lieben Kameraden, blieb Flad der ſanfte, fromme Seelenführer und Hartlaub der Lebensfreund. Die andern Freunde hatten durchweg nur Teil an einzelnen Seiten des Dichters, Hartlaub ſtand allein mit ihm in engſter, innigſter Weſensgemeinſchaft, das

Verhältnis zu ihm war das Grund- und Leitmotiv des Ganzen. Hartlaub sah in dem Freunde die Verkörperung der Poesie, die er in seinem tiefen, echten Kunstverständnis als eine himmlische Gabe, als ein Sternenlicht in dieser dunklen Welt verehrte; Mörike sah in Hartlaub die Erfüllung seines musikalischen Sehnens und Bedürfens und fand in ihm ein künstlerisches Verständnis und Feingefühl, das nur von der schwärmerischen, hingebenden Liebe dieses Lebensfreundes erreicht wurde.

Die Tübinger Zeit ging ihrem Ende zu. In der Selbstbiographie hat Mörike sie kurz so charakterisiert. „Wenn ich mich dort in einem kleinen Kreise von gleichgesinnten Freunden zurückgezogen hielt, so wurde ich dadurch vielleicht von einer Seite vor manchen Abwegen bewahrt, von der andern aber waren mir solche doch nicht abgeschnitten, denn meine geistigen Bestrebungen, obwohl ich damit auch nur das Beste was in meiner Natur gelegen schien, auf eigne Hand und Rechnung zu entwickeln, unwiderstehlich angetrieben war, drohten mich von meiner Bestimmung eher ab- als ihr entgegenzuführen. Daß ich aber diesem Studium dennoch niemals entfremdet, vielmehr ihm in der Folge wieder völlig zugewendet wurde, verdanke ich, nächst der Beschränkung meiner äußeren Verhältnisse, nächst den wiederholten Mahnungen jenes Stuttgarter Oheims, vorzüglich dem Umgang und der leisen Leitung eines vertrauten Freundes (Flad), an welchem späterhin die Kirche einen von Jesu Evangelium innigst durchdrungenen Diener durch seinen frühen Tod verlor."

Wie er hier seinem Freunde Flad, der schon 1830 starb, ein Denkmal gesetzt hat, so im folgenden seinem Bruder August, den „die Ueberfülle der Gesundheit, ohne irgend einen Vorboten der Gefahr tötete", und der nicht minder geliebten Schwester Luise, die „sichtbar längere Zeit dahin welkte." „Von ihr darf ich bekennen, daß sie mir in vorzüglichem Sinne angehörte; von wie mancher Thorheit, mancher Uebereilung hielt sie mich zurück; wie sehr war ihre ruhige Klarheit, ihre liebliche Hoheit geeignet, auch über die jüngeren Geschwister eine wohlthätige Herrschaft auszuüben und sich in jeder häuslichen Pflicht an die Seite der Mutter zu stellen!" —

Die Verhältnisse in Tübingen gaben besonders infolge der vielen Streitigkeiten der Studenten untereinander — auch die Stiftler fochten Duelle gegeneinander aus — der Regierung den Anlaß, die ganze Strafgewalt über die Studenten in die Hand eines königlichen Kommissars zu legen, der Ende November 1825 mit 20 Landjägern in die Universitätsstadt einzog. Mörike und seine Freunde hatten sich von dem ganzen Treiben ferngehalten und wurden daher auch nicht von dieser Maßregel berührt.

Nachdem Waiblinger schon im Jahre 1824 vom Oberstudienrat mit Entlassung aus dem Stift bedroht worden, wurde dieselbe am 25. September 1826 verfügt „in Betracht seiner beharrlichen Unordnungen und seiner gänzlichen Vernachlässigung der bestimmungsmäßigen Studien.“ Alle übrigen Studenten der Promotion wurden für die Zulassung zur theologischen Prüfung vorgeschlagen, deren Beginn auf den 17. Oktober 1826 angesetzt war. Mörike, der zum Schluß das Zeugnis erhielt, daß „sein sittliches Betragen wie auch sein Fleiß lobenswert“ sei, wurde zum Vikariat zugelassen und mit neun anderen zur baldigen Verwendung empfohlen, da „nach ihren häuslichen Verhältnissen ein baldiges Unterkommen“ für sie besonders wünschenswert sei.

Nun gings ans letzte Abschiednehmen: Auf dem Schloß, dem Oesterberge und in der Stadt, zumal bei der Beckbeckin, der Tobiasin, im Lamm und im Hades.

Da war wohl schon erklungen „der Gesang der Räuber: Jung Volker das ist unser Räuberhauptmann“ und das schmetternde „Jung Volkers Lied.“ Und in leiser Wehmut entrang sich seiner Brust der „Nachklang“ (Ged. S. 403) zu Lust und Leid an der zauberhaften Büßerin. In der schönen Schwester reine Seele will er diesen unverdienten Gram versenken,

„Daß er wie ein Leichnam sei im Grabe,
Drin sie ihn zurechte würde legen,
Und sie spräche über ihn den Segen,
Ach, auf daß ich fortan Ruhe habe!
Denn so lang ich mag die Hoffnung hegen,
Jenes Bild, das längst für mich verschieden,
Könnte mir noch holden Gruß entbieten,
Will mich nichts zur Freude mehr bewegen.

Schloß Hohenheim,
in dessen Anlagen Teile des „Maler Nolten“
entstanden.

Viertes Kapitel.

In Sturm und Drang.

1826–1834.

Den acht Lehrjahren in Urach und Tübingen sollten nun acht Wanderjahre folgen. Diesen Lebensabschnitt hat der Dichter selbst als seine Sturm- und Drangzeit bezeichnet. Und sie war es in vollem Maße.

Nachdem in der zweiten Hälfte des Oktobers das theologische Examen in Stuttgart bestanden war, begann die Wartezeit in Nürtingen bei Mutter und Geschwistern. Zunächst freilich hatte ihm die Mutter noch eine kurze „Gnadenfrist“ ausgewirkt, von einer längeren wollte Onkel Georgii nichts wissen, und so mußte der theologische Kandidat gefaßt sein, „jeden Tag verschickt“ zu werden. Besuche, Lektüre, besonders Goethes, auch E. T. A. Hoffmanns, Briefschreiben und ein wenig Kindertheater unterbrachen die Spannung des Wartens. Dem zehnjährigen Clärchen führte er das Rotkäppchen dramatisch auf; aber die schwere Sorge um die kranke Schwester Luise ließ keine Freude aufkommen. Auch die Sehnsucht nach Tübingen, wo noch Mährlen und andere Freunde zurückgeblieben waren, hob seine Stimmung nicht und ließ ihn nicht aus „den Empfindungen eines Verabschiedeten“ herauskommen. Mit Wehmut schreibt er darüber an Mährlen und erwartet seine „Truhe“, „Jean Paul würde sagen:

Der ſchwarze Sarg meiner Mittelſtädter Tage — die Puppe, aus deren Eingeweiden, den Büchern, ein fertiger Dorfvikar auf den kurzen Fittigen der Ueberſchläge als ein ſchöner Trauermantel (papilio tragicus. Linné) hervorkommen wird." Anfangs Dezember konnte er dem Freunde mitteilen, daß „das Conſiſtorium endlich doch den ſicheren Winkel ausgeſpürt hat, in den ich mein Schiff gelegt hatte." Das Dekret iſt da, er muß nach Oberboihingen, $^1/_2$ Stde. von Nürtingen. „Ich machte", ſchreibt er, „über dieſen Aſpekten, ſo freundlich ſie ausſehen, weder ein gutes, noch ein ſaures, ſondern lediglich ein Schafsgeſicht." Denn dort lag die ganze Flut der Geſchäfte — jeden Sonntag z B. drei Gottesdienſte — allein auf dem Vikar, da der Pfarrer von 80 Jahren ſo viel „als ein Kind" war. Daß er in ſeiner geſchwächten Geſundheit dieſer Stellung nicht gewachſen ſei, zumal für den Winter, ſtand ihm außer Zweifel. Er mußte aber nach Oberboihingen, wenn auch nur auf ganz kurze Zeit. Nachdem das Conſiſtorium den Mißgriff erkannt hatte, ſchickte es Mörike als Vikar zu dem Pfarrer Gmelin in Möhringen auf den Fildern, wo er kurz vor Weihnachten eintraf.

Dieſer ausgedehnte Ort liegt — etwa in der Mitte zwiſchen Nürtingen und Stuttgart —, auf der fruchtbaren Hochfläche, Filder genannt, die ſich ſüdöſtlich von der Hauptſtadt hinzieht und jetzt von der Filder-Bahn durchſchnitten wird. Bei der ſtattlichen Kirche ſtand das Pfarrhaus, hinter dem ein großer, modern angelegter Garten mit Hütten und Lauben ſich bis zu einer ſtillen Wieſe mit Apfelbäumen ausdehnte, in deren Mitte der neue Gottesacker angelegt war. Wo Wieſe und Garten an einander grenzten, lag auf einem Hügel eine halbrunde, weiß gegitterte Hütte mit Strohdach. Da konnte man nur Dinge wie den „Sommernachtstraum" leſen und, wenn der Wind darnach war, das Achtuhr-Getrommel in Stuttgart erlauſchen. Der Herr Vikar war zu ebener Erde in einem großen freundlichen Zimmer des geräumigen Pfarrhauſes wohl untergebracht; eines von ſeinen Fenſtern führte auf ein kleines Gärtchen, das er ſogleich zur Anlegung eines Finkenheerdes benutzte. Neben ſeinem Zimmer hatte man ihm noch ein kleines Kabinet für ſeine Vogelmenagerie eingeräumt, die einmal bis auf 16 Inſaſſen ſtieg: Wachteln, Rebhühner, Singvögel und 1 Star, ſein trauter Genoſſe und Freund. Die komiſche Einfalt und herzige Naſeweisheit des Tierchens rührte ſeinen Herrn oft zu Thränen und bewegte ſein Herz bis in die Träume. Aber auch an guten Menſchen fehlte es ihm in ſeiner nächſten Umgebung nicht. Seine lieben Pfarrleute thaten ihm, was an den Augen abzuſehen war; mit dem Sohne des Hauſes, den er zu unterrichten hatte, lebte er in einer angenehmen Miſchung von Kameradſchaft, Vertraulichkeit und Fröhlich-

keit; Freund Nagel war als Vikar in nächster Nähe thätig, und Butterſack kam ebenfalls in die Nachbarſchaft, freilich den lieben Hartlaub und den treuen Mährlen vermißte er überall. Wie oft ſchaute er im Sonnenlicht wie in der Dämmerung und im Mondenſchein die Straße entlang, ob nicht der Freunde Einer von Tübingen hergewandert käme. Umſonſt. Ein „Spaziergang“ nach Stuttgart mochte ihn dann tröſten; auch verſah ihn wohl die Frau Pfarrer mit Haustroſt: ſo ſandte ſie ihm einmal ein Büchlein, das möge er ja geſchwind leſen, es ſei vom Herrn Geheimen Rat. Und was war der Schatz? Schriften von H. Clauren, 4. Band. „En famille“ war es dem jungen Poeten ganz behaglich bei den trefflichen Pfarrleuten, aber den großen, faden Kaffeegeſellſchaften entrann er gar gern, zumal wenn der liebe Bernhauſer Onkel ihn zum Baron von Jan, der in Möhringen wohnte, rufen ließ, und der junge Poet die „herzige Frau v. Killinger“, des Barons Tochter, wieder ſehen konnte, die ihm aus ſeiner Knabenzeit noch in ſo wohlriechender Erinnerung ſtand. Und wie wohl that es ihm, daß er auch von außen Mittel erhielt, um das bange Gefühl der Vereinſamung und des Verabſchiedetſeins zu bekämpfen. So erfreute ihn ein Brief Waiblingers aus Rom, obgleich er dem Boten 35 Kr. bezahlen mußte. Sieben Wochen war Waiblinger damals ſchon in Rom geweſen, und wenn er auch ſchon eine „Frau“ hatte und ſo, wie er rühmte, Schwager eines Lords geworden war, ſo vermiſſe er doch die Mädchen Deutſchlands. Zurückkehren könne er nicht, er werde wohl in Rom ſterben. Lebhaften perſönlichen und brieflichen Verkehr unterhielt Mörike nach allen Seiten, auch um Gegenwart und Vergangenheit mit einander feſter zu verbinden; ſchrieb er doch auf die erſte Seite ſeines Tagebuch-Kalenders vom Jahre 1827:

Wüßte kaum genau zu ſagen,
Ob ich noch derſelbe bin;
Will man mich im ganzen fragen,
Sag' ich: ja, ſo iſt mein Sinn.

Nachdem der neue Vikar Weihnachten ſeine erſte Predigt in Möhringen gehalten — er brauchte hier nicht jeden Sonntag zu predigen, hatte aber regelmäßig Kinderlehre und Begräbniſſe — und ſich in ſeine neue Stellung gefunden hatte, entſchloß er ſich eine Poſſe zu ſchreiben, „Verlegungspoſſe“ genannt; er beendigte ſie ſchnell, las ſie ſchon am 21. Januar in Bernhauſen vor, wo ſie der Onkel zwar „mit Verwunderung, doch mit ſichtbarer Bedenklichkeit“ vernahm. Am folgenden Tag war er mit dem Onkel nach Nürtingen gefahren und las ſie abends den Seinigen auch vor; aber ehe er noch nach deren Meinung über

die Möglichkeit einer Publikation fragen konnte, beſtürmte ihn die Mutter mit den inſtändigſten Bitten, ſie doch zu unterlaſſen. Als guter Sohn verſprach er alles, aber beim Abſchied wollte ihm „lieb Mütterlein“ doch das Manuſkript zur Sicherheit aus der Rocktaſche nehmen; als ihm das nicht gelang, wurden die guten Entſchlüſſe des Dichterſohnes durch ein Geſchenk von zwei Gulden geſtärkt. Dieſe Arbeit iſt ebenfalls verloren gegangen. Schwere Sorgen erregte dem treuen Bruder das Weſen und Ausſehen der Schweſter Luiſe, die er nur mit ſehr geringem Erfolge zur Heiterkeit zu bringen ſuchte. Auch Theaterſcenen führte er auf, zuletzt erſchien er bei einer Makbeth-Scene mit überkreidetem Geſichte und winkte als Geiſt Luiſe ſcherzhaft zu, die den Wink mit einem bedeutungsvollen Ja! Ja! zurückgab. Bei dem ſehr lebhaften und dramatiſch ſtark bewegten Traumleben Mörikes konnte es nicht ausbleiben, daß auch Luiſe in demſelben keine geringe Rolle ſpielte; ſo träumte er Mitte Februar von ihrer Hochzeit, die in großer Pracht und Unheimlichkeit verlaufen war.

Raſtlos thätig war ſeine ſchöpferiſche Phantaſie: im Februar und März beſchäftigte er ſich wieder „mit der angefangenen Oper Ahasverus“, obgleich er ſchon lange „von einer unerklärlichen Art von Müdigkeit“, zumal abends und morgens, niedergedrückt wurde. Seiner Erregung über den kläglichen Tod eines Vogels im Meiſen-Schlag durch ſeinen Zögling Fritz machte er ſogleich in dem Gedichte „Unſer Fritz“ (Ged. S. 302) energiſch Luft.

Ein Todesfall im Hauſe des Barons von Jan brachte ihn dieſem und der „ſchönen Killinger“ noch näher. Der alte Herr ſcheint Gefallen an ihm gefunden zu haben, denn er zog ihn zu Ausfahrten und öfterem Umgang heran. Der junge Poet fand in ihm einen höchſt intereſſanten, vielerfahrenen Mann von gewandter Umgangsart. Da traf ein neuer Schlag, lang befürchtet und doch unerwartet, das noch wunde Herz Mörikes: Samſtag, den 31. März, Morgens um 4 Uhr, nach vielfältigen und auch in ihrer ſchwachen Stimme noch unbeſchreiblich wohllautenden Gebeten, Liederverſen, traulichen Liebkoſungen an ihre Mutter hauchte die vielgeliebte, treue Schweſter Luiſe ihren Geiſt aus, nachdem ſie dem Bruder noch ihren letzten Willen in die Feder diktiert hatte. Sie hatte darin auch beſtimmt, daß „die Sammlung an Papieren von und über Maria Meyer“ ihrer vertrauten Freundin Lotte Späth übergeben würde. Der Bruder fand ſie mit einem ſchwarz-ſeidenen Bande zuſammengebunden, wickelte ſie ein und ſchickte ſie verſiegelt an jene.

Es dauerte einige Zeit, bis er dem geliebten Hartlaub von ſeinem Verluſt und ſeiner Trauer ſchreiben konnte. Er lebte in einem Zuſtand innerer Leerheit, gegen den er mit aller Macht ankämpfte; doch lag in ihm ein wohl-

thätiger Schleier über dem Bewußtsein seines Verlustes. Die Gewißheit aber von der unerschütterten Liebe und Treue des Freundes, die ihm dieser durch einen Brief von neuem gegeben hatte, stärkte seinen Lebensmut. Sein Traumleben giebt nicht minder Zeugnis von der schmerzlichen Erregung seines Innern: Bruder August, so träumte er, sei wieder leibhaftig unter ihnen, er war nicht tot, die Mutter hatte ihn nur verborgen. „Meine Empfindung bei diesem Auftritt," schrieb er damals an Hartlaub, „wird mir künftig zum Maßstab des Wiedererkennens im Himmel dienen." — Die Frühlingstage lockten den wanderlustigen Vikar, der sich selbst „eine angebundene Ziege" nannte, wieder länger ins Freie. Mit Buttersack streifte er einen ganzen Tag in Wäldern und Thälern herum und gedachte der Freunde, litt an „Tübinger Heimweh" und lebte und webte in Uracher Erinnerungen. In den Maitagen des Jahres entstand jenes herrliche Gedicht „Besuch in Urach" (Ged. S. 35). Als er mit dem Abgang des Pfarrersohns in eine Apotheke in dem „guten Möhringen" entbehrlich wurde, kam er als Vikar nach Köngen am Neckar, $1^1/_2$ Std von Nürtingen. Noch in Möhringen erhielt er herzliche Trostbriefe von Bauer und Hartlaub, der den Freund bittet, ihn nicht so unvermerkt aus der Hand gleiten zu lassen und ihm doch zu schreiben. Freilich soll er nur schreiben, wenn es ihm danach zu Mute ist, denn, fährt er fort, „ich kann warten, so geduldig und so unverwandten Blicks auf Dich bis Deiner mal wieder auf mich fällt." „Geliebter! Geliebter!" ruft er am Schlusse aus . . ., „und es erschien ein Engel vom Himmel und stärkte ihn, was ich mit heißer Sehnsucht für Dich erbitte und erflehe." Lebhaft von Gedanken über „poetische Produktionen" — „Alcibiades" nennt er — bewegt, schied er in der dritten Maiwoche von seinen guten Pfarrleuten — „uns Allen stand das Wasser in den Augen" — und siedelte nach Köngen über, wo er zum erstenmale auf Himmelfahrt predigte.

Das Pfarrhaus stand mit der Kirche und dem Schulhause isoliert auf einer beträchtlichen Anhöhe über dem stattlichen Dorfe. Von den vorderen Fenstern hatte man die reizende Aussicht auf die Ebene, Hügel und halbversteckte Ortschaften um Nürtingen, den ganz nahen Neckar in geschmeidigen und glänzenden Krümmungen mit der steinernen Brücke, auf der ein Gedenkstein für Herzog Ulrich angebracht ist, der hier bei einem Kampf mit dem Pferde in den Fluß gestürzt sein soll. Im Hintergrunde zieht eine große blaue Gebirgskette, in deren Mitte der Hohe-Neuffen emporragt. Die Gegend, die Leute im Hause, schrieb er damals an Hartlaub, sind alles ein ganz ander und feiner Korn als in Möhringen.

Wie dort hatte er auch hier unter seinem Fenster einen Garten, terrassenförmig und nach der mathematischen Liebhaberei des Pfarrers ganz „geometrisch

angelegt.“ Der Pfarrer war nicht bloß ein großer Mathematiker und Mechaniker — die kunſtreiche Uhr im Wohnzimmer war ſein Werk — ſondern auch durchgebildeter Muſiker. Mit ſeiner freundlichen, zartfühlenden Art, ſeiner ſicheren Menſchenkenntnis, ſeinem Sinn für Humor, — „auf dem Rücken eine kleine Anſpielung auf Lichtenberg“ — war er Mörike ein äußerſt ſympathiſcher Mann. Wehmütig wurde es dem neuen Vikar, als er hörte, daß ſein Amtsvorgänger der war, der „Klärchen Neuffer glücklich macht“, daß

Eduard Mörike.
Gezeichnet von Schreiner.

er nun auf ſeinem Tiſch, mit ſeiner Tinte ſchrieb und zwiſchen „all ſeinen Effekten“ ſaß, die noch herumlagen. Zum Geburtstag ſchickte er Hartlaub ein Blumenſtück — eine Malerei von Luiſes Hand — das Gedicht auf Urach und eine Karte von Urach und ſeiner Umgebung. An des Freundes Geburtstag Morgens um 6 Uhr wollen ſie „in Gedanken und per sympathiam einen Spaziergang nach Seeburg auf der Karte von Urach mit einander machen“, von der er noch das ganz gleiche Exemplar beſaß.

Auf ſeiner nunmehrigen Stelle war Mörike durch Amtsgeſchäfte ſehr ſtark in Anſpruch genommen: im Juni hielt er 7 Predigten, bis Mitte Auguſt hatte

er es bereits auf 17 gebracht; sein „Verdruß über das Predigtwesen“ steigerte sich. Wie er alle Arbeiten sehr gründlich vorbereitete — wenn er z. B. einem Freunde schreiben wollte, machte er sich vorher Aufzeichnungen —, bis in alle Einzelheiten überdachte und dann sauber und schön ausführte, so nahm er es auch mit der Predigt sehr ernst und genau. Es war ihm unmöglich ohne Stimmung eine solche auszuarbeiten; so kam es, daß er manchmal erst am letzten Tage oder in der letzten Nacht vor dem Predigttag das Thema erfaßte und die Disposition ausdachte. Bei seiner äußerst gewissenhaften und feinfühligen Natur war ihm dies peinlich, wie aus Bemerkungen in seinem Tagebuch-Kalender hervorgeht. Was Wunder, daß ihm zumal die portionenweise zugemessene homiletische Massenproduktion innerlich auf das äußerste widerstrebte. „Wo sind ich Trost?“ (Ged. S. 173) hieß es da. — Welche Freude war es für ihn, als Ende Juni Freund Mährlen kam und mit ihm nach Tübingen wanderte. Da wurden wieder die alten, lieben Plätze und Menschen aufgesucht; Lohbauer freilich, „meistens in bewundernder burschenschaftlicher Leibgarde-Umgebung,“ mied er, denn er fürchtete „ein poetisches Raisonnement“ über Luises Tod, eine Gattung von Selbsterschöpfung, auf die, wie er sagte, er von jeher üble Reue empfunden habe.

In der inneren Unruhe, die ihm das Gefühl gab, von hunderttausend Haken und Häkchen hin und her gezerrt zu werden, wurde seine dichterische Kraft niedergehalten und gelangte selten zu einer reinen Aeußerung, wie in dem reizenden Gedicht „Charis und Penia“ (S. 273). Es war ihm daher nicht unlieb, eine Anregung von außen zu erhalten. Sein Tübinger Bekannter Hetsch nämlich wollte die Theologie aufgeben und Musiker werden, er bat deshalb Mörike, ihm einen Text zu einem Singspiel von 1 Akt mit etwa 8 Liedern „nicht zu heiterer“ Art zu dichten. Mörike sagte zu gegen das Versprechen, daß Hetsch keinem den Namen des Textdichters nennen werde und schickte ihm bis zum August den Text mit 5 Liedern. Als er aber erfuhr, daß Hetsch doch Bekannten gegenüber seinen Namen genannt habe, behielt er alles — er hatte es zu einer weitergehenden Bearbeitung wieder erhalten — und scheint es vernichtet zu haben. Von der früher begonnenen Oper Ahasverus scheint nichts übrig geblieben zu sein als der „Chor jüdischer Mädchen“ (Ged. S. 95).

Um das Gleichgewicht seines Innern wieder herzustellen, oder doch über die peinliche Unruhe zeitweise hinauszukommen, scheute er auch Gewaltmärsche nicht, die die innere Spannung vorübergehend lösten. So berichtet er von einer tour forcée nach den herrlichen Neußensteiner Ruinen im Neidlinger Thale. „Als ich, erzählt er, auf dem ungeheuren spitzigen Felsen stand, über den Ab-

gründen der ſonnenſcheuen Wälder in die geöffnete Ausſicht und in das Meer von Licht und Sonnenluft hinausblickte, hie und da einen Weih mit ruhig ausgelegten Schwingen ſich der Willkür des Windes überlaſſen und ſo in den reinſten Linien auf und abbeugen ſah, als hätte er Luſt, ſeinen eigenen Leib in bloße Luft zerrinnen zu laſſen: da hatte ich auch (wie Goethe) ſo eine Empfindung von „Was zieht mir das Herz ſo?“ Ja, was zieht mich hinaus? fragt er ſich ſelbſt und antwortet: „das, daß ich in dieſer Art von Lebensweiſe und dieſer Beſchäftigung meine eigentliche und wahre Portion von Kräften doch nicht ungehindert, ja faſt gar nicht in Wirkung kann treten laſſen. Als Geiſtlicher, als Vikar beſonders, ich meine als junger Prediger, ſteht unſereiner unter ganz beſonderen lähmenden Geſangbuchseinflüſſen.“ Er fühlte immer deutlicher, daß ſein ſchöpferiſcher Drang ſich damals mit dieſer Art von Amt nicht vertrug. Bitter ruft er daher Mährlen zu: „Wir haben bisher die Stangen im Nebel gehabt und von Revolutionen geſprochen, wie die Burſchenſchaftler, bodenlos.“ Die Hoffnungen, die beide Freunde damals hatten, „die geiſtliche Laufbahn auf kürzere oder längere Zeit zn verlaſſen und indeſſen als Hofmeiſter, vielleicht in München, mehr einem beſſeren Talent leben zu können“, wurde bald wieder zu Waſſer.

Zum 25. Auguſt ſchrieb er in ſeinen Tagebuch-Kalender: „Verdruß über das Predigtweſen vielleicht auf dem höchſten.“ Es kam ihm ſo vor, als ob der Schulmeiſter des Ortes, als ob man ſogar in Tübingen ſich über ſein Predigen aufhielt. Sollte es ſo ſein, bemerkt er, ſo geſchehe ihm Unrecht, und das „iſt mir eine Beruhigung, das können aber nicht alle Leute wiſſen. Indeſſen iſt es wahr, daß ich noch keine Predigt mit Zufriedenheit weder ausgearbeitet noch gehalten habe.“

In der erſten Septemberwoche kam Friedrich Notter zu einem Verwandten, der das bei Köngen gelegene Schloß bewohnte, und traf im Pfarrhauſe mit Mörike zuſammen. Man ward ſchnell einig, in dem großen, leerſtehenden Saal des Schloſſes Theater zu ſpielen. Als es aber zur Ausführung kommen ſollte, konnte ſich Mörike dazu doch nicht entſchließen. Er fürchtete wohl mit Grund die geſchäftige, aufbauſchende Fama, die ſeiner Teilnahme auch an der kleinſten theatraliſchen Aufführung gefolgt wäre. Indeſſen war der Entſchluß, die geiſtliche Laufbahn für die nächſte Zeit aufzugeben, gefaßt, ihn gegen den Widerſpruch der Verwandten aufrecht zu erhalten und durchzuführen, galt es nun; ein harter Kampf darum war ihm ſicher. Zunächſt fand er unerwartet da Hilfe, wo er Widerſtand befürchtet und Widerſpruch, wo er auf Zuſtimmung gehofft hatte. Nach einer ſehr bewegten Unterredung mit ſeinem trefflichen

Pfarrer versprach dieser für ihn einzutreten, und hielt seine Absicht, vorerst eine Hofmeisterstelle anzunehmen, für durchaus zweckmäßig. „Wenn sich Ihnen, schloß der wohlmeinende Mann, in der Zwischenzeit die Gelegenheit zu einer anderen Bahn eröffnet, was sehr leicht möglich ist, gut und desto besser; aber halten Sie sich die Rückkehr zum geistlichen Stande immer offen! sollten Sie sich aber in der That wieder zu ihr entschließen müssen, so ist nur meine Besorgnis, daß es Ihnen leicht schwerer als jemals fallen möchte." „Dann bleibt nichts anderes übrig, erwiderte der Vikar, und ich werde wollen, weil ich alsdann die Notwendigkeit sehe." Und der Mutter schreibt er zugleich mit diesem Bericht . . . „und doch behaupte ich immer noch, daß meinem Gefühl im ganzen das geistliche Fach teuer bleibt und künftig kein Pfahl im Fleische sein wird." Der Onkel in Bernhausen wollte aber von der Hofmeisterei und Onkel Georgii überhaupt von dem ganzen Versuche nichts wissen. Am besten wäre, meinte damals der Dichter selbst, eine Bibliothekarstelle für ihn, darnach müsse vor allem gestrebt werden. Und nun bittet er die Mutter für ihn zu wirken. „Deine mütterliche Miene hat ja einen bekannten Zauber beim Konsistorium." „Ich sehe, schreibt er, mit den peinlichsten Gefühlen einem jeden Predigttag entgegen; mein guter Pfarrer brauchte den Ausdruck, er könne sich wohl vorstellen, daß der Sonntag schon am Mittwoch wie ein Gespenst vor mir stehen müsse. Ach! und meine Zwischenzeit ist alle verloren, ich verbrüte und versäure sie mir ungenützt. Wie wollt' ich meine Tage brauchen, meine Stunden küssen, wenn ich mich in meinem Element wüßte!"

Aber so gut sollte es ihm nicht werden. Er schleppte seine Tage weiter; Ende September kam Blumhardt und übernahm die Predigt für ihn. Mährlen sprach ihm Trost zu, aber die beiden Onkel wollten nichts von seinem Plane wissen, es sei denn, daß er vorher auf andere Weise „seine Subsistenz" sichere. Mit ungewohnter Bitterkeit und Schärfe spricht er von der theologischen Disputation, der er anfangs Oktober in Kirchheim beiwohnen mußte. Man verhandelte da einen dogmatischen Satz „mit gastrologischer Nutzanwendung". „Gelernt habe ich auch nichts Neues dort, schrieb er an Mährlen, als er „pferdemäßig müde vom Marschieren" nach Köngen zurückgekehrt war, ja, ich weiß noch diesen Augenblick nicht: war der Fraß um der Disputation willen, oder die Disputation um des Fraßes willen; kurz, ich habe nichts davongetragen als Heimweh nach Dir."

Ende des Monats hatte Mährlen einen Korrektorposten in Augsburg erhalten und daneben Aussicht auf eine vorteilhafte Hofmeisterstelle; so sehr sich Mörike über des Freundes Glück freute, so verzweifelt fand er seine Lage.

„Freund, Einziger, laß mich korrigieren! um Gotteswillen korrigieren laß mich! . . . Ich bin der redlichſte Kerl, dem's nicht darum zu thun iſt, reich zu werden, ſondern nur irgendwo unterzukommen, wo nicht gepredigt wird.“ Als Mährlen dem unglücklichen Freunde vorſchlug, die Korrektorſtelle mit ihm zu teilen und ſich dazu eine Hofmeiſterſtelle zu ſuchen, glaubte Mörike dies nicht annehmen zu dürfen.

Unterdeſſen hatte Blumhardt im Einverſtändnis mit ihm den Verſuch gemacht, Onkel Georgii umzuſtimmen. Von der Unterredung, die am 19. Oktober in Stuttgart ſtattfand, ſandte Blumhardt einen genauen Bericht an den Freund. Nachdem Blumhardt eine ſchriftliche Darlegung Mörikes übergeben und Georgii ſie geleſen hatte, tadelte dieſer den „entſetzlichen Hochmut“ ſeines Neffen, der noch gar nichts Größeres in der Poeſie geleiſtet habe. Als Blumhardt ſich auf das günſtige Zeugnis von Männern wie J. Kerner und G. Schwab berufen und als Ausweg eine Anſtellung bei einer Bibliothek bezeichnet hatte, fuhr Georgii auf, dazu tauge ſein Neffe ſo wenig wie Matthiſon, gerade in ſeinem geiſtlichen Amt könne er die Poeſie pflegen, wenn er keine unreinen Abſichten habe; vielleicht fiele ihm aber das Predigen ſchwer. Dies ſei an ſich nicht der Fall, gab Blumhardt wieder, aber Mörike glaube, ſich nicht in den Ideenkreis ſeiner Zuhörer hineinarbeiten und ſo nichts wirken zu können; jedenfalls dürfe man ihn nicht zwingen, mit Widerwillen Gott auf dieſe Art zu dienen. Zum Schluß wünſchte der erzürnte Oheim die Poeſie ſeines Neffen zum Teufel, und meinte, hinter den dramatiſchen Plänen Mörikes ſtecke nichts wie Hochmut.

Das Geſpräch endete zwar für Blumhardt freundlich, förderte aber kein anderes Ergebnis zu Tage, als daß ſich Georgii überzeugte, an Eduards Entſchluß ſei für jetzt nichts zu ändern.

Nachdem ſeine Beurlaubung zuletzt „bloß vom mediziniſchen Standpunkt aus betrieben“ worden — und zwar mit mehr Grund, als die Meiſten glauben wollten —, erhielt er Ende November die Gewißheit, daß er vorerſt von der „Vikariatsknechtſchaft“ befreit und noch vor Weihnachten ſeine „brave Vakanz“ zunächſt bei der treuen Mutter auf ½ Jahr antreten könne. Noch aber galt es dieſe über den Schritt zu tröſten. „Wo iſt denn, fragt er die Mutter, das große Riſiko, das mit dem verwilligten halben Jahre gewagt wird?“ „So viel wird die Zwiſchenfriſt ein für allemal entſcheiden — ob er nämlich auf dem Wege des Schriftſtellers ſein Ziel erreichen kann —, und ich will zufrieden ſein mit dieſer Entſcheidung, ſie falle aus wie ſie wolle — dies verheiße ich Dir bei meiner Liebe!“ Dieſer Schritt wird „mir entweder ein

reiches Glück eröffnen, oder wenigstens die nicht teuer genug zu erkaufende Ueberzeugung geben, daß ich das Meinige versucht habe."

Sobald Mörike einmal den Entschluß gefaßt hatte, für jetzt den Kirchenmantel auszuziehen, wurde er auch innerlich freier: Die Poesie konnte wieder ihre Schwingen in ihm regen, und so schuf er im Oktober die beiden herrlichen Gedichte „Um Mitternacht" (S. 134), das er am 3./10. an Mährlen schickte, und bei einem Gang nach Nürtingen am Morgen des 18 Oktober „Septembermorgen" (S. 125), damals „Herbstfrühe" genannt.

Gewaltige dichterische Pläne bewegte er in sich; zum Martinstag 1827 bemerkt er: „Heute schwebte mir ein neugestalteter Faust vor; ich verwarf aber die Idee bald wieder."

In der Selbstbiographie spricht er sich über den Abgang von Köngen so aus: „Das herzliche Wohlwollen des dortigen Herrn Pfarrers Renz, eines vielseitig gebildeten, fein denkenden Greises, wird mir für immer im dankbarsten Gedächtnis eingeschrieben bleiben. Doch dauerte mein Aufenthalt auch hier nicht lange. Meine ganze innere Verfassung in jener Uebergangsperiode, der bisher unterdrückte Zweifel, ob ich denn auch wirklich zum Geistlichen tauge, dabei ein angegriffener Gesundheitszustand drängte notwendig zu einem Entschluß, auf einige Zeit dem kirchlichen Dienst zu entsagen."

„Ich habe zeither, schreibt der Dichter von Nürtingen aus an Mährlen, eine wahre Sturm- und Drangperiode durchgemacht, vornehmlich in poetischer, aber auch in anderer Hinsicht. Was die erstere betrifft, so habe ich in einer verzweifelten Krisis und Revolution gar Manches und Liebes abstreifen gelernt, was mich bisher in die Gefahr gesetzt hatte, niemals etwas allgemein Ansprechendes zur Welt bringen zu können. . . . Ich habe jetzt etwas unter der Hand, das einen Uebergang in einen völlig neuen Menschen hinsichtlich des Poetischen bilden wird."

Dieser vermeintlich neue Mensch war der Dramatiker Mörike. Seine dichterische Gestaltungskraft, die feine Beobachtung, sprachliche Treffsicherheit und umfassende Bildung, sein scharfer Kopf, wie sein tiefes, leidenschaftliches Gefühl, sein weiter Gesichtskreis, wie seine innere, gleichsam elektrisch geladene Spannkraft trieben ihn auf den dramatischen Weg. Schon als Student hatte er sich ja mehrfach dramatisch versucht, im Anfang des Vikariats schrieb er, wie gesagt, die Verlegungsposse, begann die Oper „Ahasverus" und das Singspiel für Hetsch, plante einen „Alcibiades" und sogar eine Neubearbeitung des

Fauſt. Durch den Einfluß Bauers, der ihm auch einmal den Don Juan d'Auſtria zur dramatiſchen Bearbeitung vorſchlug, wurde er auf die Hohenſtaufentragödie geführt. Eine ſolche Arbeit mit Erfolg im Vikariat vorzunehmen, ſchien ihm unmöglich. Ende Oktober 1827 bemerkt er darüber einmal in ſeinem Kalender: „Ich verzweifelte bisher gänzlich und hartnäckig daran und verwarf dieſe Möglichkeit vielleicht allzu eigenſinnig."

Es iſt unzweifelhaft, daß ſein Ringen mit dem Hohenſtaufendrama ihn vor allem aus dem Predigtweſen getrieben hat. Am Ende des Jahres 1828, das für ihn wohl das qualvollſte und an Enttäuſchungen reichſte war, ſchrieb er an Mährlen: die Hohenſtaufen ſind es, „die die ganze Revolution bei mir angeſchürt haben." Zunächſt war es Enzio, den er zum Mittelpunkt einer Tragödie im großen Stile machen wollte. Und als die Seinigen ihn zur Veröffentlichung drängten, ſchrieb er Ende Juni an ſeine Mutter: „Ich ſoll mein Trauerſpiel ſchnell vollends für den Druck zuſammen ſchreiben, d. h. ich ſoll eine Arbeit übereilen, die ich mit Sorgfalt und Liebe ſo weit geführt habe, daß ſie mir ſelber den beſten Mut einflößt — einem Publikum gegenüber, das heutzutage Gottlob! ſchwerer zu befriedigende Anſprüche macht, als andere mir übrigens wohlwollende Leute ſich vorſtellen." Es ſchien alſo ſeine hohe Auffaſſung von der Kunſt, ſeine überaus zarte künſtleriſche Gewiſſenhaftigkeit zu ſein, die vorerſt ſeine dramatiſche Arbeit verzögerte. Schon früher hatte ihm ja Blumhardt bei der Auswahl der Gedichte dies vorgehalten und geſchrieben: „mach' nur keine vorſichtige, ſchüchterne Auswahl!" Aber auch dem geſchichtlichen Stoffe gegenüber fand er ſich in ſeinem Gewiſſen gebunden und klagte deshalb Mährlen, daß ihm „bei der willkürlichen Bearbeitung des Hiſtoriſchen von jeher ein difficiles Gewiſſen im Wege war — dummerweiſe." Nicht das war es, nicht ſein außerordentlich entwickelter geſchichtlicher Sinn, nicht ſeine tiefere Kenntnis von Geſchichte, zumal Kulturgeſchichte waren es, die ihm die dramatiſche Geſtaltung eines geſchichtlichen Stoffes ſo erſchwerten, vielmehr waren es ſeine ſtets thätige ſchöpferiſche Phantaſie, die unverſiegliche Luſt am Fabulieren, das ſich Hineinſpinnen in einen Stoff, die der ſtraffen Faſſung, dem geſchloſſenen Fortgange und dem feſtgefugten Aufbau des Dramas widerſtreben; kurz, ſeine beſondere dichteriſche Anlage war nicht dramatiſch. Er ſchrieb zwar an Mährlen: „Immer werde ich mich wohl, ich mag vornehmen, was ich will, auf eigene Erfindung des Stoffes zurückgewieſen ſehen, da von dem Vorhandenen ſelten etwas in meinen Kram taugt", aber es fehlte noch viel, daß ihm die Sachlage völlig zum Bewußtſein gekommen wäre, ſpricht er doch im Oktober des Jahres noch von ſeiner „eigentlichen, dem Dramatiſchen zugewandten Richtung"

und klagt Ende des Jahres dem lieben Bauer: Nächst dem Lyrischen lasse ihn fast nur das Dramatische „in die rechte Wärme kommen.“ Aber ein Teil der Wirklichkeit taucht schon in diesem Briefe vor ihm auf. „Seit einiger Zeit schwebt mir mit heller Deutlichkeit eine Gattung von tragischen und komischen Schauspielen phantastischer Natur vor, welche meiner eignen vielleicht auch näher steht als das Historische.“

Von Ende Februar 1828 an hielt sich Mörike bei seinem Bruder Karl, fürstl. Thurn und Taris'schem Amtmanne in Scheer an der oberen Donau auf. Scheer liegt — nicht weit von Sigmaringen — in einer Schleife, Scheere, die dort die Donau bildet, deshalb führt der Ort auch eine Scheere im Wappen. Auf einem ziemlich steilen Hügel erhebt sich das fürstliche Schloß, die stattliche nicht ohne Geschmack ausgemalte, sonnenlichte Kirche und das Pfarrhaus mit seinem schönen Garten. Der Amtmann mußte mit einem gewöhnlichen Hause im Orte selbst vorlieb nehmen. Wir wissen schon aus des Dichters Selbstbiographie, welch tiefgehenden Einfluß dieser Bruder Karl in frühester Jugend auf ihn ausgeübt hatte. Jetzt freilich übte der Jüngere „einige Domination“ aus, was, meinte er, im Grunde um so lächerlicher aussehen müsse als er ohne das, was ihm der Bruder zustecke, keinen Heller bei sich führe. „Es ist, schrieb er damals, ein Familienäther und eine Geistesübereinkunft zwischen uns, die eine um so interessantere Wirkung hervorbringt, je mehr wir in Nebendingen von einander abzuweichen scheinen . . . Immer werden unsere hitzigsten Debatten auch zugleich die lustigsten und innigsten, und wir reichen einander dabei mitten unter den Dornen die Hände.“ Vier- bis fünfmal in der Woche begleitete er den Amtmann auf seinen Dienstreisen im Gefährt und wurde so schnell mit Land und Leuten vertraut.

Bald kam er in nähere Beziehung zu dem katholischen Pfarrer, einem lebhaften, siebzigjährigen Männchen. In der Laube seines Gartens hatte der beurlaubte Vikar seinen Tisch und sein Schreibzeug stehen und schaute von der Mauer, auf die man sich wie auf ein Gesimse setzen konnte, gerade hinunter auf den Wiesenplan. In dieser Laube ist das liebliche Frühlingslied „Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel“ (Ged. S. 32) entstanden.

Aber nichts „Praktisches“ wollte gelingen: sogar mit einer Kanzlistenstelle wollte er sich begnügen, wenn sie ihm nur zugeschanzt würde; „weitläufige, zierliche Briefe“ wurden an Hrn. v. Cotta geschrieben, G. Schwab, der Prälat Grüneisen und wie viel andere wurden angespannt oder doch angesprochen; immer war es nichts; er erhielt nichts zum schreiben und nichts zum korrigieren, obgleich er Mährlen bevollmächtigt hatte, für ihn „alle und jede Unterhandlung

mit Cotta oder dem Teufel ſelbſt einzuleiten". Um einen „Ausweg vor dem Conſiſtorium und ſeiner Stickluft" zu ſchaffen, iſt er bereit „Tinte aus allen Poren" zu ſpritzen und ſich „ein paar ſcharlachrote Pluderhoſen machen" zu laſſen. Nur „in den Stall zurück" geht er nicht, „auf eine größere Bahn" will und muß er. Fünf Jahre ſeines Lebens hätte er damals für eine Hofmeiſterſtelle hingegeben, wie er ſpäter ſelbſt einmal ſagt. In den Nächten wurden neue Pläne geſchmiedet, aber der aufdämmernde Morgen ſah mit einem „Molkengeſicht" ſie nur ſcheel an. „Höre, ſchreibt er Mährlen einmal nach einer ſolchen Plannacht und einem ſolchen grauen Morgen, wenn ich ein Sprachrohr hätte, neunzig mal ſo weit als Herſchels Teleſkop und dazu eine Goſche wie der nordiſche Rieſe Giaffaur, ſo würde ich Dir zurufen: „Komm heraus, Mährlen! ſo höllenmäßig ſtark, daß alle dürren Kanzliſten, die über den Augsburger Markt liefen, wie tote Mücken an der Wand umfielen, und der alte Neptunus ſelbſt ſein grünzottiges Haupt aus dem Ocean ſtreckte." Auch des Freundes Briefe klangen öfter gar wehmütig. „Du ſchreibſt, antwortete ihm Mörike einmal, von einem gewiſſen beklommenen Gefühl der Freiheit — ich kenne dieſen klimpernden Holzwurm unſerer menſchlichen Bruſt, die zwiſchen Erd und Himmel atmet und nicht weiß, welches von beiden ihre Heimat iſt" Früher hatte er dafür einmal den beſonderen Namen „Wimmewimir" erfunden, einen Ausdruck, womit „eine kleine Schlange von äußerſt bösartiger Natur und unſichtbaren Weſens" bezeichnet wurde.

Als Mährlen daran dachte, wieder den Kirchenmantel und die Bäffchen anzuziehen und dies ganz verſteckt dem Freunde angedeutet hatte, antwortete ihm dieſer: „Ich ſah im Spiegel Deines Briefes auf einmal mit Verwunderung, wie Du unter Deiner weltlichen Cravatte ſachte und ängſtlich zu zupfen und zu neſteln anfingſt; ich wartete, was da werden will, ich ſehe endlich ein weißes Eckchen zum Vorſchein kommen und wieder ein Eckchen, bis zwei Lappen herunter hingen, aus denen ich durchaus nichts Vernünftiges zu machen wußte. — Was ſoll ich dazu ſagen? Nichts vorderhand. Das ſoll Deine Strafe ſein."

Eine neue Verhandlung mit Cotta im Mai führte wieder zu nichts. „Ich wollt', ſchrieb Mörike damals an Mährlen, Du lägeſt, wie ſonſt, neben mir in Hemdärmeln auf dem Kanapee hingeſtreckt, halb träumend und humſelnd, und ich, am Boden, hätte meinen Kopf auf Deine breite Bruſt gelegt. Weißt Du noch? Da brach ich zuweilen einen Blumenſtiel aus einem Fenſterſtrauß und kitzelte Dir ſachte das Haar in der Naſe."

Zeitweilig hielt er ſich bei ſeinem Vetter, dem Amtmann Mörike in Buchau am Federſee auf; von da ſetzte er ſeine Verſuche, zu einer Stellung zu kommen, ebenfalls ohne Erfolg fort, obgleich ihn dabei Uhland unterſtützte.

Trotz aller Not und Qual entströmten seinem Herzen herrliche Gedichte: „Der Jäger" (Ged. S. 16), „Die Herbstfeier" (S. 115), „Mein Fluß" (S. 45), „Die traurige Krönung" (S. 53). Da keine evangelische Kirche in Scheer war, ging er, wie er das auch sonst in solchem Falle zu thun pflegte, in die katholische. Als er einmal dem Hochamt beiwohnte, hörte er aus dem Chor eine wunderbar schöne Stimme, die ihn nicht weniger bezauberte als ihre holde Trägerin. Es war des Schullehrers Töchterlein, Josephine nennt er sie (Ged. S. 47) und wiederum beschlich ihn die Liebe, die ihm eine Anzahl lieblicher Dichtungen entlockte: „Liebesvorzeichen" (Ged. S. 28), „Frage und Antwort" (S. 49), „Nimmersatte Liebe" (S. 56), „Auf der Reise" (S. 48), „Auftrag" (S. 299). Aus einer etwas späteren Zeit stammt wohl das Stück „Der Liebhaber an die heiße Quelle zu B." (Ged. S. 309) mit der schnippischen Nutzanwendung im Schlußverse. Scheerer Donaulieder sind die vier „Schiffer- und Nixen-Märchen" (Ged. S. 181—188). Von neuer Lektüre erfreuten ihn damals der Goethe-Schiller'sche Briefwechsel, sowie die Helena-Scenen im zweiten Teil des Faust, die er „ein curioses, aber nicht unkräftiges Schattenspiel" nennt, „doch will sich, meint er, der griechische Faust dem Deutschen schlecht amalgamieren."

Als die erneuerten Bemühungen G. Schwabs bei Cotta wieder keinen Erfolg hatten, entschloß er sich den Vorschlag eines Onkels in Stuttgart, des Obertribunalprokurators Mörike anzunehmen, der ihn als Hauslehrer für seine Kinder und nebenher als freundschaftliche Unterstützung für seine eigene Person in seiner Krankheit bei sich in Stuttgart haben wollte. Das Consistorium erteilte ihm nochmals ein halbes Jahr Urlaub, und nachdem er den Oheim auf einer Reise — auch nach München — begleitet hatte, machte er sich Ende Juli auf den Weg nach Stuttgart. Die Verwandten wollten aber von des Onkels Plan nichts wissen, und so fehlte es auch hier wieder nicht an „Mücken- und Schnakenstichen". Auf der Rückreise kam er mit dem Onkel in Ulm an; noch in später Abendzeit trat er hinaus auf den Altan, von dem eine Treppe in den Garten und dicht an die Donau führte; „dort hinunter, schreibt er Mährlen, trat ich, sah den Gewächsen in die stillen Kelche und flüsterte (im wirklichen Sinne) der Donau einige Worte von Dir zu." Am folgenden Tage wurde die Reise fortgesetzt: „Ja, ich bin wirklich der Windsbraut Sohn und werd' es vielleicht mein Leben lang bleiben." „Sausewind, Brausewind" (Ged. S. 59) tönte es da in ihm; der Dichter ist der arme Königssohn, der landflüchtig durch die Welt irrt, und er ist es, dem „die schlimme Gret" ihr grausiges Totenlied singt. (Ged. S. 20.) Zu seinem und Mährlens Geburtstag wären, so hofft er, die Maschinerien im Himmel so eingeleitet, daß für sie beide „lebenslängliche Dis-

penſation vom theologiſchen Leben dekretiert worden ſei.“ Seinen Widerſachern zum Trotz und ſich zum Troſte dichtete er „auf einer angenehmen Fußreiſe“ das ſchöne Lied: „Am friſch geſchnittenen Wanderſtab“, (Ged. S. 34) das er (am 20./9.) Mährlen mit der Aufforderung überſandte: das ſei unſere norma fidei!“ Nach langen Verhandlungen kam es Ende Oktober zu einem Abkommen mit den Buchhändlern Frankh, durch das er für ein Jahresgehalt von 600 Fl. für eine belletriſtiſche Zeitſchrift ſtehender Mitarbeiter wurde mit W. Menzel, L. Storch und K. Spindler, der die Redaktion übernahm.

Nachdem Mörikes Urlaub auf ein Jahr verlängert war, beſuchte er noch einmal Tübingen, ehe er ſich an „die papierene Kette“ legen ließ, und ſchreibt darüber an ſeinen Freund Kauffmann: „Tübingen iſt in der Vakanz wie ein umgeſtürzter Handſchuh; es liegt wie in einem recht leeren und ſtillen Katzenjammer da. . . . Ich dachte, es wäre nicht übel, wenn ein Geſetz der Natur wäre, daß ſich in der Vakanz Stühle und Bänke beſauften, ſtatt der Studios, und Commerslieder ſängen, hohe patriotiſche Reden und Ehrenſachen im Munde führten u. ſ. w. Ich bin überzeugt, Teutſchland würde ſich zwar um nichts beſſer, aber auch um kein Haar ſchlimmer befinden, wenn dies das ganze Jahr hindurch der Fall wäre; ja, wer weiß, wenn es den 100 Stühlen, worauf die wildeſten Burſchenſchäftler fluchten und tranken, einmal einfiele, nach beendetem Türkenkrieg nun auch den teutſchen Fürſten die Köpfe zurechtzuſetzen, ob nicht mehr dabei herauskäme, als wenn fünf Univerſitäten ihre Sande ausſchickten.“

Im April hatte Mährlen bereits von dem Freunde hören müſſen: „Ueberſetzen thu ich nicht, und wenn Du mich auf den Roſt legſt, Novellen ſchreiben, d. h. für den Buchhandel auch nicht.“ Gerade das ſollte er jetzt. An Bauer ſchrieb er darüber Anfang Dezember: Den Handel mit Frankh ſei er eingegangen „wie die Katze“, die im Regen nicht die Pfoten naß machen will. „Ich ſah — oder vielmehr der Kerl in mir, der ſich auf den E. Mörike beſſer verſteht, als ich ſelber, ſah voraus, ich würde von dem Erzählungenſchreiben bald Bauchweh bekommen, ärger als je vom Predigtmachen. . . . Die erſte Wurſt aber, ſo ich von dem Gelde (Frankhs) aß, ſchmeckte mir ſchon nicht recht, und eh' 14 Tage vergingen, hatt' ich das Grimmen, als läge mir Gift im Leibe. . . . Das, was ungefähr von Poeſie in mir ſteckt, kann ich nicht ſo taglöhnermäßig zu Kauf bringen. Ich bin, wenn ich mich zu ſo einer Arbeit hinſetze, auch ſchlechterdings nicht im ſtande, tief aus der Seele einen Anlauf zu nehmen, einen freien unbefangenen Zug der Begeiſterung zu bekommen, wie es doch ſonſt bei mir iſt oder war, wenn ich für mich oder gleichſam für gar niemanden etwas unternahm. Gleich verkleinert und ſchwächt ſich alles, was

eben noch frisch in mir aufsteigen wollte, von dem Augenblick an wo ich fühle, daß ichs für die Zeitung machen soll, und daß man auf mich wartet.“ Wenige Tage darauf schrieb er nach einer langen Unterredung mit G. Schwab an Spindler wegen Auflösung des Vertrags und sagte bei einem Besuch in Bernhausen, wo ihn „der geistliche Hauch ganz agréable“ anblies, zu dem Onkel: „Was würden Sie davon halten, wenn ich entschlossen wäre, nächstens ordentlicher, williger Vikar zu werden?“ Kurz vor Weihnachten schreibt er Mährlen: „Der ganze Frankh'sche Handel wird wieder von mir aufgesteckt. Ich bin die letzten Wochen hier fast krepiert vor Ekel an der Sache und vor Zorn über die Blindheit, worin ich mich bereden konnte, daß ich mir jemals, auch nur ein Vierteljahr bei diesem Geschäft gefallen könnte, ohne daß meine Poesie dabei sich die Schwindsucht hole . . . Und nun soll wie ein Donnerschlag das Wort auf Dich fallen: Ich gehe mit zehnmal mehr Lust und Willen auf's Vikariat, als ich es verließ . . . und dann im Sturmschritt auf die Hohenstaufen los . . . Wie Schuppen fiel's mir von den Augen, daß ich alle jene Pläne, die mein Herz erfüllen, auf keinem Fleck der Welt (wie nun eben die Welt ist) sicherer und lustiger verfolgen kann als in der Dachstube eines württembergischen Pfarrhauses. Gelt? das heißt sich auf's Maul geschlagen gegen meine früheren Briefe! „Es irrt der Mensch, so lang er strebt.““ —

Schon im Herbst 1827 hatte es in der Hauptstadt geheißen, Mörike wolle Schauspieler werden, jetzt, da er noch einmal — Januar 1829 — über Urach zu seinem Bruder nach Oberschwaben gereist war, hieß es bereits, er ziehe mit einer wandernden Schauspieler-Truppe im Lande herum. Wahr an diesem Gerede war nur folgender Vorgang. In Mengen, unweit Scheer, befand sich damals eine solche Truppe, der Mörike als „Theaterliebhaber“ bekannt war. Zum „Vorteil des Schauspielers Franz Antonius Westermann“ sollte Schillers „Kabale und Liebe“ gegeben werden. Da es der Truppe an einem geeigneten Darsteller des Hofmarschalls Kalb fehlte, Mörike aber durch seine treffenden Urteile den Schauspielern bekannt war, so übernahm er auf deren Bitte, um sie vor äußerster Not zu schützen, jene Rolle; indes erkrankte das Kind des Direktors, und die Aufführung mußte nochmals aufgeschoben werden. Endlich, Mittwoch den 4. Februar, sollte sie stattfinden. Außer Mörike stehen auf dem erhaltenen Theaterzettel noch zwei andere „Theaterliebhaber“ als Darsteller untergeordneter Rollen. Der Abend dunkelte heran, die Lichter wurden angezündet, die Garderobe gerüstet. Mörike saß auf einem wackeligen Stuhl und ließ sich von der Frau Direktorin frisieren. „Was macht Ihr Kleines?“ fragte er. „Ach! Der Engel ist hinüber,“ ruft sie pathetisch und fügt sogleich im

eiligſten Geſchäftstone hinzu: „Befehlen Sie noch ein wenig Schwarz — oder Rot? Wie?“

Der Preis des Abends fiel auch wirklich dem maßvoll aber durchaus komiſch gehaltenen Hofmarſchall zu.

Wenige Tage nach dieſem Intermezzo erhielt Mörike die Nachricht, daß er als Vikar nach Pflummern, nicht weit von Scheer, beſtimmt ſei. Er erblickt darin, wie er der Mutter ſchreibt, eine kaum verdiente Gunſt des Schickſals, gemiſchte Empfindungen habe er ja, aber Freude, Hoffnung und beſter Wille wiegen vor; daß er der Mutter dadurch vielleicht Erleichterung verſchaffen könne, gebe ihm Mut und Vertrauen; ſie ſolle doch gleich mit nach ſeinem neuen Wohnort kommen, wenn auch nur auf ein paar Wochen; das wäre dann das Vorſpiel für ihr ſpäteres Zuſammenleben — auch mit Clara —, wie er es ſich ſchon ausgemalt habe.

Am 17. Februar brachten ihn Bruder und Schwägerin aus Scheer in ſein neues „lotterleeres“ Haus. Pflummern liegt in der Ebene mit weiter Ausſicht auf das Donauthal und den benachbarten Buſſen, den der Dichter ſchon früher von Scheer aus beſucht hatte. Das Pfarrhaus, faſt ganz iſoliert, ſonnig, zwiſchen Gärten, ſtand hart an der Hauptſtraße. Ringsum lockten Wälder, durch den „Teutſchbuch“ konnte er zu ſeinen Filial Zwiefalten gelangen. Da die Pfarre beſetzt werden ſollte, hatte er ſich gemeldet, fürchtete aber, wenn er nicht der einzige Bewerber ſei, werde ihm „heimgegeigt“ werden. Am Tage nach ſeiner Ankunft ſchrieb er der Mutter, die ihn bald auf 14 Tage beſuchte, am ſchlimmſten ſeien ihm die Regiſtratur- uud Aktenſachen; in all den entſetzlichen Kirchenbüchern ꝛc. ſei er noch „ein ängſtlicher Fremdling“. Die Poeterei müſſe zunächſt wohl bei Seite bleiben, aber ein „ökonomiſcher Nebenzweig“ ſolle ſie doch werden.

Was aus Mörike geworden ſei, wußte keiner von den Freunden; noch Mitte April ſchrieb H. Hardegg aus Stuttgart, niemand wiſſe etwas von ihm. Endlich erhielt Mährlen Nachricht von dem halb Verſchollenen, die allerdings nicht ſehr tröſtlich klang. „Du haſt, ſchrieb Mörike Ende März, keinen Begriff von meinem Zuſtand. Mit Knirſchen und mit Weinen kau' ich an der alten Speiſe, die mich aufreiben muß ꝛc.“

Er brütete in dieſem qualvollen Anfangsſtadium ſogar über einem Plan, der ihn „wieder und auf immer frei machen“ ſollte. Aber ſehr ſchnell gab er ihn angeſichts unüberwindlicher Schwierigkeiten wieder auf, ſodaß er im Mai

dem Freunde schreiben konnte: „Ich für meine Person weiß nichts, als bei der Kirche bleiben, und zwar hab' ich endlich so viel wenigstens über mich gewonnen, daß Hoffnung ist, nach einem vernünftigen Schema meiner künftigen Oeconomia interior dem gänzlichen Bankerott vorzubeugen. Ich glaube, eine Anstellung als ordentlicher Pfarrer würde manches in mir ausgleichen. Und du hast das Verdienst, mich diesem Gedanken zum erstenmale einigermaßen zugänglich gemacht zu haben, den ich, mich selbst überschreiend, immer zum voraus verflucht hatte." —

Daß er der Mann sei für historische Tragödien, wurde ihm immer zweifelhafter: „mir ist, heißt es in demselben Briefe an Mährlen, am angenehmsten und natürlichsten, einige phantastische Elemente an's Licht zu bilden, die lediglich keine Verwandtschaft mit der Orplidischen Periode haben, sondern auf reinerem und verständlicherem Weg mein Wesen aussprechen sollen, um mich dann für immer mit dieser subjektiven Masse quitt zu machen, deren Grillenhaftigkeit und gelegenheitlicher Hypochondrie sich eine allgemeine und reizend gemischte Wahrheit abscheiden lassen muß." Man wird kaum fehlgehen, wenn man dabei an den Roman Nolten denkt, in den der Dichter seine überaus reiche Jugend zu schütten im Begriffe stand.

Wie ein recht Müder und Matter manchmal lächelt ohne zu wissen warum, so wurde er in seinem Inneren allmählich still und geduldig und blieb es auch als seine Bewerbung um Pflummern fehlschlug, um so leichter, als er anfangs Mai erfuhr, er werde demnächst nach Plattenhardt auf den Fildern, in die Nähe des lieben Bernhausen kommen.

Zwei lyrische Perlen verdanken wir seinem Aufenthalt in Pflummern: Bei einem Spaziergang am 9. März entstand der reizende Frühlingsgruß „Frühling läßt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte" (Ged. S. 31) und anfangs Mai das Lied „Früh, wenn die Hähne krähn" (Ged. S. 61). Ein für den Fürsten von Taxis geplantes Festspiel kam nicht zur Ausführung.

Kurz vor seinem Abgange von Pflummern sprach der Dichter es Mährlen gegenüber aus, was er für einen großartigen Zweck im Poetischen nötig habe: „eine lebhafte Berührung mit diesem oder jenem, der ein gleiches Bestreben oder wenigstens Liebe zu dem meinigen und Liebe genug für mich hätte, um mich nicht einschlafen zu lassen." Dies Geständnis ist nicht ganz frei von Selbsttäuschung. Daß er mit dem Enzio nicht von der Stelle kam, lag nicht in dem Mangel an jener Berührung, auch nicht in dem Mangel an Liebe; in der Zeit vom Herbst 1827 bis Sommer 1829 hat es ihm weder an dieser noch an jener gefehlt. Er hatte eben noch nicht erkannt, daß seine dichterische

Begabung nicht auf dem dramatiſchen Gebiete liege. So fragt er ſpäter noch einmal bei dem Freund an, ob er ihm nicht zu einem „reinen“ Luſtſpiel rate, ſpricht aber zugleich ſeine Zweifel darüber aus, ob er ſich dabei in ſeinem Elemente befinde. Mährlen antwortete ſogleich: „Ich kenne deine Art, dich im Engen anzubauen und eine Nußſchale zu einem Linienſchiffe auszuhöhlen“, deshalb wünſche ich „daß du deine poetiſche Equipage gleich in einen Dreimaſter lüdeſt. Die Vergleichung ſteigerte ſich, und was erſt Linienſchiff war, würde zu einem Weltſchiff.“ Auch die folgenden Ausführungen des Freundes treffen nicht den Kern der Sache. So blieb Mörike für jetzt noch im „dunklen Drange“. Was er für ſeine künſtleriſche Lebensarbeit brauchte, hat er ſpäter im Nolten mit voller Klarheit mehrfach ausgeſprochen. Er brauchte einen ſtillen Boden, den ihm keiner auflockern durfte, einen Boden, in dem ſein Weſen ſeit früheſter Zeit Wurzel geſchlagen hatte; er brauchte von jeher eine gewiſſe ſtete Temperatur, deren Wechſel ſo viel als möglich nur von ihm abhing; er brauchte zeitweiſe, wie er es auch in dem bekannten Briefe an Waiblinger angedeutet hat, eine heimliche melancholiſche Beſchränkung als graue Folie jener unerklärbar tiefen Herzensfreudigkeit, die aus dem innerſten Gefühle unſerer ſelbſt hervorquillt.

Jedenfalls hatte der Dichter in jenem „Geſtändnis“ an Mährlen treffend geäußert: Der Boden ſeines Innern könne nur ertragsfähig ſein, wenn der ſorgſame Gärtner Liebe ſeiner warte. Was ihm hier not that, zumal in jenen gärenden Zeiten, ſagt er ſich im Nolten durch ſeinen Larkens ſelbſt: „Ein gutes, natürliches Geſchöpf, das Dir einen Himmel voll Zärtlichkeit, voll aufopfernder Treue entgegenbringt, Dir den geſunden Mut erhält, den friſchen Blick in die Welt, Dich freundlich losſpannt von der ſchweifenden Begier einer geſchäftigen Einbildung und Dich zur rechten Zeit hinauslockt in die helle Alltagsſonne, die doch dem Weiſen wie dem Thoren gleich unentbehrlich iſt.“ Ein ſolches Geſchöpf ſollte nunmehr, wie es ſchien, in Mörikes Geſichtskreis treten.

Ende Mai zog er im Pfarrhauſe zu Plattenhardt ein. Es iſt dies ein anſehnliches Dorf unter den Bergwald, den Rand des herrlichen Schönbuchs, gebettet, nicht weit von Bernhauſen, im Angeſicht Hohenheims. Im Pfarrhauſe, das nahe bei der hochgelegenen Kirche ſteht, wohnte noch die Familie des verſtorbenen Pfarrers Rau. Die eine Tochter des Hauſes, Luiſe, erfüllte alsbald ſein ganzes Herz; ein herrlicher Liebesſommer kam, während deſſen er für die Freunde verſtummte; Ende Auguſt erfolgte die Verlobung; Luiſe ging zu Eduards Mutter nach Nürtingen, und mit dem 2. September beginnt der Briefwechſel mit der Braut, der zu den Perlen unſerer Brieflitteratur gehört Er

gewährt uns Blicke in das reiche Seelenleben des Dichters, die in die feinſten und tiefſten pſychologiſchen Schattierungen im „Maler Nolten“ führen. —

Aus einer Scheune ſeinem Fenſter gegenüber, hört er — ſo beginnt der erſte Brief — in der Frühe den Schlag der Dreſcher, und ſein Herz beginnt ſich nach dem Takte des traulichen Tons ſo recht genügſam einzuſpinnen: „Ich knüpfe immer einen ganzen Schwarm von wehmütig-ſüßen Erinnerungen an dieſen Ton, die bis in meine tiefe Kindheit fortlaufen. Dieſelbe einförmige Melodie, die mir alle Herbſte meines Lebens wieder neu war, wie wunderbar überraſcht ſie mich in dieſer entſcheidenden Epoche! Sie mahnt mich an alles, was in 20 Jahren an mir vorüberging, was ich gefunden und verloren habe, was an mir verändert wurde und unveränderlich iſt, wie die Total-Empfindung meines urſprünglichen Weſens in mir geblieben iſt. Da fühle ich ſo deutlich, wie vieles bloß als zufälliges Mittel zur Entwickelung des inneren Menſchen Wert hatte, das man lange Zeit als höchſten Glanzpunkt des Weſens ſelbſt für wert und heilig gehalten; und doch mußte es vergehen, und man hatte noch von Glück zu ſagen, wenn die alles enttäuſchende Zeit nicht den ganzen Goldfirnis von den Geſtalten abſtreifte, wenn man immer noch den Mut haben darf, die alten Zaubergärten zu durchwandeln und an manches verwitterte Monument die nach-träumende Stirne anzulehnen. Aber dabei kann Einem nur dann wohl werden, wenn das neue Paradies ſchon angelegt und bereit iſt, das uns für alle Vergangenheit entſchädigen ſoll.“ Und ſo ſei es mit ihm und wohl auch mit ihr. Die Liebe müſſe jeden Morgen über ſich als ein Wunder erſtaunen. „Iſt ſie bei Dir anderer Art? Es mag ſein, ich glaube es faſt, aber es macht mir nicht bange.“ Mit dieſen Ergüſſen, die ſie nicht liebe, wolle er indeſſen abbrechen.

Da ihm ſein Liebesſommer nicht als das glänzende Finale einer alten Zeit, ſondern als die Ouvertüre einer neuen erſchien, ſo entſprach es ſeiner ſinnigen Art und, wie er ſelbſt ſagt, „einem ſonderbaren Bedürfnis“, die Abſchnitte ſeines Daſeins gleichſam zu regiſtrieren und durchs Bewußtſein abzurunden, ehe er in eine neue Epoche eintrat. Er ſtrebte, zumal durch eine Zuſammenkunft mit Luiſe, nach einem letzten beruhigenden Wort, womit ſie die Summe dieſer glücklichen Zeit noch einmal hätten ziehen können; er hätte noch einmal gerne mit einem Blick ergriffen, was dieſe letzten Monate in ſich faßten. Die Umſtände, namentlich ſein ſchlechtes körperliches Befinden, hinderten ihn aber, Luiſe, die mit den Ihrigen nach Grötzingen — unweit Nürtingen — übergezogen war, zu beſuchen.

Vorerſt machte ihn ſein neues Liebesglück dichteriſch nicht beredt, im Herbſt 1829 iſt nur der ſchalkhafte „Scherz“ (Ged. S. 122) entſtanden.

War Luiſe bei der Mutter in Nürtingen, dann wanderte er hin und hatte ſeine Freude an der Winterlandſchaft. „Siehſt Du ſo von der Höhe, ſchreibt er ſeiner Braut, die langen weißen Flächen, die blauen Albgürtel im zarten Nebel, die einzelnen hervorſtehenden Turmſpitzen ſtiller Dörflein — all das hoch überwölbt von der klarſten, geſundeſten Luft, ſo teilt ſich Dir ein Gefühl von Luſt und Stärke mit, das wohl zu einer gewiſſen Feierlichkeit ſteigt, wie ein weichlicher Frühling ſie kaum geben kann. Und wenn ich ſo hinging in Gedanken an Dich, ſo war es, als nähme all das reine Weiß eine tiefe Roſenfarbe an.“ In ſolchen Stimmungen iſt wohl „Sehnſucht“ (Ged. S. 166) entſtanden. Ende November konnte er der Braut mitteilen, daß er nach Owen bei Kirchheim — alſo viel näher bei Nürtingen und Grötzingen — verſetzt ſei. In ſeiner Freude darüber zeichnete er ſogleich für die Geliebte ein Kärtchen, auf dem auch die alten lieben Wanderziele bezeichnet waren: Teck, Hohenneuffen, Reußenſtein.

Anfang Dezember verlebte er herrliche Tage in Grötzingen: Fröhliche Tänze, Ausflüge bei Fackelſchein erregten die ſteife Verwunderung der Bauern. Wie er dann unter dem ſtillen Mond heimwanderte, empfand er blitzartig im Innern ſein ganzes Glück; „da iſt es mir dann, ſchreibt er, als rührte plötzlich ein Gott meine Schulter, und ich ſchlüge hell die Augen auf — aber nur, um dann gleichſam wieder von einem wachen Traum in den anderen zu ſtürzen, vergeblich ringend, das Wunder zu begreifen, das mich ſo glücklich macht.“ Da fühlt er ſich zu himmliſcher Genügſamkeit erhoben und fähig, die Worte: „Rufe Dein Kind zurück, ich habe genoſſen das irdiſche Glück“ völlig zu faſſen und zu fühlen.

Als er Mitte Dezember in Owen angekommen war, bat er ſogleich Luiſe ſie ſolle ſeinen Einzug ſegnen und ſchreibt ihr bei einem „friſch angeſteckten“ Licht in einem Gemiſch von Wehmut und Zufriedenheit: „in mir iſt eine feierliche Stille, und um dieſen Eindrücken ein wenig zu ſchmeicheln, hab' ich ein Räucherkerzchen angezündet, deſſen myſtiſche Wölkchen mich leiſe umziehen. Dieſe unſchuldige Ceremonie hab' ich unter ähnlichen Umſtänden ſchon öfters mit kindiſcher Pietät vorgenommen, und ſie hat ihre günſtige Wirkung noch nie verfehlt.“ Sehr ſchwer empfand er jedesmal wieder die Trennung von der Geliebten und flüchtete in die Einſamkeit, um „unter ungehemmten Thränen“ die eigne Trauer gleichſam zu umarmen und zu erſchöpfen.

Die wohlmeinende, freundliche Art ſeiner Pfarrleute half ihm gar oft über dieſe Stimmungen hinweg, und daß der Pfarrer kein — aner ſei, wie er ſelbſt ſagte, wenn er auch zum alten Storr (Haupt der Tübinger Supra-

naturaliſten-Schule) in der Dogmatik halte, das traf gerade des neuen Vikars Ueberzeugung. Das Pfarrhaus war früher eine Kirche und ſah ganz ſchloßartig aus, von ſeinem Zimmer, das nach dem Garten ging, ſah er die Teck. Die Kirche fand er ſehr ſchön, beſonders gefiel ihm ein altdeutſches Gemälde darin, die Kreuzabnahme darſtellend; und als er unter den Nebenfiguren dieſes Bildes eine ſah, die der Geliebten frappant ähnlich war, dachte er: „Meine liebſte Zuhörerin in der Kirche iſt nun ſchon gefunden.“

Auch von ſeinen theologiſchen und anderen Studien berichtet er der Braut, Lichtenberg wäre ihm beſonders wert, aber er vermiſſe, wie er ſchon Ende 29 ſchreibt, in ſeinem einförmigen Leben ſehr die Nähe eines Freundes, deſſen er ſo ſehr zur Mitteilung wie zur gelegentlichen Reibung bedürfe.

Am liebſten ſchrieb er an Luiſe in den erſten Morgenſtunden, wo man noch unbewegt von der Außenwelt ſei und jene ſtille Frühſtimmung des Herzens habe, in der die Seele gleichſam von ſelbſt zu tönen anfängt wie jene Harfen, auf denen die Luft ſpielt.

Von beſonderem Intereſſe war ihm der benachbarte Pfarrer K., ein in ſich harmoniſcher, ausgereifter und mit der Welt fertiger Mann, deſſen Ueberlegenheit er empfand, ohne ſie übel zu empfinden. Als der Pfarrer einmal, berichtet Mörike der Braut, über Napoleon ſehr abfällig urteilte und wegwerfend von ihm ſprach, trat ihm Mörike mit Heftigkeit entgegen und meinte zunächſt, der Genius dieſes großen Mannes vertrage „die hölzerne Vogelſcheuche der Moral“ nicht, in ihm müſſe man das Schickſal reſpektieren. Dies verwendet, ſo war ſeine Meinung, die Kräfte, die verſchränkt in einem Menſchen liegen können, gar mannigfaltig, und aus einer Miſchung von Poeſie mit politiſchem Verſtande, mit philoſophiſchem Talent, mit mathematiſchem Genie ꝛc. ſpringen die merkwürdigſten, die größten Reſultate hervor, vor denen die Gelehrten verblüfft mit Kopfſchütteln ſtehen, und die das lahme Rad der Welt auf lange hinaus wieder in einen wohlthätigen Schwung verſetzen. Da ſcheint ſich die Natur vor unſeren eingeſchränkten Augen auf einmal ſelbſt zu widerſprechen oder wenigſtens zu übertreffen, ſie thut aber keins von beiden. Zwei heterogen ſcheinende Kräfte können ſich wunderbar ſtärken und das Trefflichſte hervorbringen. Uebrigens muß ein Menſch, ſo urteilt er, den das Schickſal ſo ängſtlich mit eiſernen Händen umklammert, am Ende doch ſein Liebling ſein, und dieſe grauſame Gunſt kann ſich ihm einmal als die ewige Güte und Wahrheit entfalten. So können aus den Geächteten des Himmels ſeine erſten Heiligen werden. Ob dies auf Napoleon zuletzt zutreffe, bleibe dahingeſtellt, ſein Aberglaube ſei aber keine Maske. Er war nüchtern überall, nur nicht in dem tiefen

Schachte ſeines Buſens. Die einzige Religion, die er hatte, war die ſeiner ſelbſt oder des Schickſals, das mit göttlicher Hand ihm die Notwendigkeit ſeiner Thaten vorzuhalten ſchien. Als der Pfarrer einwarf, an ſeinen Früchten erkenne man auch ihn, meinte der Vikar, an ſolchen fehle es nicht, Napoleon habe für ſich nur die Blume des Ruhmes genommen. Wenn ich mich, fuhr der Pfarrer dagegen fort, von Shakeſpeare an das Monument Caeſars führen laſſe, ſo iſt das was anderes, als wenn ich die Geſchichte leſe. Warum? fragte wieder der Dichter, die Geſchichte, meint er, fällt kein Urteil. „Auch Shakeſpeare fällt keins über ſeine Helden, und wenn wir die ſchöne Geſtalt der Muſe über ihr Grab in Thränen ſich hinbeugen ſehen, ſo fragen wir ſo eigentlich nicht Warum?, ſondern wir weinen mit dem dunklen Gefühl des Großen, das hier ſtarb, wohl mit. Das iſt der Silberblick unſerer Menſchlichkeit, was der Dichter in uns enthüllt.“

Mit ſeinem Berufe hatte er ſich unterdeſſen immer mehr ausgeſöhnt. „Es kommt, ſchreibt er an Mährlen, nur auf einen männlichen Entſchluß an, um auch innerhalb des Kirchendienſtes der ganze, ungeteilte Menſch zu bleiben.“

„Ich bedürfte, fährt er fort, Deines belebenden Atems gar ſehr, denn ſo lange der Dunſtkreis eines liebenswürdigen Mädchens das einzige Element für die poetiſchen Saugorgane bleibt, kommt kein Effekt zu Tage, da Energiſches und Aſtheniſches in gleichem Maße mich betäubt. Ich bin endlich bei dem glücklichen Punkte angelangt, wo man den Wert eines Freundes und der Geliebten rein und glatt unterſcheidet, ohne den einen oder die andere in ihrem vollſten Rechte zu verkürzen.“

Tief ergriff ihn der Tod Waiblingers, den ihm Mährlen mit dem kurzen, habeat sibi! mitgeteilt hatte. Er will nichts dagegen ſagen, „aber, entgegnet er, man fällt im Vaterlande ſo grauſam und mit ſo gemeinem Haß über ſeine Leiche her, daß es mich erquickt hätte, von ſolchen, die ihn beſſer kannten, eine verſöhnende Stimme zu vernehmen. Ich habe ihm eine herzliche Thräne nicht verſagen können, und einer halben Ewigkeit vorgreifend, ſah ich ſeinen Geiſt in gereinigtem Lichte blühen.“ — Und wie weiß der Dichter dann wieder in Dank gegen Gott, der ihm die himmliſche Seligkeit der Liebe geſchenkt habe, der Geliebten von dem lieblichen Spiele zu reden, mit dem er ihre gegenſeitige Liebe vergleicht, von dem Spiele, das darin beſteht, „daß Du ein goldnes Gefäß mit köſtlichem Wein in ein anderes göſſeſt, damit ich den immer friſchen Perlſchaum ſchnell vom Rande ſauge, um ſodann Dir wieder einzufüllen, daß Du das Gleiche thuſt und ſo fort — ohne unſern

Durst löschen und den Wundertrank zur Neige bringen zu können. Ist das ein Spiel, so ist's ein solches, wie die Engel es treiben."

In dies süße Genießen der Liebenden träufelte die Wirklichkeit alsbald bittere Tropfen banger Sorge: Wegen politischer Umtriebe wurde Eduards Bruder Karl verhaftet und zu einer Festungsstrafe verurteilt; nicht nur hierüber geriet Luise in ernste Sorge, sondern auch über Mährlens Verhalten, namentlich über dessen Begeisterung für die Revolution. Diese Begeisterung war allerdings dem Dichter selbst nicht verständlich, ihm sagte weder „die zu den extremsten Schritten drängende Geschäftigkeit der Demokratie" noch der „immer von neuem wieder aufgeregte Geist des Liberalismus" zu; so sehr er „das tief empfundene, zumal auf den Akademien genährte Verlangen nach nationaler Einheit" billigen mochte, so abgeschmackt erschien ihm die politische Phrasenmacherei und Großmannssucht. Als man ihm aber zumutete, für die sogenannten neuen Ideen poetisch zu wirken, wies er dies auf das bestimmteste ab, da dergleichen dem Wesen der Poesie wie der Kunst überhaupt zuwider sei. Charakteristisch ist dabei folgende Aeußerung Mährlen gegenüber: „Was jetzt dergleichen (wie die Juli-Revolution) in Deutschland geschehen könnte, perhorresciere ich im voraus als Eitelkeit — und wenn ich hierin zu weit gehe, so hat's das schwarz-rot-goldne Band verschuldet, das dann aber doch meinen Patriotismus nicht ganz und gar strangulieren konnte."

Mährlen ließ aber auch nicht ab, den Freund „aus seiner Ruhe herauszukitzeln und auf die hohe See des Lebens zu locken". Ohne Weltkenntnis, meinte er, wäre auch Goethe nichts geworden. Für sich und den Freund fürchte er „das Verbauern, das Verhocken, das Zusammenfaulen neben einem Weibe, das Siebenschläfern, Vergauchen ꝛc.", wenn er Pfarrer würde. Der Freund solle sich um eine Stelle beim Fürsten von Taxis bewerben.

Als Mörike dies der Geliebten mitteilte, äußerte er sich dazu in einer Weise, die sein sicheres und treffendes Urteil in das hellste Licht stellt. „Daß ein universeller Schriftsteller, oder auch nur ein poetischer Weltbürger, wenn er zwischen London und einem schwäbischen Dorfe zu wählen hätte, das erstere vorzöge, versteht sich, ob aber eine Sekretär- oder Bibliothekarstelle bei einem Fürsten von Taxis unserer (Mörikes und Mährlens) etwaigen Produktivität einen höheren Schwung gäbe als der Gesichtskreis einer württembergischen Pfarrei, ist sehr zu bezweifeln. Ich will, wenn ich einer Luftveränderung für meine Gehirnkammer bedarf, aus einer kleinen Reise nach einer ansehnlichen Stadt mehr ziehen und meine poetische Musterkarte stärker bereichern als der verwöhnte Städter, der mitten auf dem Tummelplatze des gestalt- und farbenreichsten Lebens wohnt; — eben die Seltenheit pikanter Er-

ſcheinungen ſchärft den Blick, der ſie zu ergreifen und zu ſteigern hat Wenige aber ſtarke Eindrücke von außen, — ihre Verarbeitung muß im ruhigen, beſcheidenen Winkel geſchehen; auf dem ruhigen Hintergrunde wird ſich ihr Kolorit erhöhen, und die Hauptſache muß doch aus der Tiefe des eigenen Weſens kommen; was man von außen empfängt, muß teils bloße Anregung ſein, teils ſind es einzelne abgeriſſene Charakterlinien, zerſtreute Züge ꝛc. Wer bis in ſein 26. Jahr in mannigfaltige Berührung mit gewöhnlichen und ungewöhnlichen Menſchen kam und ſo ziemlich alle oberflächlichen und tiefer liegenden Richtungen des Lebens kennt, — der ſoll im übrigen, um die Welt darzuſtellen, getroſt aus dem Brunnen eigener Phantaſie ſchöpfen und ſich auf ſein Augenmaß verlaſſen, was die Korrektheit der Zeichnung betrifft. Ueberhaupt lebe ich der feſten Ueberzeugung, bei einem Schriftſteller, der auch nur etwas mehr iſt als z. B. Wilh. Hauff (dies ohne alle Rückſicht auf uns geſagt) verhält ſich die Notwendigkeit äußerer Anregung (und lebender Stoffe des Tages) zur Bedingung des eigenen Ideenfonds wie 4 zu 80. Wer der letzteren Summe gewiß iſt, der findet die erſtere auch als Dorfpfarrer, und wenn er ſich aus dem papierenen Produkte von beiden ein wenig Extralebensluft d. h. Geld zu verſchaffen weiß, ſo kann er die 4 zum Privatvergnügen ſeiner Frau und ſeiner ſelbſt bis auf überflüſſige 10 ſteigern. Wer die 80 nicht beſitzt, der muß ſie ſich aus der anderen Summe ergänzen und ſich ſeine Copien aus Theaterzirkeln, Geſellſchaften ꝛc. holen, den feinen Ton ſtudieren, hinter jedem Stutzer und ſeiner Cravatte den Satyr ſpielen und das dann als Poeſie drucken laſſen. Er kann ein unterhaltender, guter Schriftſteller ſein — aber kein Dichter, allein eben deswegen wird er mehr Glück bei der eigentlichen Leſewelt machen. — Bewegt ſich die Poeſie aber nicht gerade auf dem modernen Boden (und es wird ihr Vorteil ſein, wenn ſie dies nicht immer thut), ſo braucht man Mährlens Londoner Caffees und öffentliche Plätze weit weniger — eine Iphigenie ſchreibt ſich gar wohl ohne das, war man zuvor ein J. Wolfgang von Goethe, aber — gehorſamer Diener! man kann eher noch vorher Miniſter ſein."

Ob ſein „Engelskind" dies alles ſo verſtand, wie es gemeint war, bleibt bei ſeiner Eigenart zweifelhaft, denn Luiſe war — bei zartem Aeußeren und gefälligem Geſicht — zwar verſtändig und vorſichtig, aber trotz ihrer Schüchternheit entſchieden, ja leidenſchaftlich aufbrauſend, wenn ſie ſich in dem bekämpft ſah, was ihr edel und erſtrebenswert ſchien. Im engen Bereich des Pfarrhauſes groß geworden, kannte und ſchätzte ſie allein den Pfarrberuf, ſie wollte daher auch in dieſem Kreiſe, wie ſie ihn verſtand, bleiben und wußte, daß ſie in keinem anderen ihr Glück finden würde. So war ihr Geſichtskreis eng, ihre Auffaſſung

— selbst von dem Pfarramt — einseitig und in dieser Einseitigkeit unter Umständen bis zu leidenschaftlicher Hartnäckigkeit gesteigert. Mit Aengstlichkeit wollte sie alles vermieden wissen, was „den Leuten" Anlaß zum Gerede geben konnte, mit peinlicher Sorgfalt wachte sie, daß ihr geliebter Eduard keinen „Anstoß" gebe, daß er in dem Geleise ging, das ihr als das allein gute und normale erschien. Unheimlich war ihr alles, was den stillen Gang ihres ländlichen Pfarrhauslebens, die gleichschwebende Temperatur ihres einfachen, unschuldigen und keuschen Mädchenherzens zu stören schien. Ganz in diesem ihrem Sinn ist es, daß der Geliebte ihre Liebe zu ihm in „Erstes Liebeslied eines Mädchens" (Ged. S. 33) als „ein schauriges Ding" darstellt, das ihr „mit Schmiegen und Wenden" an die Brust schlüpft. „Es beißt sich, o Wunder, mir keck durch die Haut, Schießt's Herze hinunter! O Liebe mir graut!"

Im Mai 1830 schickte er ihr eine „Tuschzeichnung": Die Scene im Hamlet, wo die wahnsinnige Ophelia phantastisch aufgeputzt erscheint ꝛc.; am Anfang des Begleitbriefes hatte er einen Rückblick auf ihr erstes Liebesleben geworfen und schilderte der Braut, wie sie ihm damals erschienen sei: „Deine ganze Erscheinung," sagt er da, „Dein stilles, verschlossenes, häufig mißverstandenes Wesen, Deine heimlichen Besuche auf dem Kirchhofe, jener gedankenvolle starre Blick, mit dem Du öfters, die laute Gesellschaft überhörend, unbeweglich dasaßest — das Alles gab Dir in meinen Augen etwas Feierliches, Mysteriöses, ja zuweilen etwas Geisterhaftes, das mir heilig und unantastbar war." Wer denkt da nicht unwillkürlich an die unglückliche Agnes im „Maler Nolten"? zumal an die Stelle (II 133 f.), wo Nolten von jener „dunklen Klippe", woran Agnesens sonst so gleichgewiegtes Leben zum erstenmale sich brach, und von der schlimmen „Zauberblume" spricht, woran des Mädchens Geist zuerst sich mit unheilvollen Ahnungen berauschte. Noch lag aber über allem der ambrosische Schleier unversehrter Liebe.

Mit freudiger Genugthuung hebt der Dichter Freund Hartlaub gegenüber von ihr hervor: „Bei der Lektüre leitet sie, besonders in Dingen, die über den unschuldigen, keuschen Mädchenhorizont hinausliegen, ein niemals irrender Instinkt, dessen verlegener, kindlich origineller Ausdruck mich oft zur seligsten Freude vermocht hat; gewöhnlich lachen wir dann beide herzlich, und ich fühle ganz den zauberhaften Punkt im stillen, der mich von Anfang an sie fesselte." Goethe war ihre stehende, gemeinsame Lektüre; Alexis und Dora, Euphrosyne, Dichtung und Wahrheit werden besonders genannt, diese liest sie zum Teil vor, jene er, während sie sich die Locken wickelt. Ihre Herzensbriefe kann er oft zu Hause nicht abwarten; er eilt dann dem Boten entgegen, um den Brief in dem nächsten

Wald zu leſen. Dabei hat er einmal einen herrlichen Poetenwinkel auf einer Waldwieſe an der rauſchenden Lauter entdeckt, wo die erſten Sonette an Luiſe entſtanden ſind: „Der Himmel glänzt vom reinſten Frühlingslichte“ (Ged. S. 169, datiert v. 30. 4. 30), „Am Waldſaum kann ich lange Nachmittage“ (Ged. S. 167, v. 3. 5. 30) und „Wenn ich von Deinem Anſchaun tief geſtillt“ (Ged. S. 170, v. 7. 5. 30), drei ſpätere ſind in den Gedichten gedruckt S. 168; S. 169 „Nur zu!“ und S. 404. Das ſiebente, ſpäter umgedichtete Sonett lautet in ſeiner urſprünglichen Faſſung:

* * Ich ſehe Dich mit rein bewußtem Willen
Gelaſſen Dich in Deinem Kreis bewegen,
Noch ſanft durchglüht vom letzten Vaterſegen
Mit Heiterkeit des Tages Pflicht erfüllen.

Du magſt ſo gerne unbelauſcht im Stillen
Die zarten Blüten Deines Geiſtes pflegen,
Und, kindlich, um den höchſten Wert verlegen,
Den Reichtum Deiner tiefen Bruſt verhüllen.

Wer ſo Dich kennet, ja der glaubt auf's neue,
Daß Unſchuld, Wahrheit, Demut, fromme Treue
Noch immer nicht von dieſer Erde ſchieden.

Und wenn es wahr iſt, daß ein göttlich Walten
Den ſchönſten Kranz der Tugend vorbehalten —
Wer wäre würdig, Dir ihn darzubieten?

Wenn es Mörike ſein Amt erlaubte, unternahm er zu ſeiner Erfriſchung anſtrengende Wanderungen auf die winkenden Berge und in die „ſonnenſcheuen“ Wälder, aber „die Leute“ hielten ſich darüber auf, und Luiſe hörte dann, Eduard ſei zu viel auswärts und bat ihn, davon abzulaſſen. Sie ſei zu ängſtlich, meinte dieſer, er wolle aber, ſoviel es „ohne Zerſtörung ſeines eigenen Selbſt“ möglich ſei, ihre Bitte zu erfüllen ſuchen. Als ſie wiederholt ihre Beſorgniſſe äußerte, daß Lohbauer und Mährlen Eduard in den politiſchen Strudel ziehen wollten, ſchrieb er ihr: „ich habe es mir zum Geſetz gemacht, mich mit beiden nur behutſam einzulaſſen,“ ſie brauche nicht zu fürchten, daß ſein „paſtoraliſcher Grund und Boden ins Schwanken geraten könne“. Beunruhigend war es ihr aber wieder, wenn der Vikar die amtlich angeordnete Disputation ein „theologiſches Ringelſtechen“ nannte. Auch hatte der Bräutigam ihr bald eine „Grille“ aus-

zureden, die sie gegen seine Mutter hatte, bald den Verdacht, als ob er eifersüchtig sei, zu entkräften.

Für den bereits 1828 begonnenen Roman — er selbst nannte ihn damals Novelle — hatte er sich von Bauer das Schattenspiel „Der letzte König von Orplid“ zur Verwendung zuschicken lassen. Es ist möglich, daß in dieser Zeit, wo die zauberische Orplid-Welt von neuem vor ihm auftauchte, das herrliche Lied: „Du bist Orplid, mein Land!“ (Ged. S. 94) geschaffen wurde. Den Roman gedachte Mörike in dem schon länger von ihm geplanten „Taschenbuch ohne Jahresschild“ zu veröffentlichen, indem er sagte: „In der leichtfertigen Almanachsgestalt wird es („das Ding“) weniger geeignet sein, ein Vorurteil, einen Maßstab für etwa künftige Versuche für mein Talent überhaupt abzugeben. Man thut immer gut, anfangs leise und quasi versteckt aufzutreten.“ — Bei dem Taschenbuch rechnete er auch auf Beiträge Uhlands, Schwabs und Kerners. Mährlen sollte die Vorrede schreiben, aber „nur keinen herabsetzenden Seitenblick auf andere Produkte dieser Art von Zwerglitteratur“ werfen und „auch sonst nicht zu viel Präconisierendes“ bringen; der Freund brachte aber gar nichts; nachdem der Dichter auf Mährlens Zureden es aufgegeben hatte, den Roman in den Almanach zu geben, verschwand dieser einstweilen wieder aus dem Gesichtskreis.

Im Anfange des Jahres 1831 reiste er wegen seines Bruders Karl mit der Mutter nach Scheer, um dort zum Rechten zu sehen. Was er da sah und hörte, verwirrte ihn um so mehr, als er auch infolge dieser Reise von seiner Luise längere Zeit getrennt war. „Nie fühlte ich,“ schreibt er ihr Ende Februar „ein lebhafteres Bedürfnis und durstigeres Verlangen nach derjenigen Beruhigung, welche mein Beruf unmittelbar mit sich bringt und doch — nie fühlte ich mich unfähiger, Hand an die Arbeit (Predigt) zu legen und meiner Empfindung irgend eine Form zu geben. Das Evangelium hielt mir seinen ganzen Frieden entgegen und lockte mich tief und tiefer in jene stille Abgeschiedenheit des Geistes, wo der Engel unsrer Kinderjahre uns wieder begegnet und mit uns weint.“ Aber „die Brücke zur Predigt“ konnte er nicht finden, und „was dort lauteres Gold gewesen war, das wurde stumpfes Blei, wenn ich die Feder ansetzte. Eine ruhige Trauer umhüllte mir jeden Gedanken.“ Erst als er die Geliebte wieder gesehen und sich mit ihr ausgesprochen hatte, wurde er heiter und froh, schob die Sorge um den Bruder hinter seine Liebe und begann einen poetischen Lieblingsgegenstand sich lebhaft vor die Seele zu führen und „nach allen Seiten recht durchzudenken.“ „Unter diesem innerlichen Geschäfte,“ fährt er dann fort, „wuchs gewissermaßen mein Selbstgefühl, und das war in

ſolchen Fällen immer das erſte, was mich gegen den Druck ſo mancher Außendinge von jeher wohlthätig geſtärkt und mit guten Hoffnungen erfüllt hatte."

Aber ſchon ſtand neues Unheil vor der Thüre, das Karl angerichtet hatte. Eduard hatte nämlich einen Brief von ihm, der in Haft ſaß, an ſeine Adreſſe befördert, ohne von deſſen bedenklichem Inhalte eine Ahnung zu haben. Zu bereuen, ſchreibt er der Braut Anfang März, habe er nichts; ſeine Briefſchaften ſeien jedoch unter Siegel gelegt; wie groß des Bruders Schuld ſei, wiſſe er nicht. Er hofft, daß man ſeine Sachen, unter denen leider auch Luiſes Briefe, unterſuchen und ſo ſeine völlige Unſchuld erkennen werde, ſein einziger Troſt ſei Luiſe.

So wurde er zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung ungetrieben, denn, ſo mußte er der Braut am letzten März mitteilen, nun ſieht er durch die Exceſſe ſeines Bruders auch ſeine Zukunft bedroht und damit auch die ihrige. Er ſelbſt ſei zwar ganz ſchuldlos, aber der König ſei höchſt aufgebracht und deſſen Mißtrauen würde ſich auch gegen ihn richten und ihn in ſeinem Fortkommen hindern; deshalb habe er geplant, ſein Amt aufzugeben und ins Ausland zu gehen. Das habe er zwar wieder aufgegeben und ſtehe nun der Angelegenheit zwar gelaſſen, aber nicht zweifelsfrei gegenüber. Von Owen möchte er jedenfalls weg und „als Vikar für immer ausgedient" haben. Auch ſein körperliches Befinden ſei ſchwankend; auf der Kanzel habe er vor kurzem Schwindelanfälle gehabt, und ſein rechter Arm ſei wegen ſtarker Rheumatismen mit Pflaſter vollgeklebt und ſchmerze ihn ſehr. „Es iſt," tröſtet er zum Schluß die Braut, „ein leichtes Frühlingsfieber, das ich gerne trage ſchon um ſeines Namens willen." Allein dies erwies ſich als eine Täuſchung, er mußte auf ärztliche Anordnung Urlaub nehmen, um in Stuttgart eine Kur zu gebrauchen. Dieſen Urlaub benutzte der Dichter auch zu einem längeren Aufenthalt in Hohenheim, wo er in dem ſogenannten, jetzt nicht mehr vorhandenen Römiſchen Wirtshauſe wohnte und in den ſonnigen Gärten und auf den ſchattigen Parkplätzen unter dem Rauſchen der mächtigen Linden, Eiben und Ulmen einzelne Teile des „Maler Nolten" ſchuf und niederſchrieb.

Mitte Mai ſuchte er ſein liebes Ludwigsburg auf; zwar kam er als ein Fremder ins Vaterhaus, fand da viel ſchönes beſeitigt und verdorben, aber mit Freuden durchſtrich er die melancholiſchen Gänge der Anlagen; in der Emichsburg hörte er wieder die Windharfen flüſtern, deren ſüße Töne alles Vergangene in ihm aufſchmolzen; wie im Traum ſah er die Umgegend und die Wege alle, wo ſie als Kinder mit Vater und Mutter ausgeflogen waren.

Der Prozeß des Bruders verſetzte ihn jedoch von neuem in ſolche Aufregung, daß er der Braut, „nachdem er ſich im Gebet vor Gott geſtärkt, die

entſcheidende Frage ſtellte;“ hier bricht der Brief ab, durch den er offenbar Luiſe ihr Wort zurückgeben wollte, falls ſie es wünſchte.

Wie ein wehmütiger Zukunftston erklang damals das herrliche Lied: „Roſenzeit, wie ſchnell vorbei“ (Ged. S. 61).

Als Mörike Mitte Juli mit dem Onkel Prokurator auf deſſen Wunſch nach Oberſchwaben gereiſt war, berichtete er der Braut unter anderem: Unterwegs kam er in ein Wirthshaus und trat, während der Onkel ſeinen Geſchäften nachging, in den oberen Saal, wo ein Theater aufgeſchlagen wurde, „deſſen ganzen Apparat ich mit aller Ruhe und mit recht kindiſchem Vergnügen unterſuchte. Kaum traute ich meinen Augen, als ich, hinter eine Gardine tretend das ganze Perſonal der ſehr beträchtlich großen Puppen der Reihe nach an der Wand hängen ſah. Nach und nach machte ich Bekanntſchaft mit (dieſer totlebendigen Geſellſchaft) den Herren und Damen, Türken, Rittern, Tod und Teufel. Ja, ich enthielt mich nicht, Hans Mors, das Beingerippe, das ganz kameradſchaftlich bei dem langnäſigen Bajazzo hing, ein wenig in den Schnüren tanzen zu laſſen — ein E. Hoffmann (der Novellenſchreiber) hätte ſich entzückt an dem phantaſtiſchen Scherz.“ In Obermarchthal, das er ſchon vor drei Jahren bei ſeinem Aufenthalt in Ober-Schwaben kennen gelernt hatte, beſuchte er wieder wie damals den Park bei dem Taxis'ſchen Schloß und ſchlich bei Seite, „um der Muſe wieder zu begegnen, der ich vor 3 Jahren auf demſelben Platz ein kleines Sonett (an Maler Wächter) verdankt hatte, doch forderte ich ihr diesmal nichts ab.“

Nach ſeiner Rückkehr ging er als Vikar nach Eltingen bei Leonberg, ſodaß er der Geliebten nicht mehr ſo nahe war und klagen mußte:

* * Iſt's möglich, ferne von der Süßen
So fort zu leben, ſo verbannt!
Nur über Berg und Thal zu grüßen,
Und nicht ein Blick, nicht eine Hand!“ ꝛc.

Und: „Anders wird die Welt mit jedem Schritt, den ich weiter von der Liebſten mache“ (Ged. S. 51). Da muß er von lieben Erinnerungen zehren: er denkt der ſchattigen Wege, wo ſie zuſammen den Fauſt anfingen, und an die Ecke des lieblichen Wäldchens, wo er beendigt wurde. Für den 16. Auguſt (den Tag der Verſtändigung) wird für Abends 5 Uhr ein einſamer Spaziergang zwiſchen beiden zur ſtillen Feier des heiligen Tages verabredet, und zwar ſoll Luiſe zur angegebenen Zeit an der „ahnungsvollen Linde“ ſein; „der Baum hat,“ ſchreibt er kurz darauf, „ich weiß nicht warum, was ganz beſonders Ahnungs-

volles, ja faſt Perſönliches für mich. Ich muß mir in der Gegend hier herum auch einen ähnlichen auffinden und eine geiſtige Kommunikationslinie zwiſchen den beiden und dadurch zwiſchen uns formieren."

Sehr bezeichnend für Mörike iſt folgender kleine Vorgang. Ein Haarlöckchen, das ihm Luiſe in ſeine Einſamkeit geſandt hatte, war vom Winde entführt und nur mit Mühe wieder gefangen worden „Da würde denn," ſchreibt er der Geliebten, „ein Poet des vorigen Jahrhunderts ſpornſtreichs eine Ballade drüber machen, die etwa anfinge:

Horcht, wie ſchalkhaft Amor handelt
Und ein zärtlich Herze neckt
In Zephire ſich verwandelt,
In der Windsbraut ſich verſteckt ꝛc.

Du mußt Dir, fügt er hinzu, den Vers im Ton des kleinen, fein-ſtimmigen Simpels vorſagen, mit dem ich Dich auf der Gartenmauer in G. unterhielt."

So kam der Herbſt heran, die alte Weiſe der Dreſchflegel tönte wieder: „Sommer biſt hin, Sommer biſt hin."

Zum 27. Oktober, Luiſes Geburtstag, ſandte er ihr ein Blättchen, auf dem ſtand in zierlicher Schrift:

Nichts, o Geliebte, will ich Dir wünſchen —,
Wünſchen — was iſt's? Aber was mir als Wahrheit
Ein wahrhaftiger Geiſt entdeckte,
Will ich heut nicht verſchweigen.

Beigelegt war ein Aushängebogen vom Roman, zu dem ihm Hetſch ein Lied komponiert und Wächter eine Skizze gezeichnet hatte.

Vom November an war Mörike ganz allein in ſeinem großen Pfarrhauſe, wie er Luiſe erzählt, nachdem die Familie des vorigen Pfarrers abgezogen war. Da kommt er ſich wie ein katholiſcher Kaplan vor und ſucht Umgang und Unterhaltung mit Tieren: eine Lerche läuft im Zimmer herum, und ein närriſcher Star ſitzt wieder im Käfig, mit dem er des Morgens, wenn ſie alle drei zuſammen die Augen aufthun, ſpaßhafte Zwieſprache hält. Den Star redet er nämlich als den großen Virtuoſen Tartini an und ſpricht mit ihm bunten Schwulſt über fremde und deutſche Muſik, während der Star mit ſeiner „kauderwälſchen Waldſprache" dazwiſchen fährt, für die er eine beſondere „Staren-Notenſchrift" zu Luiſes Entzücken erfunden hatte.

Zu ihrer Freude hörte Eduard über sein Predigen viel Rühmens, so auch neulich in Leonberg, wo er für den Pfarrer eintrat und „in Gegenwart einer Hochwürden“ predigte. „Mit meinen Gedichten,“ schreibt er der Braut, „von denen Du wünschst, daß ich sie einzeln drucken lasse, will ich diesen Winter eine Revision vornehmen,“ freilich habe er sich nicht überall bemerkt, welche in der Morgen- und welche in der Damenzeitung abgedruckt seien, einen kleinen Teil habe er auch verloren. „Mit der Zeit,“ fährt er fort, „will ich eine ganze Sammlung davon herausgeben. Vor der Hand laß nur sehen, was die Novelle (Nolten) für Wirkung thun wird. Seit ich sie nach und nach gedruckt lese (über die Hälfte ist nun schon fertig), habe ich immer mehr Vertrauen auf das Ganze, und auch meine Freunde prophezeihen gutes.“

Abends im Bett liest er immer wieder Wilhelm Meister. „So oft ich,“ schreibt er Luise, „eben eine Seite lese, wird es heller Sonnenschein vor meinem Geist, und ich fühle mich zu allem Schönen aufgelegt. Es setzt mich wunderbar in Harmonie mit der Welt, mit meinem Selbst, mit allem. Das, dünkt mich, ist das wahrste Kriterium eines Kunstwerks überhaupt. Das thut Homer auch und jede antike Statue. Eine gute Gipsfigur muß einmal in unser Zimmer, das sage ich Dir. Dergleichen ist mir der einzige reinste Ableiter und Isolierschemel gegen allerlei Anfechtung, und man wird es nie, niemals satt.“

Mit seinem körperlichen Befinden ging es ihm auch in Eltingen während der Winterzeit nicht gut; und schon stand wieder ein Stellenwechsel bevor, da für Eltingen ein neuer Pfarrer ernannt wor. So mußte denn der Wandervikar in harter Januarkälte 1832, in Betten gepackt, abziehen, um nach Ochsenwang, einem kleinen, hochgelegenen Dörfchen auf dem Rande der Alb, als „ständiger Pfarrvikar“ überzusiedeln. Er reiste über Stuttgart, ließ sich am 14. Januar auf den Hohenasperg fahren, wo sein Bruder Karl ein Jahr Festungshaft zu verbüßen hatte, und kam am 17. nach Grötzingen. „Süßes Wiedersehen. Luise! — —“ merkt er dazu in seinem Kalender an. Am 20. fuhr er über Nürtingen nach Ochsenwang, wo er am folgenden Tage eintraf.

Um die Stelle in Ochsenwang hatte er sich beworben, um endlich aus der Pfarrwanderung herauszukommen und mit der Mutter — Schwester Clara lernte unterdessen in Bernhausen die Haushaltung — ein gemeinsames, behaglicheres Heim zu haben, das er schon so lange hatte entbehren müssen, und das gerade zu den Dingen gehörte, die für ihn am unentbehrlichsten waren.

Die Anfänge waren auch hier getrübt: Freund Bauer war schwer erkrankt, ein Bruder kam „auf einer desperaten Flucht“ unerwartet bei ihm an, um sich eine andere Stellung zu suchen; die Mutter war in ihrer Gesundheit so ge-

ſchwächt, daß ſie nicht kommen konnte; ſo mußte auch Luiſe ihren Beſuch verſchieben, denn die Amtsgeſchäfte, insbeſondere der Konfirmanden-Unterricht, hielten den Vikar auf ſeiner neuen Stelle zurück.

Sogleich am Tage nach ſeiner Ankunft, Sonntag, den 22. Januar, ſchreibt er — „zwiſchen Predigt und Kinderlehre" — an die Geliebte: Wie in einer Zelle des St. Bernhard-Hoſpizes oder im Knopf eines Münſters kommt er ſich in den hellen, geweißten Stuben des Pfarrhauſes vor. Sein Kirchlein iſt wie ſein Pfarrhaus reinlich und rührend klein, wie von Kinderhänden aufgeſtutzt. Wenn er in der Kirche ganz gelaſſen redet, ſo heißt das ſchon die Stimme erheben. In der Kinderlehre erfreuten ihn beſonders die prompten und friſchen Antworten, wie er ſie ſonſt nirgend gehört habe; die Leute ſcheinen ihm treuherzige und zutrauensvolle Menſchen zu ſein. Der Kirchturm, der ihm nur 6 Schritte gegenüber liegt, iſt gegen das Wetter mit Holz überzogen, ſodaß er wie ein hölzernes Gerüſt ausſieht und an das chineſiſche Gartenhaus auf dem Oeſterberg erinnert; die vier Läden, meint der Dichter, ſind „akkurat wie die, aus denen wir als Orplid-Wächter zu allen Stunden der lauen Tübinger Sommernächte herausgeguckt haben."

Anfang März kam endlich die Mutter mit Luiſe zu einem kurzen Beſuche nach Ochſenwang. „Es war, ſchreibt er ſeiner Schweſter, ſo lange wir Luiſe hatten, ein gar liebliches Vorſpiel künftiger Zeiten."

Von des Dichters rührender Anſpruchsloſigkeit giebt ein Brief aus dieſer Zeit an die Mutter beredtes Zeugnis. In der Winterfrühe, um 6 Uhr, ſitzt er am Schreibtiſch und trinkt den Kaffee „von geſtern", bis der heutige kommt. „Es iſt nicht das erſte Mal, bekommt die Mutter zu hören, daß ich den Kaffee zu trinken vergaß, er ſiedet dann in der Ofenkachel bis auf wenige koſtbar ſüße Tropfen, von einer ſpröden Haut überzogen, und ich glaube, kein Kaiſer hat ein delikateres Frühſtück als ich am zweiten Tage.

Wie ſein liebſter Gang nach dem nahen ausſichtsreichen Breitenſtein war, ſo ſein liebſter Sitz der „ſpitzig Fels", von wo zwar die Ausſicht nicht ſo weit iſt wie von jenem Berge, dafür aber hier einen reichen Vordergrund von Bäumen und phantaſtiſch aufgetürmten Steinmaſſen bietet. Da konnte er Stunden lang zwiſchen den Felſen wie auf einem mit Moos gepolſterten Lehnſtuhl ſitzen, die Füße gleichſam über eine herrliche Galerie hinaus hängen und ſich von den Lüften des Himmels mit ſeligem Schauer berühren laſſen. Da ſah er im Thal die Aecker und Wieſen, braun und grün abwechſelnd, liegen und darüber zerſtreut die Arbeiter wie Ameiſen emſig zappelnd und die Häuslein des Dorfes wie leicht hingewürfelt, alles aber in den linden, goldenen Duft und in ein liſpelndes

Meer von Frühlingsſtimmen getaucht. Und wenn der Kuckuck ſeinen Frühlingsgruß ertönen ließ, dann war dies für ihn ein Ton, der ihm ſeit ſeiner Kindheit die Thräne ſchneller und feuriger ins Auge trieb als die rührendſte Frühlings-Kantate von Haydn. „Laß o Welt, o laß mich ſein“ (Ged. S. 125) mag da erklungen ſein und das ſinnige „Gebet“ (Ged. S. 174) ſich aus ſeinem Herzen gerungen haben.

Und erhoben ſich Lerchen ſingend zum Himmel, dann fiel ihm wohl ein Sinngedicht Logaus ein, das er einmal ſeiner Schweſter Luiſe zu deren inniger Freude geſagt hatte: „Ob Sterben grauſam iſt, ſo bild ich mir doch ein, daß lieblicher's nicht iſt, als ſchon geſtorben ſein.“ Schreibt er an die Geliebte hinter „dem rötlichen Vorhang“, auf den die Maiſonne ſcheint und ihm einen roſigen Schein auf ſein Briefpapier wirft, dann verſinkt er in Gedanken an ſeine Luiſe und berauſcht „ſich wohl ganze Viertelſtunden in dieſer purpuriſchen Nacht der ſüßen Gedanken, der lieblichſten, zarteſten Wehmut. Ich ſage Nacht und Purpur, denn eine lichte Dämmerung verdichtet ſich zuletzt auch wohl, je tiefer die Gedanken gehen, bis zur dunklen, ſeligen Selbſtvergeſſenheit, wo die äußeren Sinne ſich zu ſchließen ſcheinen, alles was uns umgiebt verſchwindet und verſinkt, und die innerſte Seele die Wimpern langſam erhebt, und wir, wenn ich ſo ſagen darf, nicht mehr uns ſelbſt, ſondern den allgemeinſten Geiſt der Liebe, mit dem wir ſchwimmen wie im Elemente, empfinden.“ Da entſtehen dann Stimmungen, in denen der Menſch darauf verzichtet, ſich ſelbſt zu begreifen, „er überläßt ſich,“ wie es im Nolten (II, 47) heißt, „getroſt dem göttlichen Elemente, das uns trägt, und iſt gewiß, er werde wohlbehalten an ein beſtimmtes Ziel gelangen.“

Als Mährlen im Sommer 1831 den Freund in Owen beſucht hatte und 14 Tage im Wirtshaus „kampierte“, hatte er einmal von jenem eine „Bettpredigt“ gehört, die er nun am Anfang eines Briefes wieder fand: ein Produkt tollſter, übermütigſter Laune, in dem Hans Wurſt die komiſchſten Purzelbäume ſchlägt. „Warum,“ fragt der Dichter, „geht mir das Herz ſo auf bei dieſen Poſſen? Wahrlich nicht der Poſſen wegen, ſondern deſſentwegen, was ſich von jeher ſo gern dahinter verſteckt hat: das voll befriedigte Gefühl, das erſchöpfende Wohlſein meiner armen anima in deiner geiſtigen und körperlichen Nähe, worin die ganze lange Skala möglicher Empfindungen . . . höchſter Ernſt und liebliche Narrheit ſo harmoniſchen und kräftigen Widerſtand findet, wie bei keiner andren Seele, der angeborne Bruderzug, ich kanns nicht anders nennen. Ach, Alter, neulich kam mich ſo ein heftig ſüßes Frühlingsfieber auf einem meiner Felſen an. Erinner' Dich, wie wir einmal vor der Allee in Tübingen unter Schlüſſel-

blumen und Maikäfern den Hyperion laſen. Ich ſehnte mich wieder nach dem lang nicht geſehenen Buche und verſchrieb mir's augenblicklich. O, welch ein ſinnbetäubender Dampf und Blumengeruch der Vergangenheit ſtieg mir entgegen! Ich wollte gleich die Feder für Dich ergreifen, vermocht's aber nicht; denn dieſe überſchwellenden Momente kehren zugleich auch die träge, reſignierende Ohnmacht unſres Weſens heraus."

Gewiß gehört dieſer Vorgang zu den Veränderungen in unſrer Seele, von denen wir uns Rechenſchaft geben können. Aber dem Dichter des Nolten war es wohl bekannt, daß es dergleichen Veränderungen giebt, von denen wir dies nicht vermögen. So ſtreift er im Roman (I, 85) das, was er anderwärts ſeine „alte Hypotheſe von einer doppelten Seelenthätigkeit" nennt, indem er bemerkt: „Wir machen den Uebergang vom Wachen zum Schlaf ohne Bewußtſein und ſind nachher ihn zu bezeichnen nicht im ſtande;" zu jener Hypotheſe ſelbſt führt er dagegen bei einer anderen Gelegenheit folgendes aus: „Die Seele ſtrahlt und wirkt von ihrer Nacht- oder Traumſeite aus in das wache Bewußtſein herüber, indem ſie innerhalb der dunklen Region die Anſchauung von Dingen hat, die ihr ſonſt völlig unbekannt blieben. Ihre Vorſtellungen in der Tag- und Nachtſphäre wechſeln in unendlich gedrängten Zeitmomenten mit äußerſter Schnelligkeit ab, ſo daß die Stetigkeit des wachen Bewußtſeins nicht unterbrochen ſcheint."

Wie er Luiſe gegenüber aus einem beſonders geſteigerten Seelenzuſtande heraus von dem „allgemeinſten Geiſt der Liebe", in den ſich ſein ganzes Weſen verſenke, und im Nolten von dem „göttlichen Elemente" ſpricht, dem wir uns im vollen Vertrauen auf den Allmächtigen rückhhaltlos anvertrauen, ſo fühlte ſich der Dichter auch von jeher im engſten Weſenszuſammenhang mit der Natur. Wenn er einmal in einem Briefe an Hartlaub einen ſchönen Vornamen mit einer Blume vergleicht, die nur in der Vakanz blühe, ſo ſagt er im Nolten (II, 193 f.): Wie man wohl von der Stimme des Menſchen auf ſein Weſen ſchließe, ſo ſcheinen die Namen der Blumen aus einem beſtimmten Gefühl einer natürlichen Aehnlichkeit geſchöpft. Und ſo mögen auch die Namen der Menſchen, zumal die weniger verbrauchten, einen kleinen Einfluß darauf haben, wie der Menſch ſich ſpäter ſein innerliches Leben formt, wie er andern gegenüber ſich fühlt; ſodaß ſein Weſen einen beſonderen Hauch von ſeinen Namen annähme.

An dem blinden Henni im Roman (II, 192) erweiſt er beſonders ſeine Ueberzeugung von „dem ſtillen Einverſtändnis zwiſchen der äußeren Natur und der Natur des guten Menſchen."

Als Mörike an jenem erſchütternden 10. Juli 1824 in Tübingen durch ein

furchtbares Unwetter den Sturm seiner Seele gebändigt sah, da fühlte er sich nicht bloß von augenblicklicher Seelennot erlöst, sondern gleichsam in den Armen des Ewigen getragen, deshalb lebte er auf bei dem Aufruhr der Natur, er hing „mit Wollust an dem kühnen Anblick des feurig aufgeregten Himmels“ (Nolten II, 218).

Und während im Juni 1832 über Ochsenwang ein furchtbares Gewitter heraufzog, fingen seine Lebensgeister an, „heimlich vergnüglich aufzulauschen. Breite, gewaltige Blitze fielen wie Rosenschauer in unsere weiße Stube, und Schlag auf Schlag. Der alte Mozart muß in diesem Augenblick mit dem Kapellmeisterstäbchen unsichtbar in meinem Rücken gestanden und mir die Schulter berührt haben, denn wie der Teufel fuhr die Ouvertüre zum Titus in meiner Seele los, so unaufhaltsam, so prächtig, so durchdringend mit jenem oft wiederholten ehernen Schrei der römischen Tuba, daß sich mir beide Fäuste vor Entzücken ballten.“

Nach Agnes' Tode sieht Henni (Nolten II, 290) in die tobende Natur, „er lauschte mit Wollust dem hundertstimmigen Winde. Es däuchten ihm seufzende Geisterchöre der gebundenen Kreatur (vergl. „Die Elemente“ Ged. S. 177) zu sein, die auch mit Ungeduld der herrlichen Offenbarung entgegenharren. Sein ganzes Denken und Empfinden war nur ein trunkenes Loblied auf Tod und Verwesung und ewiges Verjüngen.“

Das war die Musik des Weltalls, die kosmische Musik, auf die sich der Dichter des Nolten wie wenige verstand. Aber noch mußte der Achtundzwanzigjährige in diesem niederen Erdenwesen leben, das sich für ihn immer übler gestalten sollte.

Mit seiner Gesundheit ging es in dem rauhen Albklima immer schlechter, alle Meldungen zu einer Pfarre blieben erfolglos, viermal hinter einander reiste er nach Stuttgart, um seine Sache persönlich zu betreiben: was man ihm anbot mußte er des Klimas wegen ablehnen; in eine „menschliche“ Gegend zu kommen versagte man ihm. Wie ein gehetztes Wild stehe er da, schreibt er Luise; es kam ihm gewiß schwer an, hinzuzufügen, er befürchte, daß seine Krankheitsklagen nur „halben Glauben“ und „bedingtes Mitleid“ fänden. Und diese neue Sorge, die sich immer mehr verdichtete, trübte ihm auch jede Aussicht auf Besserung seiner Lage. Denn eine Sorge, heißt es im Nolten (II, 75f.), die als schwacher Punkt zuweilen vor uns aufgestiegen und immer glücklich wieder verscheucht wurde, pflegt uns tückischer Weise gerade in einem solchen Momente am hartnäckigsten zu verfolgen, wo alles Uebrige sich zur freundlichen Stimmung in uns vereinigen will. Im heftigen Zugwind einer aufgescheuchten Ein-

bildungskraft drängt ſich ſchnell Wolke auf Wolke, bis es vollkommen Nacht in uns wird. Dann ballt das rieſenhafte Geſpenſt eines abweſenden Geſchicks ſeine drohende Fauſt, und man hat die ſonderbare Gewißheit, etwas Liebes verloren zu haben." —

„Maler Nolten", der nach vierjähriger Arbeit im Auguſt 1832 ausgegeben war, fand überall gute, z. T. enthuſiaſtiſche Aufnahme. „Nolten iſt," ſchrieb im November Bauer an den Dichter, „ohne Ruhm zu melden, ein Meiſterſtück, ausgezeichnet durch Wahrheit und pſychologiſche Tiefe, während ſich ein leiſer bänglicher Hauch von Poeſie auch über die klarſten Züge des Gemäldes verbreitet. Denn unheilverkündend iſt der ganze Horizont, der Noltens Leben umfängt; ſelbſt die Farbe der Gegenden, der Flug der Vögel iſt wie vor Ausbruch eines Gewitters. Es iſt nicht möglich, etwas zu hoffen, und allmählich geht das düſtere Vorgefühl in ein Grauen über, . . . das nur dann in uns entſteht, wenn wir auf echt künſtleriſche oder rein menſchliche Weiſe eben bis an den Saum eines Jenſeits gehoben werden, ohne dabei das Diesſeits zu verlieren. . . . Um ſo wohlthuender wirkt aber auch die Ruhe, die der Erzähler zu erkennen giebt, und der feine Takt, mit welchem alles motiviert wird. Ich habe es bisher für unmöglich gehalten, ſich ſo ganz in einem Produkte abzuprägen, wie Du dies Werk zu einem Abbild Deines Geiſtes gemacht haſt." Aehnlich faßte ſich Hartlaub, und noch nach Jahren ſchrieb er dem Freunde: „Daß mir im Nolten dieſe ſtarke, innige Vergegenwärtigung Deines Weſens möglich und vergönnt iſt, dafür kann ich Dir niemals dankbar genug ſein."

Wer Mörike verſteht, verſteht auch ſeinen Nolten, wer ihn aber verſteht, wird ihn zu den größten poetiſchen Leiſtungen rechnen, die in deutſcher Proſa erſchienen ſind. Selbſt ein Mann wie Strauß, dem der Dichter kein Exemplar zuſchickte, hat dieſen Satz bewahrheitet; daß dieſer ſcharfſinnige, unerbittlich folgerichtige Denker an dem Nolten ſolches Gefallen fand, war dem Dichter ſelbſt „verwunderſam". „Es iſt ein Buch," ſchrieb denn auch Hartlaub im Jahre 1838, „woran ſich noch in fernen Zeiten Freunde erkennen werden, worin ſie ſich finden und Gemeinſchaft haben."

Mährlen, hatte, als er nur einige Bruchſtücke kannte, über manches Bedenken geäußert, worauf der Dichter ihn auf das Ganze verwies, das ganz anders auf ihn wirken werde. „Uebrigens" hatte er ihm im September 1832 geſchrieben, „möchte ich Dich in der Beurteilung insbeſondere auf Eliſabeth und ihr Schickſalsgewebe aufmerkſam machen, was mir ſtets ein Hauptmoment im Ganzen war." Ja, denn ſie war das Abbild jener unglücklichen Maria, im

Rahmen eines düsteren, unabwendbaren Geschicks. Man vergegenwärtige sich nur zwei Stellen aus dem Nolten (I, 78; II, 234), wo es von ihr heißt: „Ein heimatloses Menschenkind, gewohnt, auf kümmerliche Weise, widerwillig sein Leben zu gewinnen und seine Wohlgestalt in bettelhaftem Aufzuge durch die schnöde Welt zu tragen, gegen die es als einzige Waffe nur seinen angeborenen Stolz vorkehren kann, der stille schwermütige Ausdruck ihrer Augen, aus deren Schwärze kaum zuweilen, wenn sie einmal den Kopf erhob, etwas wie ein entferntes Wetterleuchten brach" ꝛc. Und als die Zigeunerin Nolten wieder begegnete und er sie nicht kennen will: „Schau an, diese blutige Sohlen! Die Liebe, Du böser, undankbarer Junge, war allwärts hinter mir her. Im gelben Sonnenbrand, durch Nacht und Ungewitter, durch Dorn und Sumpf keucht sehnende Liebe, ist unermüdlich, ist unertötlich, das arme Leben! und freut sich so süßer, so wilder Plage ꝛc."

Es kann nicht die Aufgabe des Biographen sein, aus dem Nolten herauszuschälen, was ihm vom Wesen, Leben, Umgebung ꝛc. des Dichters in dem Roman zu stecken scheint, schon deshalb nicht, weil dabei notwendigerweise das Subjektive eine sehr große Rolle spielen würde. Daß man Dichtung und Dichter nicht identifizieren, oder ihn in einer Person seines Werkes suchen darf, begreift sich ohne weiteres. Wenn z. B. gern darauf hingewiesen wird, daß es von Nolten (I, 266) heißt, das ganze Jahr sieht er in keine Zeitung und falle „in stille Gichter", sobald neben ihm am Wirtstisch von Politik die Rede sei, so darf eben nicht vergessen werden, daß Nolten und Mörike keineswegs identisch sind; dieser war eine außerordentlich viel reichere Natur als jener, der nur eine Seite des Dichters als Individuum darstellt, und der Nolten-Mörike las keine Zeitung. In Larkens steckt eine andere Seite des Dichters, vor allem der Schalk, der mit der stillen Gelassenheit des vollendeten Humoristen dies ganze Weltwesen ansieht. Die Scene aus dem Roman z. B. (I, 222 f.), da Larkens' Papiere beschlagnahmt wurden, trägt die eben so treffenden wie feinen Züge des Dichters selbst.

Wenn man die Geschichte von dem großmächtigen Globus liest (Nolten II, 204 f.), so liegt die Folgerung nahe, daß Mörike für die Frauen auch etwas mehr beanspruchte als „das beliebte Nähen, Stricken und Sticken und was dahin gehört." Es liegt ganz im Kreise seiner Lebensauffassung, was z. B. (Nolten II, 240) von dem sogenannten „Glücksmann" gesagt wird, den wir herzlich gern ein wenig in unsre Sorge und Gefahr möchten verflochten sehen. Von besonderem Interesse sind im Nolten für das Verständnis des Dichters auch einige Stellen, die seine Gesamtauffassung von Natur und Kunst ꝛc. berühren und

z. T. wiederſpiegeln (wie Nolten II, 83 ff. 16, 18). Mit dem unſchuldigen Myſtizismus des Knabenalters, wird da ausgeführt, iſt eng verſchwiſtert der Aberglaube, der „Grenznachbar alles Tiefpoetiſchen“. Wenn dem Künſtler „als Kind die Welt zur ſchönen Fabel ward, ſo wird ſie's ihm in ſeinen glücklichſten Stunden auch als Mann noch ſein. Darum bleibt ſie ihm von allen Seiten ſo neu, ſo lieblich befremdend.“ „Aber wenn dem wahren Dichter bei dieſer beſonderen Auffaſſungsweiſe der Außenwelt jene holde Befremdung durchaus eigen ſein muß, ſo wird dagegen die Vorſtellungsart des bildenden Künſtlers notwendig ganz entfernt davon ſein. Auch der Geiſt, in dem die Griechen alles perſonifizierten, ſcheint völlig verſchieden von dem zu ſein,“ was ſoeben ausgeſprochen iſt. „Ihre Phantaſie iſt viel zu frei hierfür, zu ſchön und zu wenig hypochondriſch. Ein Totes, Abgeſtorbenes, Fragmentariſches konnte in ſeiner Naturweſenheit nichts Inniges mehr für ſie haben.“ Dabei ſtoße man wieder auf den „Unterſchied von Antikem und Romantiſchem“. Es iſt auch ganz im Sinne Hartlaubs, wenn Larkens den Freund auf ein früheres Geſpräch hinweiſt, wo es ſich „um das Verhältnis des chriſtlichen Künſtlergemüts zum Geiſte der Antike, vielmehr der ganzen poetiſchen Empfindungsweiſe des Altertums, um die Möglichkeit einer beinahe gleich liebevollen Ausbildung beider Richtungen in einem und demſelben Geiſte“ handelt. „Wie gerne erkannte ich es an,“ fährt Larkens fort, „daß Deiner Kunſt von Seiten der Romantik, die Dir nun einmal im Blute ſitzt, kein Schaden erwächſt. Du haſt, ſo dachte ich, ein für allemal die Blume der Alten rein vom ſchön ſchlanken Stengel abgepflückt, ſie blüht Dir unverwelklich am Buſen und miſcht ihren ſtärkenden Geruch in Deine Phantaſie; Du magſt nun ſchaffen was Du willſt, nichts Ungeſundes, nichts Verzwicktes wird von Dir ausgehen.“ Wie Mörike es im Nolten im allgemeinen ausgeſprochen hat (II, 18): „die Kunſt iſt nichts anderes als ein Verſuch, das zu erſetzen, was uns die Wirklichkeit verſagt,“ ſo hat er auch das neue herbe Geſchick, deſſen Füße ſchon vor ſeiner Thüre ſtanden, als wahrhafter Seher in den Roman hineinprojiziert. —

Der Maler Theobald Nolten tritt, aus Italien zurückgekehrt, in die glänzenden Geſellſchaftskreiſe einer deutſchen Hauptſtadt ein und lernt die junge Wittwe eines Generals, die Gräfin Konſtanze, kennen, während ihn eine früher eingegangene Verlobung mit der Förſterstochter Agnes, deren Treue er bezweifelt, wenigſtens äußerlich noch bindet. Dieſe, eine zarte und hingebende Natur war durch eine ſchwere Erkrankung körperlich geſchwächt und geiſtig äußerſt reizbar geworden und hatte ſich in ihrem Wahne, ſie könne dem Verlobten auf die Dauer nicht genügen, ſchon öfter auf das tiefſte erregt. Während ihrer Wieder-

geneſung war ſie auf einem Spaziergang mit ihrem Vetter Otto, den der alte Förſter ihr zur Geſellſchaft geladen hatte, einer jungen Zigeunerin — Eliſabeth — von ungewöhnlicher, majeſtätiſcher Schönheit begegnet, die ihr, als Otto ſich entfernt hatte, prophezeite, daß dieſer ihr Geliebter werden, der Bräutigam ihr aber verloren gehen werde, und zugleich verbot, vor Jahresfriſt von dieſer Prophezeiung irgend jemand etwas zu ſagen. Agnes, körperlich noch ſchwach, geiſtig noch im hohen Grade reizbar, ließ ſich dadurch ſo verwirren, daß ſie ſich in eine Neigung zu Otto ſelbſt hineintäuſchte, ſorgfältig alles verheimlichte und ſo dem Bräutigam Anlaß gab, an ihrer Treue zu zweifeln. Auch dieſer war einſt als Fünfzehnjähriger mit der rätſelhaften Zigeunerin in einem verfallenen Waldſchloß zufällig zuſammengetroffen und hatte ſich unter dem überwältigenden Eindruck, den ſie auf ihn machte, eine Art ſchweigenden Gelöbniſſes aufdrängen laſſen, als ſei er ihr zu ewiger Treue verpflichtet.

Als Nolten vernahm, ſeine Braut ſei ihm untreu geworden, brach er ſtillſchweigend jeden Verkehr mit ihr ab; ſein Freund Larkens indeſſen, ein Schauſpieler, der ein ſtürmiſches Leben hinter ſich hatte, ſetzte mit verſtellter Handſchrift die Korreſpondenz mit Agnes fort, um ſie, die er nach ihren Briefen über alles ſchätzte, dem Freunde zu erhalten. Nolten nun, der ſich Agnes gegenüber aller Treue entbunden meinte, wurde von einer leidenſchaftlichen Neigung für die Gräfin Konſtanze immer ſtärker ergriffen, ſodaß Larkens, um die Liebenden zu trennen, der Gräfin Noltens Briefwechſel mit Agnes in die Hände ſpielte. Aus Rache führte Konſtanze nun jenes Verhaftung herbei, erniedrigte ſich aber, von Neue gepackt, vor dem Bruder des Königs auf das Tiefſte, um den doch Geliebten zu befreien. (In der Ueberarbeitung wird dieſer Knoten feiner geknüpft und reiner gelöſt: N.'s Verhaftung erfolgt auf Verleumdungen hin, der Bruder des Königs ſpielt aus Eiferſucht der Gräfin jenen Briefwechſel in die Hände, durch den Einfluß der Königin wird Nolten (mit Larkens) wieder entlaſſen und der Prozeß niedergeſchlagen ꝛc.).

Da nun für die Freunde kein Bleiben mehr in der Hauptſtadt iſt, reiſt Larkens heimlich weg, nachdem er Nolten über alles — zumal ſeinen Briefwechſel mit Agnes, den er ihm ſchickt — aufgeklärt und zum Beſuch bei dieſer aufgefordert hat. Ein ergreifendes Wiederſehen der Liebenden erfolgt nun. Noch aber zittert in Agnes die Prophezeiung der Zigeunerin wie das ihr ſtillſchweigend gegebene Verſprechen nach. Und als nun der Maler eine Berufung an einen entfernteren Fürſtenhof erhält und die Hochzeit beſchleunigt ſehen will, bittet Agnes um Aufſchub, entſchließt ſich dann aber doch in Begleitung von Noltens Schweſter Nannette zur Reiſe nach der neuen Heimat, wo die Hochzeit gehalten werden

ſoll. Unterwegs erkennt Nolten in einem Wirtshauſe ſeinen Freund Larkens, der ſich in ſeinem Lebensüberdruß bei einem Tiſchler in Arbeit gegeben hat. Der Freund entflieht und führt den längſt geplanten Selbſtmord aus, jetzt in dem Wahn, jener wolle ihn zur Rechenſchaft ziehen. In ſeiner tiefen Bewegung über des Freundes Tod erzählt der Maler der Braut, daß ſie dem Unglücklichen ihr Glück verdanken. Als Agnes alle Einzelheiten vernimmt, gerät ſie in die höchſte Erregung, die ſich bis zur Verwirrung ſteigert. Da erſcheint die Zigeunerin von neuem, um den Bräutigam für ſich zu fordern, Agnes verfällt in Wahnſinn und ſtürzt ſich in den nahen Waldbrunnen. Nolten, hierdurch zur Verzweiflung getrieben und durch eine Begegnung mit der Zigeunerin, die hernach, von Entkräftung getötet, auf der Landſtraße gefunden wird, über den Reſt ſeiner Lebenskraft erſchüttert, ſtürzt nach einer Viſion in jähem Tode nieder. —

Schon aus dieſer kahlen Inhaltsangabe erhellt, daß der Vorwurf, der Roman falle in zwei Hälften auseinander, nicht ausreichend begründet iſt.

Auch ein oberflächliches Nachdenken zeigt, daß keine der Hauptperſonen ganz frei von Schuld iſt; jede iſt mit einer pſychologiſchen Feinheit, Tiefe und Folgerichtigkeit gezeichnet, wie ſie nur einem echten Künſtler eignet; kein Irrenarzt wird an Mörikes Darſtellung der wahnſinnigen Agnes irgend eine Verzeichnung bemerken können. Alle Mittel, die einem Künſtler zur Verfügung ſtehen, um den unglücklichen Ausgang anzudeuten, ſind mit Meiſterſchaft angewandt.

Es iſt eine ganz willkürliche Behauptung, Noltens fataliſtiſche Wahlverwandtſchaft mit der Zigeunerin wirke wie das Schickſal. Die „Zigeunerin“, die Tochter von Noltens Oheim, dem Bruder ſeines Vaters, iſt das Opfer unſeliger Verhältniſſe; durch die Härte ihres Oheims — Noltens Vater — wieder auf die Straße getrieben, irrt ſie mit ihrer leidenſchaftlichen Neigung für Nolten, der auch er nicht immer ganz zu widerſtehen vermag, mit ihrem halbirren Kopf und Herzen auf blutenden Füßen durch die liebloſe Welt; daß ſie auf ein Mädchen wie Agnes, daß ſie auf Nolten ſelbſt einen ſolchen Eindruck macht, einen ſo erſchütternden Einfluß ausübt, iſt pſychologiſch tief begründet und nichts weniger als fataliſtiſch. Der Schluß des Romans iſt alſo nicht verwerflich, ſondern nur die vom Dichter auf das ſorgfältigſte vorbereitete und pſychologiſch wohl begründete Folge des vorausgehenden Verlaufs.

So konnte Hermann Kurz an den Dichter ſchreiben: der Schluß des Romans „hat mich erbittert, als ich ihn das erſte Mal las, aber ich konnte nicht dagegen aufkommen, . . . er wirkt weltgerichtlich, wie ein zweiſchneidig Schwert durch Mark und Bein.“

Mörike selbst aber sagte in seiner schlichten Art: „Ich wollte ein dunkles Zimmer bauen, und nun verlangt man, daß ich ein Fenster einsetze."

Gesetzt nun, die Kritiker hätten mit dem Vorwurf recht, daß das dämonische, das irrationale Element den Verlauf beherrsche, so hätten sie damit noch nicht das Recht, daraus dem Dichter einen Vorwurf zu machen, dessen Weltanschauung im ganzen wohl dahin ging: der Mensch wohnt in einer mittleren Welt, an die die untere wie die obere stoßen, er ist versuchlich für diese wie für jene.

Der Dichter des Nolten wußte aus Erfahrung, daß geheimnisvolle Beziehungen bestehen zwischen dem bewußten und unbewußten Willen im Menschen, zwischen Menschen- und Stoffwelt, daß auf dem tiefsten Grunde der Seele Menschen und Dinge in ihren Wurzeln zusammenwachsen, ohne daß der Verstand etwas davon weiß und merkt. Er wußte, daß die Welt tief ist „und tiefer als der Tag gedacht." Er fühlte sich im Zusammenhang mit dem Grund aller Einzelwesen, dem Urwillen, dessen Aeußerungen er zu erfassen und zu deuten wußte. Darum war ihm das Instinktive, das Intuitive im Menschen etwas Heiliges; in der Natur, bei Tieren und Kindern versenkte er sich wohl am leichtesten in den Zustand, wo der Verstand zur Ruhe gegangen ist und das Unmittelbare aus seiner Tiefe emporsteigt. Darum: Wer den Dichter nicht versteht, kann auch sein Werk nicht verstehen; er wird es tadeln, wo es des höchsten Lobes wert ist. —

Die Freude über Mährlens Verlobung und Anstellung in Stuttgart hatte Mörike neubelebt, er nahm neben seinem neuen Roman einen „rein poetischen Gegenstand in Versen" auf das Korn; die im November 32 erfolgte Verlobung Hartlaubs erfreute ihn um so mehr, als ihm der Freund bei der Anzeige einen ergreifenden Beweis seiner tiefsten und reinsten Zuneigung gab, indem er ihm zurief: „Der schönste Teil meines Lebens ist Dein Geschenk!" Und was mußte er, den die Schneemassen und die rasenden Albwinde in seinem einsamen Dorfe zurückhielten, von der Braut hören? Sie vermisse in seinen Briefen die rechte Liebe und Zärtlichkeit, er hätte sich längst mit Erfolg um eine Stelle bewerben können, kurz sie müsse an seiner „Redlichkeit und Treue" zweifeln. „Wenn uns," hatte er im Nolten (II, 246) vor noch nicht zwei Jahren geschrieben, „ganz unerwartet im ausgelassensten Jammer ein beschämender Vorwurf aus verehrtem Munde trifft, so ist dies die grausamste Abkühlung, die wir erfahren können.

Es wird auf einmal totenſtill in Dir, Du ſiehſt dann Deinen eigenen Schmerz, dem Raubvogel gleich, den in der kühnſten Höhe ein Blitz berührt hat, langſam aus der Luft herunterfallen und halbtot zu Deinen Füßen zucken."

Das war nun auch ſein Teil geworden. „Du haſt mir bitteres Unrecht gethan", erwidert er der Braut (24. 1. 33); „nicht ohne tiefe Wehmut" ſieht er „durch das unbilligſte Mißtrauen Luiſes" die Wurzel ihres Verhältniſſes bedroht und angegriffen; es ſcheint „leider ſo viel klar," fährt er fort, „daß Du, abwechſelnd bald an der Notwendigkeit meines langen Außenbleibens zweifelſt, bald, im Gegenteil, die Größe meines Uebels übertreibſt." Was ſie für einen Mangel an Liebe erkläre, ſei ſeinerſeits nur Zurückhaltung und Schonung geweſen; er wolle auch jetzt nicht klagen, ſondern ihr lieber mit Troſt antworten. Vor März ſei es ihm jedoch unmöglich zu ihr zu kommen; leider höre er dann ſchon den Vorwurf: Er liebt mich nicht, ſonſt käme er. Von ihr aber nicht verſtanden zu werden, zerſchneide ihm ſein Innerſtes. Nachdem er ihr nochmals in feurigſter und leidenſchaftlichſter Weiſe ſeine Liebe bezeugt hat, bittet er zuletzt um ein freundliches und ermutigendes Wort von ihr.

Das kam denn auch und dazu die erſten Frühlingsboten, aber ein Gang von 20 Minuten belehrte ihn, daß er nicht zu Luiſe reiſen könne. Von da iſt wieder eine Lücke im Briefwechſel, denn der nächſte Brief iſt vom 9. Juni datiert. Nach dieſem laſſen ihn Unruhe und Leid nicht los: Der jüngere Bruder, kaum in eine Stellung gebracht, habe ſie — wenn auch ohne ſeine Schuld — wieder verloren, Karl habe wieder neue Uebel heraufbeſchworen, die Mutter ſei ſchwer erkrankt. Das Alles hindere ihn an Luiſe zu ſchreiben, die ſein vollſtes Vertrauen habe; aber mit ſeinen Quälereien könne er ihr doch nicht kommen. Wenn wir doch endlich zuſammen wären! ruft er aus und ſchickt ihr eine neue Arbeit, ein Zwiſchenſtück aus einer größeren, die er demnächſt im Morgenblatt oder der Urania veröffentlichen wolle; es war alſo die „Skizze" Miß Jenny Harrower, ſpäter als L. Gelmeroth umgearbeitet. Jetzt, heißt es zum Schluß, iſt er feſt entſchloſſen, im Herbſt Ochſenwang zu verlaſſen, möge werden was da wolle.

Im Sommer reiſte er nach Stuttgart, vor allem um eine paſſende Stelle zu erhalten — zur Sonntagspredigt mußte er dann nach Ochſenwang zurück —. Auch jetzt wurde nichts Beſtimmtes erreicht. Dann fuhr er auf Einladung eines Onkels nach Teinach durch das ſchöne Calwer Thal. „Ganze Schichten alter Gefühle, ſchreibt er am 12. Juli der Braut, die aus verſchiedenen Zeiten mit dieſen Gegenden bei mir verwachſen ſind, löſten ſich ſtellenweiſe vom Grunde meines Innern los, die älteſte Erinnerung aus meinem 12. Lebensjahre. Damit bricht der Brief ab, deſſen Schluß fehlt; die ſpäteren Briefe ſind nicht erhalten.

Die Katastrophe nahte: Ende des Sommers, 4 Jahre nachdem in der Laube zu Plattenhardt der Liebesbund geknüpft war, wurde er wieder gelöst. „Lebe wohl! Du fühlst es nicht, was es heißt, dies Wort der Schmerzen." (Ged. S. 50). Wie eine Vorahnung klingt es im Nolten (I, 226): „Wenn der Mensch, von einem jähen Streiche des ungerechtesten Geschicks betäubt, nun stille steht und sich allein betrachtet, abgeschlossen von allen äußeren mitwirkenden Ursachen, — so geschieht es wohl, daß plötzlich ein zuversichtliches, fröhliches Licht in unserem Innersten aufsteigt, und wie im Traume sagen wir halblachend, es ist ja nicht möglich, daß alles dies in Wirklichkeit mit Dir vorging. Wir stehen und erwarten, daß jeden Augenblick der Nebel zerreiße, der uns umwickelt." Aber der Nebel zerriß nicht, und der Himmel lag über seinem Albdorf „wie eine graue Augenbraue über einem toten und erstorbenen Auge".

Sein Leid machte ihn stumm, auch seinen Liebsten gegenüber. Erst „nach Monaten" fand er in einem Briefe an seine Schwester Clara ein paar andeutende Worte. Gerade den liebsten Personen gegenüber „kostet mirs," schreibt er da, „am meisten Ueberwindung, die Feder in die Hand zu nehmen, denn ihnen gegenüber bin ich versucht und von Herzen gedrungen, gewisse Dinge zur Sprache zu bringen, die mit dem innersten Interesse meines Wesens zusammenhängen, die aber *so*, wie sie bis jetzt noch in mir liegen, so wenig zur Runde und Reife gediehen sind, daß sie sich auf dem Papier wo möglich noch mißgestalteter und unheimlicher ausnehmen würden als selbst in meinem Kopfe."

Auch die äußeren Umstände waren seinem dichterischen Schaffen ungünstig, denn er hatte die Vikariatswanderung wieder antreten müssen: über Weilheim und Owen nach Oethlingen. So hat er die Arbeit, die ein religiöses Thema behandeln sollte, liegen lassen; es sind nur Fragmente von ihr vorhanden. Aus ihnen läßt sich deutlich genug ersehen, daß man es hier mit einem groß angelegten Roman zu thun hat, in dessen Mittelpunkt religiös-konfessionelle Vorgänge stehen.

Ein Baronet, der als englischer Gesandter an einem deutschen Hofe beglaubigt war, hat eine vornehme katholische deutsche Dame geheiratet; aus dieser Ehe stammt eine Tochter Mary, deren Erziehung nach dem frühen Tod der Mutter streng protestantisch geleitet wird. Als später eine nahe Verwandte der verstorbenen Mutter bei dem Baronet zu Besuch ist, versucht sie, die selbst schwärmerisch der katholischen Kirche angehört, jenen dazu zu bestimmen, daß er Mary katholisch werden läßt. Der Baronet verweigert dies, kann aber nicht verhindern, daß die Verwandte Mary für ihren Plan besonders dadurch zu erwärmen sucht, daß sie den geplanten Uebertritt gleichsam als einen Akt der Pietät gegen die schwärmerisch geliebte Mutter hinstellt.

Als der Baronet bei einem längeren Aufenthalte in Wien in eine vornehme öſtreichiſche Familie eingeführt wird, deren jüngere Glieder vom Katholizismus zum Proteſtantismus überzugehen im Begriffe ſind, verlobt er ſich mit einer derſelben, der Gräfin Helene, muß aber ſchnell — Geſchäfte halber — nach England zurückkehren, während ſeine Braut von einem Geiſtlichen für den Uebertritt vorbereitet wird. Dieſer gerät durch eine ſtarke Neigung zu ſeiner ſchönen Schülerin, ſowie durch die Zweifel an wichtigen Dogmen, die er in ſeinem Unterrichte zu lehren hat, in ſchwere Gewiſſensnot. —

Der Roman ſpielt zunächſt in dem Landhauſe eines Profeſſors, der ſich von ſeinem Amte an der Akademie zurückgezogen hat; da der Baronet ein Jagdſchloß in der Nähe hat, iſt er mit dem Profeſſor bekannt und läßt ſeine Tochter Mary auf deren Bitten — während er mit ſeiner zweiten Frau in die Schweiz reiſt — bei dem Freunde, wo ſie auch von Mr. Thomas, einem Engländer, unterrichtet wird. So ſehr der Profeſſor auch ſonſt dieſen verſtändigen Mann ſchätzt, ſo iſt er ihm anſtößig, weil er — im Dienſte der inneren Miſſion — Traktätchen verteilt, die der Hausherr in derb-ſarkaſtiſcher Weiſe ſchlecht macht. —

Eine kurze Zwiſchenerzählung iſt außerdem vorhanden; es iſt die Geſchichte des Knaben Alexis, des außerehelichen Sohnes eines engliſchen Sonderlings, Lords Kinmoore; die Darſtellung iſt nach Form und Inhalt von wunderbarem Reiz und ſteht ganz auf der Höhe der duftigen und durchſichtigen Darſtellungsweiſe Mörikes.

Etwa auf gleicher Höhe ſteht der Anfang des Romans, ſodann die Schilderung eines nächtlichen Brandes und die Scene auf dem Jagdſchloß des Baronets, wo Mary in phantaſtiſcher Kleidung in einem weiten, dunkelrot drapierten Saale auf einem Divan ruht, in Geſellſchaft des alten ſchottiſchen Hausmeiſters und ſeiner hünenhaften Frau, die wie eine Fee am Spinnrade ſitzt, wunderliche Geſpräche führt und Balladen herſagt, z. B. die vom „Herzog Milleſint“ (Gedichte S. 53).

Das Ganze iſt öfters durch einen geiſtvoll belebten Dialog gehoben. —

Es iſt ſchon früher bemerkt worden, daß Mörike nicht nur ein ſehr lebhaftes Traumleben hatte, ſondern auch der Meinung war, daß das Träumen einen Teil unſerer Exiſtenz ausmache. Bereits in der Univerſitätszeit hatte ihn der jähe Tod eines Bekannten in dieſer Auffaſſung beſonders beſtärkt. Von einem „vorausſagenden“ Traume wurde er nun ſelbſt bewegt.

„Kurz vor den Chriſtfeiertagen des Jahres 1833“ — wahrſcheinlich war es in der Nacht vom 22. auf den 23. Dezember — ſo erzählt er, „träumte mir, ich befinde mich in einem kleinen, völlig leeren Zimmer; die Wände waren weiß getüncht und kahl; nur ſah ich auf einer derſelben einen Kalender in

Form eines einfachen Folioblatts angebracht. Die Schrift war allenthalben wie in weißen Nebel aufgelöst und nichts zu unterscheiden bis auf eine Stelle, wo zwei aufeinander folgende Tage, der eine schwarz, der andre rot gedruckt, stark hervortraten. Der erstere war deutlich als der 24. (ohne weitere Bezeichnung), der zweite weniger bestimmt angegeben, doch zeigte die Farbe offenbar einen Sonn- oder Feiertag an. Ich stand dicht vor dem Blatte und war im Hinsehen auf die schwarze Zahl sogleich von Schmerz ergriffen, denn alsbald wußte ich, daß mir jemand an diesem Tage sterben werde. Irgend eine bestimmte Person schwebte mir nicht entfernt dabei vor. Allein am 26. Dezember erhielt ich ein Schreiben mit der Nachricht aus Stuttgart, daß mein Oheim Dr. M. am Vorabend des Christfestes, den 24., spät auf der Straße von einem Hirnschlage getroffen und wenige Minuten darauf in einem fremden Haus gestorben sei." —

Endlich schlug auch für den Vielgeprüften insofern die Stunde der Erlösung, als ihm im Mai 1834 eine Pfarrei übertragen wurde.

In Oethlingen erhielt er die erste Nachricht von der erledigten Pfarrei in Cleversulzbach. „Nachdem," sagt er bei seiner Antrittspredigt, „meine augenblickliche Neigung für dieses mir sogar dem Namen nach bisher ganz fremd gebliebene Dorf durch freundschaftliche Schilderung der hiesigen Verhältnisse entschieden war, so wagte ich ein unterthäniges Gesuch, ohne sonderliche Hoffnung auf einen besseren Erfolg, als früher ähnliche Versuche hatten. Wie sehr war ich daher überrascht und gerührt durch meine wirkliche Ernennung! Wie neu und erhebend war mir der Gedanke, daß ich nunmehr gewürdigt werden soll, von einer Gemeinde vollkommenen Besitz zu nehmen."

Das Pfarrhaus zu Cleverſulzbach.

Fünftes Kapitel.

Im Pfarramt.

1834—1843.

Eine gute halbe Stunde ſüdlich von Neuenſtadt an der großen Linde, der erſten Heimat der Württembergiſchen Mörikes, liegt Cleverſulzbach, im ſogenannten Unterlande, an einem Zufluſſe der Brettach, anmutig in einer Landfalte, geborgen vor rauhen Winden, bei Hopfen-Land und Weinbergen. Nahe der Kirche, die im Anfange des Ortes ſich erhebt, ſteht das ſtattliche Pfarrhaus mit ſchönem Hausgarten. Das untere Geſchoß des Hauſes zwar iſt etwas düſter und dumpf, aber nach oben ſind die Zimmer licht, und vom Studierzimmer des Herrn Pfarrers ſieht man links den Kirchhof und weiter die Hügel, den Bergwald, Vörremberg genannt, und die heitere, fruchtbare Landſchaft. Aus dem Garten führte damals eine Gatterthüre, durch die man auf das Feld und dann in den Dahenfelder Wald gelangte, der nun freilich auch gefällt iſt. In ſchönſter Sommerzeit — im Juni — zog der Dichter mit Mutter und Schweſter in ſeiner neuen Heimat ein, nachdem er lange genug die Wahrheit des Sprüchwortes „Wehe einem jeden überall, wo es ſei, ohne die Seinigen“ an ſich erfahren hatte. Mit Freuden und von einem feſtlich geſchmückten Hauſe wurde er aufgenommen. Ehe ſeine Einführung durch den Dekan (die Inveſtitur) ſtattfand, führte der junge Pfarrer mit dieſem eine längere Unterredung herbei,

um ihm ein theologisches Bedenken vorzutragen. Der Dekan setzte ihm dagegen auseinander, daß dies von ganz untergeordneter Bedeutung sei, und für Mörike gar kein Anlaß zu Besorgnissen vorliege, als ob er den Amtseid nicht leisten könne.

Nach der herrschenden Sitte hat er seiner Antrittspredigt eine kurze Selbstbiographie beigefügt, die abschnittsweise bereits mitgeteilt ist; das Investituressen, das im „Löwen" stattfand, schloß nach altem Brauch die ganze Feier.

Das Amtseinkommen des Pfarrers — etwa 1100 Mk. nach unserem Gelde — war freilich gar schmal und wurde überdies im ersten Jahre zum großen Teile von besonderen Beiträgen und Gebühren u. dgl. aufgezehrt, aber der viel umher Getriebene hatte doch nun eine Heimat, und Mutter und Schwester umgaben ihn mit ihrer ganzen Liebe, um sein schwer verwundetes Herz zu heilen und seinen geschwächten Körper zu stärken.

Ein so frommer Christ, trefflicher Prediger und treuer Seelsorger er war, so schwer ertrug er die büreaukratische Verwaltung, und so abstoßend war ihm das banausische Handwerkertum, dem er gar oft bei seinen Amtsgenossen begegnete.

So wenig ihn diese daher anzogen, so regen Verkehr pflegte er mit den Bekannten und Verwandten im nahen Neuenstadt, namentlich mit dem Vetter Karl Mörike und seiner gesangeskundigen Frau Marie, ferner mit Freund Kauffmann, der in Heilbronn lebte; auch mit Kerners in Weinsberg wurden wieder Beziehungen angeknüpft.

Aber der kaum begonnene Verkehr nahm ein jähes Ende, als Mörike an einer Unterleibsentzündung im Winter 1834/35 so schwer erkrankte, daß er, wie er Mährlen später schrieb, nahe daran war, „aus dem Lande der Lebendigen abzusegeln" und an jener „allverhaßten schwarzen Küste" zu landen. Kaum war er auf dem Wege der Besserung, so wurde die poetische Arbeit wieder aufgenommen, die für Ignaz Lachner in Angriff genommene Oper „Die Regenbrüder" gefördert und die Märchennovelle — er selbst nannte das Stück damals „Märchen", später „Novelle" — „Der Schatz" vollendet, die in dem längst geplanten Almanach erscheinen sollte. Als der Frühling kam und der Dichter wieder von ferne „die süße Gährung" empfand, die diese Jahreszeit bei ihm zu wecken pflegte, hätte er seine Lust gerne mit Freund Mährlen „auf einer Rheinreise verpufft"; da dies aber nicht ging, so bemühte er sich, jene „in irgend eine homogene Arbeit fahren und fruchtbar werden" zu lassen. Von der Redaktion des Morgenblatts war ihm ja eine Aufforderung zu erzählenden Beiträgen zugegangen, aber es fiel ihm ein, daß er für die Gedichte, die er dort 1828 veröffentlicht hatte, ohne Honorar geblieben war, und so fragte er bei

Mährlen ſcherzweiſe an, ob es Grundſatz ſei, lyriſche Sachen nicht zu honorieren. Jedenfalls war er auf Honorar angewieſen, denn an „baarem Moos“ fehlte es nun erſt recht, wie er dem Freunde ſchreibt; 100 fl. hätte er überdies noch zu den „Anſtellungsgebühren“ zu zahlen; wegen der bedeutenden Aufwendungen für ſeinen Bruder Karl habe er von ſeinem Gehalt nichts ſparen können, und das erſte Dienſtjahr eines Pfarrers, meinte er, iſt ja das echauffanteſte für ſeinen Beutel; bei ſeinem Buchhändler habe er ſchon Vorſchuß, ſeine Verwandten, die ihm die Unterſtützung ſeines Bruders ſehr verargten, wollte er auch nicht angehen, ſo bittet er den Freund um ein Darlehen von 100 fl., verzinslich auf ein oder ein halbes Jahr, damit er wenigſtens jene Gebühren zahlen könne. Und kommen ſolle der Freund bald: „dann decken wir wieder in der Laube den Tiſch und ſtützen die Ellenbogen gegen einander.“

Im April 1835 konnte er ſeine Amtsarbeit in vollem Umfange aufnehmen und hatte die Freude, als er aus der Kirche kam, Mährlens „inhaltſchweres Schreiben“ zu erhalten, und „ſo hat ſich's gefügt, ſchrieb er ihm, daß ich Dir meinen Segen noch in pontificalibus erteilen konnte“; dann ging 's im Schlafrock in den Garten, wo er dem Freunde einen großen Dankſermon und ſich ſelbſt eine Rede über Sirach 6,14 hielt. Die Gartenfreude freilich war noch verfrüht: „Es iſt doch im April fürwahr der Frühling weder halb noch gar“, klagte er wohl (Ged. S. 405), aber ſein Humor verließ ihn nicht, ſei es, daß er ſeiner Schweſter ein poetiſch beſchriebenes Ei übergiebt (Ged. S. 313), wobei er ſich über den Streit der Sophiſten und Pfaffen, ob zuerſt die Henne oder das Ei erſchaffen ſei, beluſtigt und zuletzt mit der Auskunft hinwegſetzt: „Erſtlich ward ein Ei erdacht: doch weil noch kein Huhn geweſen, Schatz, ſo hat's der Haſ' gebracht.“ Oder er dichtet „zur Warnung“ (Ged. S. 316): „Merkt's euch, ihr thränenreichen Sänger, Im Katzenjammer ruft man keine Götter!“ — Dies Gedicht iſt jedoch, wie er Clara ſchreibt, bloß herausgeputzte „alte Ware“ —, oder er predigt „Alles mit Maß“ (Ged. S. 317) auch für gebratene Schweinsfüße, die zuletzt zur Hölle gewünſcht werden. Und wenn ihn noch im Traume Mathematik und Hebräiſch plagen, weiß er ſich durch köſtliche Zeichnungen und ein paar Diſtichen (Krauß, Mörike als Gelegenheitsdichter S. 172, Ged. S. 318) das „examinaliſche Naß“ nachträglich von der Stirne zu wiſchen.

Wenn aber der Sommer da war, wurde im Garten gelebt: In der Laube wurde gegeſſen und gearbeitet, der Garten mit dem Grabſcheit beſtellt, Salat geſät, den ihm wohl nachts die Bauern holten (Ged. S. 322), Rettige gezogen, an denen er ſich den Magen reſtauriert, den er ſich an der landläufigen Lyrik verdorben hat (Ged. S. 315); die herrliche Buche — ſie ſteht jetzt noch —, in

deren Stamm er Höltys Namen geschnitten hatte, (Ged. S. 100) war sein „grüner Schirm“, unter dem er las, träumte oder Kindergespräche und Kinderlieder belauschte und nach dem fernen Donner horchte, während die Rosen dufteten und durch den Hag die blechernen Zierate der Kirchhofskreuze herüberschimmerten.

Auch die Vögel wurden sorglich gehegt und Blumen aller Art in Beeten und Töpfen gezogen.

Die Gemeinde hing mit großer Liebe an ihrem Pfarrer, der sich scherzweise selbst einmal als den Regenten von Sulzbach pries (Gel. Ged. S. 40), in Wirklichkeit aber ein „gar gemeiner Mann“ war, der es nicht verschmähte, einen Teller Milch bei einem Geringen anzunehmen, und allezeit sein Stückchen Brod mit den Armen teilte. Daß der Herr Pfarrer im Wald herumspazierte und herumsaß, dem Gesang der Vögel lauschte, Namen in die Bäume schnitt, Gedichte machte und ihnen selbst welche (Hebel) vorlas, das ging etwas über ihre Begriffe, aber gram konnten sie darum ihrem lieben, guten Pfarrer doch nicht sein, sie mochten wohl von der Zukunft Besserung erwarten.

Fürs erste freilich sah es nicht darnach aus. Der Herr Pfarrer machte auch gar zu krause Dinge. Lag da ein Blatt mit einem wunderlichen Bilde, das die Zauberin Myrianthe vorstellt, wie sie einen Knaben aus dem Grabe heraufbeschwört, der die Zukunft voraussagt; ein anderes Blatt trägt in großen Buchstaben die Aufschrift „Der Mostbrey. Ein Monatsblatt für Klepperfeld. Alle Monate 1 Blatt. Man abonniert beim Löwenwirt. Passende Beiträge werden aus der Gemeindekasse anständig honoriert. ꝛc.“ Ueber der Aufschrift sind fein säuberlich eine Wurst, eine Bretzel, ein Krug mit Becher und unter ihr eine Kelter gezeichnet, unter der steht: „Mag der Witzling uns besticheln; Glücklich, wenn ein Deutscher Mann Seinem Nachbar, Vetter Micheln, Guten Abend bieten kann.“ „1. September. Kirchenstaat 1836.“ Und noch ein Blatt: „Ein sonderbar schön geistreich Gedichte auf Johannestag zum Hackebrett zu fingern nach der Mel.: „Drei lederne Strümpf“ ꝛc., der lieben Schwester Cleska (Clara) gedichtet mit vielen Holzschnitten ꝛc. zu einiger Ufheiterung auf's Krankenbette dargebracht ꝛc. 20. Juni 1836.“ Das sollte nun der Schwester Clara, die damals am Wechselfieber litt, die Zeit vertreiben, da hieß es:

„Schön rote Schuh' zum Tanzen,
Ein hübsches Kleid mit Fransen
Ein Wechsel ohne Fieber
Die sind mir sämtlich lieber.“

Und so waren es noch 27 Strophen mit vielen Bildchen dazwischen statt der Worte, und eine lautete gar:

„Eine Seele ohne Leib, Ein Ehemann ohne Weib,
Ein Steudel (Tübinger Dogmatiker) ohne Strauß
Die kommen friedlich aus." —

Da erkrankte der Herr Pfarrer aufs neue: wiederholte Anfälle von „Rückenmarksschlagfluß" schwächten ihn so, daß er den Vikar behalten mußte und sich selbst in einen z. T. lähmenden, z. T. reizbaren Zustand einer auch bei größter Vorsicht höchst langwierigen Rekonvalescenz zurückgeworfen sah. So kam für ihn wieder, wie er es ausdrückt, ein „geist- und leibarmes Jahr", in $1^1/_2$ Jahren konnte er seinen Freunden so gut wie nichts schreiben; auch viel lesen und denken mußte er sich versagen und sich gerade das am meisten vom Leibe halten, was ihm sonst Atem und Leben war.

„Krank nun vollends und matt! Und Du, o Himmlische, willst mir
Auch schon verstummen,"

klagt er. (Ged. S. 103.)

Die Jugend stieg wieder vor ihm auf und unter den Jugendgenossen sein geliebter Hermann Hardegg, den er einst so schnöde verloren hatte; in jener herrlichen Elegie (Ged. S. 102) umarmt und gewinnt er den Freund von neuem. Und die Muse hatte ihn erhört:

„Gleichwie ein Vogel am Fenster vorbei mit sonnebeglänztem
Flügel den blitzenden Schein wirft in ein schattig Gemach,
Also mitten im Gram um verlorene Jahre des Siechbetts
Ueberrascht und weckt leuchtende Hoffnung mich oft."

Langsam nur, gar langsam wuchs die Hoffnung zu schwacher Wirklichkeit wie an den langen Kranken-Morgen der Lerchen lichtbegierige Augen dem Tag die Strahlen wegzusaugen schienen. (Ged. S. 104). —

Als sich Mörikes Hoffnung, seine Oper „Die Regenbrüder" rasch zum Abschluß zu bringen, nicht erfüllen wollte, hatte Freund Bauer den Dichter Hermann Kurtz, der sich damals in Stuttgart aufhielt, Ende Dezember 36 gebeten, den Wünschen des Komponisten Lachner entsprechend die Schlußscenen der Oper zu schreiben. H. Kurtz schien dafür nicht bloß an sich geeignet, sondern hatte durch

seine begeisterte Aufnahme des Nolten, der seit den „Wahlverwandtschaften“ der bedeutendste Roman sei, durch seine Behauptung, Mörikes „Bachusfest“ sei den schönsten Gedichten Goethes und Schillers an die Seite zu stellen, und das Märchen „Der Schatz“ sei in Wahrheit ein Schatz der Poesie, sowie durch seine Prophezeiung, dieser Dichter werde nichts schreiben, was sich unter seinen Händen nicht in Gold verwandle, sich den Freunden Mörikes besonders empfohlen. Kurtz übernahm dem Dichter zu Gefallen gerne die Vollendung der Oper, die besser als Singspiel-Märchen zu bezeichnen wäre. In ihr sind Scenen aus dem Dorfleben und Feengeschichten mit einander verbunden, wobei gelegentlich ein Schullehrer von seiner rationalistischen Ueberklugheit auf drollige Weise geheilt wird. Das Spiel wurde zum ersten Male am 20. Mai 1839 auf dem Stuttgarter Hoftheater gegeben. Unter demselben Datum, zwei Jahre früher, hatte Kurtz die briefliche Bekanntschaft mit dem Dichter angeknüpft, den er bereits unter besonderen Umständen gesehen hatte. Am Tage der Kirchweihe im Jahre 1833 hatte nämlich Kurtz mit ein paar jungen Damen den Dichter des Nolten in der Kirche zu Ochsenwang während der Kinderlehre aufgesucht; der Herr Vikar hatte aber „in der Katechisation ein so grimmes Cherubsgesicht gemacht“, daß Kurtz nach der Kirche mit seinen Schützlingen nicht „in die Höhle des Löwen“ gehen mochte, zumal ihm „das Menageriegeläufe“ überhaupt ungewohnt war. Wie der junge Enthusiast so vor dem verehrten Dichter gestanden hatte, fand er ihn Göthe entfernt ähnlich und erinnerte sich, daß er beinahe einmal in Tübingen „am faulen Eck“ von ihm, dem „bräunlichen Manne“, überrannt worden sei.

Als Mörike nun dem jungen Verehrer mit einem dichterischen Gruße (Ged. S. 147) gedankt und in seiner liebevoll bescheidnen Art geantwortet hatte, fühlte sich Kurtz in hohem Maße beglückt: jetzt sei ihm „zum ersten Male die volle Rose des Lebens aufgebrochen“, sodaß „von diesem 28. Mai (Empfangstag von Mörikes Antwort) ein Licht auf seinen ganzen Kalender ausströmt.“ Dringend wünscht Kurtz mit dem Dichter, wenn möglich auf längere Zeit — zusammenzukommen. „Nach Cleversulzbach, schreibt er, mag ich mich, aufrichtig gestanden, aus dem einfachen Grunde nicht einladen, weil ich die Kirche und den Parnaß nicht zu nahe an einander haben mag.“ Mörike möge ihn also besuchen. Dieser mußte zwar die Einladung ablehnen, da er seine körperlichen Kräfte zu einer Badereise sparen müsse, machte aber dem kirchenscheuen Verehrer in seiner scherzhaften Art Mut zu einem Besuch in Cleversulzbach, „denn,“ schrieb er an Kurtz, „was den Sakristei-Geruch betrifft, so muß ich leider mit Sir John bekennen: ich weiß nicht mehr, wie das Inwendige einer Kirche aussieht.“ Allein die persönliche Bekanntschaft ließ sich für's erste nicht machen, und so mußten denn die

neuen Freunde ihr „Faß herüber und hinüber wälzen“. Und dies Faß war oft recht inhaltsschwer, es wurde fleißig gewälzt, fleißiger allerdings von dem Jüngeren und Gesunden, Kurtz stand ja damals erst im 24. Lebensjahre. Besonders begierig war der junge Freund auf des verehrten Dichters Urteil über seine poetischen Leistungen. „Da es mir überhaupt nicht gegeben ist, antwortete Mörike, mich in den Recensenten-Sattel comme il faut zu schwingen, so wird es wohl das beste sein, ich lege Ihnen meine wenigen Notamina, so wie sie liegen, ohne weiteres bei. Insofern sie meinen lebhaften Beifall wenigstens anzeigen, bemerke ich hier nur noch — und hoffentlich sehr unnötigerweise —, daß mir dabei nicht in den Sinn kam, mit welchem Lobe Sie von mir sprachen; ja der beste Finger dieser Hand soll mir krumm werden, wenn ich mich über dem leisesten Einfluß auf mein Urteil habe ertappen können.“ In seiner ebenso feinen wie milden und treffenden Art sind dann die Urteile im einzelnen abgegeben. Namentlich erfreute sich Mörike an dem frischen und kräftigen Kurtz'schen Humor in der Novelle „Das Wirtshaus gegenüber“ (Ges. W. Bd. 8) und dem Witz, „wobei Einem das Herz in einem fort lacht, während der Tieck'sche Humor häufig von einem dämonischen Raffinement durchdrungen ist, aus dessen schönster Blüte oft das Kränkliche ihres Bodens zu stark und unheimlich herauswittert“. Während Mörike des Freundes spanischen Romanzen das „vornehm-finstere Ansehen bronzener Ornamente“ zusprach, hatte er manche Gedanken-Wendungen zu beanstanden. Besonders charakteristisch für Mörike ist z. B. folgende Aeußerung über den Ausdruck „Die Natur in ihrem Geize.“ „Erstens,“ meint er, „halte ich den Gedanken selbst nicht für richtig. Es wird hier der Natur ungefähr dasselbige als Geiz zur Last gelegt, was in dem griechischen Trauerspiel dem Schicksal als Neid.“ Jedenfalls dürfe man der Natur einen so „unschönen Fehler“ nicht vorrücken, auch scheine dieser Geiz mitunter durch den Reim herbeigeführt ꝛc. Kurtz antwortete: „Was Sie sagen, darunter ist mir immer als hätte Goethe sein Vid. gesetzt“ und äußerte sich zugleich über Mörikes dichterische Eigenart in treffender Weise. „Die Inspiration,“ schreibt er, „ist der Punkt, wo alle Vergleichung ausgeht, denn sie ist unerreichbar, eigentlich auch nicht zu bewundern, denn mir erscheint sie als Naturkraft, und so laß' ich Ihre Poesie mit himmlischem Behagen auf mich wirken; bewundern kann ich bloß den Charakter und von dieser Seite kann ich mich an Ihnen stärken, Ihnen näher zu kommen mich bemühen. Was gütige Götter verschwenderisch über Sie ausgegossen, kann ich mir auch nicht einmal in bescheidenem Wunsche anmaßen; aber es ist die unerschütterliche poetische Gesinnung, was ich an Ihnen bewundere und was mir als Muster vorleuchten kann, nicht von der kindlichen poetischen Anschauung zu

philoſophiſchen Trümpfen überzuſpringen.“ Für Mörikes Gedichte könne man keine Rubriken finden und eine genießbare Recenſion ſeiner Werke zu ſchreiben, würde ihn in Verlegenheit ſetzen. „Sie ſind ein poetiſcher Millionär,“ ruft er Mörike zu, „dem keine Münze fehlt, außer kupferne.“ Wenn auch, meint Kurtz, in ſeinen eignen Schriften „mitunter leidliche Sachen vorkommen“, ſo ſei es im ganzen doch nur „Futter für die Spatzen.“ „Wenn ich nur hier und da, ruft er aus, Ihren ſonnenwarmen Stil darüber hingießen könnte!“ Seit den 70er Jahren ſeien keine Lieder mehr entſtanden wie die Mörikes; „ich werde Sie gelegentlich, ſcherzt er einmal, um Ihren Kredit zu bringen ſuchen durch die Beſchuldigung, Sie hätten Goethes verlorene Lieder auf irgend eine illegitime Art an ſich gebracht, um ſich nun damit zu brüſten.“

Unterdeſſen waren die Freunde einander bis zum „Du“ nahe gerückt, und als Kurtz ſeine „Schilleriana“ geſchickt hatte, antwortete Mörike „Zum erſten Mal iſt mir dieſer wahrhafte Chriſtus unter den Poeten von ſeiten ſeines ſchwäbiſchen Urſprungs in einem ſo beſtimmten und höchſt frappanten Lichte erſchienen. Ich hätt' ein paar mal greinen mögen wie ein Stuttgarter Mädchen.“ In demſelben Briefe warnt er den Freund vor dem Leben, wie er es jetzt in Stuttgart führe, als vor einem „Zuſtande der fliegenden Hitzen, wo man bunte Liköre ſtatt ächten Weines trinkt“, und fügt hinzu: „Ein ſchönes Werk von innen heraus zu bilden, es zu ſättigen mit unſeren eigenſten Kräften, dazu bedarf's vor allem Ruhe und einer Exiſtenz, die uns erlaubt, die Stimmung abzuwarten.“

„Lob und Tadel,“ meint Mörike in einem anderen Briefe, „ſind die Lebensmittel für Leute unſerer Profeſſion; ich für mein Teil halte mich aber allermeiſt an das Urteil meiner Freunde, dafern ſie ehrlich ſind, und daß der „Schatz“ Ihnen gefällt, thut mir bei weitem wohler, als mich's verdroſſen hat, daß ein Aeſthetikus, und zwar ein Landsmann, ſagte: er hätte nicht gedacht, ſo etwas Schwaches von mir leſen zu müſſen.“ Dieſer „Aeſthetikus“ fand den Schatz, der die originellen Abenteuer eines jungen Goldſchmieds und ſein Liebesglück ſo reizend darſtellt, nicht bloß irrational, ſondern ſich ſelbſt dadurch geäfft, daß da auf öder Heide ein geſpenſtiſcher Wegweiſer ſeine hölzernen Hände dreimal zuſammenklappt, daß ein winziger Feldmeſſer Europa auf der Landkarte bereiſt und ein Zwergvölklein ſein luſtiges Weſen treibt. Auch trete da eine Fee Briscarlatina, und Frau Lichtlein mit ihren Fieberäpfeln auf! Daß das alles lebt und Fleiſch und Bein hat und mit vollendeter Anmut in des Dichters „ſonnenwarmem Stil“ erzählt wird, fällt bei ſolchen Kritikern freilich nicht in die Wagſchale. Für dieſe dürfte es, auch in Gegenwart und Zukunft, beruhigend wirken, wenn

dieſe Perle von Erzählungskunſt wieder — wie zuerſt — als „Märchen“ oder wenigſtens als „Märchennovelle“ bezeichnet wird. —

Goethe ſagt einmal: „Der Humor iſt eines der Elemente des Genies, aber ſobald er vorwaltet nur ein Surrogat desſelben; er begleitet die abnehmende Kunſt, zerſtört, vernichtet ſie zuletzt.“ Wie mag das geſchehen?

Dem Genie eignet auf dem Gebiet, wo ſeine beſondere Begabung liegt, der identifikatoriſche Blick, das Genie ſieht auf den Grund der Dinge, es erkennt ihr Weſen, die Wahrheit. Ihr zu dienen, für ſie zu wirken auf dem Gebiete ſeiner Begabung wird ſein Lebenszweck; ſeine Kräfte und Mittel richtig gegen die Widerſtände abzuwägen lernt jedes geſunde Genie. Wie jeder geſunde Menſch, der nicht wie das Tier durch das Leben dahingeht, gebeugt vom Joche der Notdurft, bemerkt auch das Genie ſchon beim Beginne ſeiner Lebensarbeit den Gegenſatz zwiſchen Wahrheit und gemeiner Wirklichkeit, zwiſchen dem erſtrebten Lebensziel und den Stationen des Lebensweges mit ihren kärglichen Proviantſtällen und den oft in den Schmutz getretenen Reſten der Lebensarbeit. Dieſe herben Gegenſätze werden ſehr verſchieden empfunden; die meiſten empfinden zunächſt wohl das Lächerliche derſelben, bei den wenigſten aber bleibt es dabei, und das ſind die, denen die Gottheit den Schalk ins Herz gegeben hat; bei manchen wird dieſer zum Geiſt, der ſtets verneint, zum Mephiſtogeiſt, bei andern zum Geiſt, der ſtets ausgleicht, dem Humor. Dieſer gleicht aus, indem er die aus jenen Gegenſätzen entſtehenden Gemütsſpannungen herabſetzt, herabdrückt und zuletzt löſt und zwar durch die blitzartige Empfindung des Komiſchen in jenen Gegenſätzen, durch die Betrachtung, daß die Unvollkommenheit aller irdiſchen Erſcheinungen eben mit dem Weſen des Irdiſchen verbunden ſei, durch die Ueberzeugung, daß allem Erhabenen in der gemeinen Wirklichkeit das Unzulängliche dieſes Daſeins anhaftet, daß darum dieſe Welt voll toller Widerſprüche ſein müſſe, und daß es wohl ſehr viele Träger dieſer Tollheit und Thorheit gäbe, aber nur ſehr wenige, denen in ihrer ſchnöden Eigenſucht die Verantwortung dafür zufalle.

Wer ſich nicht zu einer feſten Lebens- und Weltanſchauung durchgerungen hat, kann auch dieſen Humor nicht haben. Inſofern nun der Humor die inneren Spannungen herabſetzt, indem er unabläſſig dem Erhabenen das Lächerliche als Gegengewicht anhängt und dem Leiden dieſes Lebens den komiſchen Begleiter giebt, kann er für die Schöpferkraft eines Genies auflöſend, vernichtend werden. Wem die Gottheit aber, wie Mörike z. B., eine unerſchöpfliche dichteriſche Spannkraft zugleich mit einer außerordentlichen Tiefe, Zartheit und Feinheit der Empfindung verliehen hat, dem mußte ſie, menſchlich geſprochen, auch jene aus-

gleichende, schützende und erhebende Himmelsgabe des Humors schenken, damit er nicht allzu früh und allzu sehr von dem bis in die feinsten Fasern des Herzens empfundenen Leide dieser Welt zerrieben werde.

Wie sich der junge Poet einst mit den Freunden auf die Insel Orplid flüchtete, so hatte er sich wie zum täglichen Umgange eine Anzahl komischer Figuren geschaffen, die ihm des Lebens Unverstand und Leid überwinden helfen sollten. Da war zunächst der Barbier Wispel, eine spindeldürre Schneidergestalt — vielleicht hat dem Dichter eine Ludwigsburger Stadtfigur, der Perückenmacher Fribolin, vorgeschwebt — von kränklichem Aussehen und bald kriechendem, bald dreistem Auftreten, ärmlich gekleidet, aber in der Weise eines Stutzers mit dem olivengrünen Fräckchen und den schlechten Nankingbeinkleidern, immer mit hochgezogenen Augenbrauen und dem gepflegten Haartoupet, unter ewigem Blinzeln und Hüsteln, mit wispernder Stimme und albernem Kichern unabreißbare Gespräche führend, die ein sonderbares Gemisch des fadesten Gallimathias und einzelner Streiflichter von Verstand und Scharfsinn boten, kurz ein in ein paar französische Phrasen getauchtes Mischmasch von Albernheit, Affektation und Verschmitztheit, sowie von Kriecherei, Unnatur und badermäßiger Einbildnng. Diese Figur wußte der Dichter mit seinem außerordentlichen mimischen Talent meisterhaft darzustellen und in einem ganz bestimmten, so eigenartigen Jargon sprechen zu lassen, daß die Eingeweihten, Bauer namentlich, diese Wispel- oder Sicheré-Sprache auch mehr oder weniger beherrschten. Nach der Seite der Wissenschaftlerei und Schöngeisterei hieß Wispel nämlich auch Professor Sicheré, Mörike selbst war in Tübingen von den Freunden auch wohl Herr Sicheré gerufen worden.

Im Nachlaß des Dichters ist von seiner Hand ein Brief und ein Bändchen Gedichte Wispels vorhanden. Der erstere ist aus der Tübinger Zeit und trägt als Ort und Datum: „Oxawlitte (wohl auf Orplid), den 4. Streichmonds 26," ist an einen „Verehrtesten Herrn und Gönner" gerichtet und beginnt mit dem ächten Wispelsätzchen: „Ich nehme mir die Frechheit, Ihnen ein Sendschreiben anzuwidmen," da der Herr seine „Individual-Bekanntschaft" habe machen wollen; sein Interesse für „Litteraturverzweigung" sei bekannt; auf seinem „vergessenen Eiland" habe er bis jetzt, da „nicht die geringsten Litteraturhebel existieren" nur einige „Novizen über die hier vorkommenden Schwirrvögel oder Insekten" gemacht und eine besonders scharfriechende Sorte von Wanzen entdeckt; „in Ermangelung gehöriger Abfahrt-Navigation" könne er nicht abreisen ꝛc. Zum Schluß muß er abbrechen, da es 10 Uhr ist, „wo ich mich gewöhnlich im Freien zu rasieren pflege."

Das Bändchen Gedichte ist Hrn. Prof. „Luigi de Bauer gebaichnet" und führt den

Titel „Sommersproſſen von Liebmund Maria Wispel, Bel-Esprit, Lettre de cachet etc. etc.“, darunter ſteht eine Lyra und „Creglingen, zu haben bei dem Verfaſſer 1837. Mit einem Stahlſtich.“ Dieſes bunte Bild ſtellt Wispel in der früher geſchilderten Kleidung und Art ſehr charakteriſtiſch dar, wie er als

Titelbild von Wispels „Sommersproſſen“.

Profeſſor Sicheré von dem Portier des Stuttgarter Hofgartens verhaftet wird, weil er „ſtatt gemeiner Zährenzwiebel“ zärteren „Schmälzling“ (Tulpe) aus dem Beete zog. (Gel. Ged. 162 ff.). Darauf folgen noch elf bis jetzt ungedruckte z. T. erſchütternd lächerliche Stücke, zuletzt ein „Avertiſſement“. „Von dem Anteil, welchen die vorgerückten Geſchöpfe meiner Muſe bei dem Publikum finden, wird es ab-

hängen, ob eine Nachgeburt folgen ſoll oder nicht.“ Alles iſt in der charakteriſtiſchen Schnörkelſchrift geſchrieben, in der Mörike, wie in allen kalligraphiſchen Dingen, außergewöhnliches leiſtete. Daß Wispel-Sicheré nicht bloß im „Nolten“ und den Briefen an die Freunde (Gel. S. 159 ff.), ſondern auch in dem Schattenſpiel Orplid eine Rolle ſpielt, iſt bekannt. In dem letzteren kommt nun noch eine andere Phantaſiefigur vor, die ſich ebenfalls vielleicht äußerlich an eine Ludwigsburger Stadtfigur, den Brunnenmacher Kämpf, vor deſſen Atem ſich die Straßengräſer neigten, anlehnt; das iſt Suckelborſt, oder der ſichere Mann mit den wackeren Stiefeln. Zuerſt kommt dieſer, ſo viel ich ſehe, in dem Briefe Mörikes vom 16. Auguſt und dem ſeiner Schweſter Luiſe vom 2. November 1824 vor, hier als ein „halber Rieſe mit ungeheuren Stiefeln“, der über das Unheil, das er angerichtet, trotzig vergnügt und boshaft in ein kreiſchendes Gelächter ausbricht. Es iſt von Mörikes Hand noch ein vergilbtes Blatt — Stück eines Briefes — aus dem Sommer 1825 vorhanden, das die Keime des Gedichtes (Ged. S. 80—93) enthält. Gegen Ende ſeines Lebens, heißt es da, habe der Sichere „die fixe Idee gefaßt, ein Prophete zu ſein und ſtand, in der Schattenwelt ankommend, plötzlich mit einer Menge ausgehobener Stubenthüren (im Gedichte ſind es Scheunenthore) unterm Arm da, welche an den Angeln mit Seilen nach Art eines Buches zuſammengeheftet waren, und die er ohne Zweifel bei nächtlicher Weile in Gaſthöfen geſtohlen hatte. (Im Gedicht hat er ſie den Bauern in Igelsloch ausgehoben.) Er iſt aber der gewiſſen Meinung, daß er aus dieſem Buch Vorleſungen halte. (Im Gedicht iſt dies ſchön motiviert durch das ſchalkhafte Orakel Lolegrins, Weylas Sohn). Dem Satan, der ihm einſt naſeweis und die Andern zum Lachen reizend hineinſah, riß er auf einmal den Schwanz heraus und legte ihn als Zeichele ganz kaltblütig mit den Worten zwiſchen zwei aufgeſchlagene Thüren (eine Abtritts- und eine Saalthüre) „So! do wöllet mer morga weiter fortmacha.“ Darauf ſchlug er das Buch mit dem Fuß zu und trollte ſich ernſthaft.“ In dem Gedicht rauft der ſichere Mann dem Teufel dreimal den immer ſchwächer werdenden Schwanz aus, ſo daß dem Böſen Mut und Stärke ſchwindet, „kindiſch wird er und alt, ein Bettler, von allen verachtet. Dann wird ein Feſttag ſein in der Unterwelt und auf der Erde. Aber der ſichere Mann wird ein lieber Genoſſe den Göttern.“ Lolegrin, der liebliche, ſchalkhafte Götterbote, berichtet alles den Göttern, um „das himmliſche Mahl mit ſüßem Gelächter zu würzen.“ So iſt in dem Gedichte aus dem ſchwäbiſchen Cyclop ein Wohlthäter der Erde und der Unterwelt geworden, über das Ganze aber iſt der Schmelz helleniſcher Anmut gegoſſen.

In dem Brieffragment erzählt Mörike weiter: „Auch hab' ich ihn einzeln gezeichnet, wie er 1. mit verbiſſenem Lachen einen großen Wegzeiger abknickt und 2. wie er morgens um 3 Uhr bis an die Bruſt, angekleidet, mitten in einem Sumpf ſteht und eine Viertelſtunde lang unverrückt auf eine Kröte hinglotzt. Dieſe Bilder nimmt Bauer, der auf den Herbſt (1825) fortkommt, zum Andenken mit."

Der Dichter hat noch öfter den braven Suckelborſt zum Gegenſtande ſeiner Kunſt gemacht: in der Stuttgarter Bibliothek befindet ſich ein bunt gemaltes Folioblatt, wo das Ungetüm bis auf die Stiefel unter einem Miſthaufen ſteckt, und in dem Gedichte (Ged. S. 229), wo „dieſer Urwelts-Götterſohn in Flößerſtiefeln vom Gebirg zum Himmel ſich verſtieg und mit der breiten Hand der Sterne Heer zuſammenſtrich in einem Haberſack" ꝛc. Und nicht ſelten kommt dieſer Biedermann mit den Flößerſtiefeln in den Briefen an die Freunde vor; Kurtz hatte ihn ja unter Mörikes Einfluß auch zeitweilig in ſeine poetiſche Phantaſie aufgenommen, wo er es an tölpelhaften Streichen nicht fehlen ließ.

Auch unmittelbar aus dem Leben holte ſich der Dichter Gegenſtände für ſeinen Humor. Bekannt iſt ja ſein außerordentliches Nachahmungstalent: Er agierte nicht bloß ſeine Phantaſiegeſtalten unter den Freunden, ſondern trug z. B. eins ſeiner Gedichte mit dem Geſicht und der Stimme irgend Jemandes vor, der ihm dafür gerade zu paſſen ſchien, wie das geſpreizte Lied auf die verwehte Haarlocke ſeiner Braut, oder er ſtellte den Nachbar „Balſer" (Gel. S 85 ff.) mit dem ſchiefen zahnloſen Munde und der wunderlichen Stimme dar; als einmal eine Freundin bei ihm eintrat, fand ſie ſich plötzlich ihrem weit entfernten Vater gegenüber, deſſen tiefe Stimme ihr zuſprach — es war der Schalk Mörike —, oder er trieb fröhlichen Mummenſchanz zur Freude der Kinder, die ſeinem Herzen ſo nahe ſtanden. Namentlich waren es Hartlaubs Kinder, und unter dieſen beſonders Agnes, die ſich an ſeinem kindlichen Humor erfreuen durften, ſei es, daß er ihnen Gedichte mit Federzeichnungen machte, oder einen ernſthaftigen Schalksbrief ſandte, den der Sanitätsrat Märkle unterſchrieben hatte; ja die Tiere wußte er beredt zu machen, z. B. den braven Joli, der die ſchönſten Geburtstags-Poëme vorzutragen verſtand.

Wie er alles ſofort in ſeinem Weſen vor ſich ſah und in ſeiner treffenden Art zu bezeichnen pflegte, ſo gab es für ihn Phyſiognomien, die er Vanillengeſichter zu nennen pflegte, „und deren Unbeſchreibliches vorzüglich in der eigens kindlichen Form der Naſe liegt. Sie haben gerne etwas Schwimmendes, Trübes in ihren braunen Augen, ſind ſtille und ihr Lachen iſt beſonders lieblich, obwohl oft ungeſchickt. Lernt man ſie näher kennen, ſo wird man, wenigſtens bei einer

Gattung, nicht selten durch eine gewisse Roheit überrascht, die man gerne entschuldigen oder gar schön finden möchte."

„Die Eigenheit jener griechischen Mädchennamen mit Neutralendungen (Musarion, Glycerion ꝛc.) finde ich derjenigen Sorte dieser Kinder sehr analog, welche etwas von der gedachten reizenden Ungeschlachtheit und paradoxen Härte an sich tragen. Sie müssen nicht schön sein, hingegen haben sie sinnliche Reize, welches letztere Wort auch schon dem Laute nach sehr viel von jenen Unnachahmlichkeiten enthält, das ich nicht besser als durch das schwäbische reese [etwa = herbe Frische] zu bezeichnen weiß."

Seiner humoristischen Auffassung des Welt- und Menschengetriebes entsprach es auch, daß er ganze Typen von Menschen dichterisch behandelte. Da gab es für ihn z. B. „Sommerwesten", die freundlichen Naturen, die etwas Sonniges in ihrem Wesen haben. „Ach, klagt er zuletzt, (Ged. S. 289 f.) daß diese lieben, hellen Sommerwesten, die bequemen, angenehmen, endlich doch auch sterben müssen." Mit Schärfe aber wendet er sich gegen die „Bosmänner" und „Sehrmänner" (Ged. S. 230 ff.), die daher steigen im grünen, goldbeknöpften Frack, getragen von „Schnurrbartsbewußtsein" und „glattgespannter Hosen Sicherheitsgefühl"; wird ein solcher im Himmel abgewiesen,

„Schwenkt er in höchster Sehrheit trotziglich, getrost
Sich ab und schwänzelt ungesäumt der Hölle zu."

Auch „die Tugend selber zeiget sich in Sehrheit gern", wie jenes geleckte Männchen, dessen Predigt ihm „seltsamlich nach Leier und Schwert roch." „Zuletzt, herabgestiegen von der Kanzel, rauscht Er strahlend, Kopf und Schulter wiegend, rasch vorbei den duft'gen Reihen tief bewegter Jungfräulein, und richtig macht er ihnen ein Sehrkompliment."

Einen solchen hat er auch einmal gezeichnet (Gel. S. 181). Alle Sehrleute, Mann oder Weib, „der Student, vom edlen Burschentum erglüht", „der hochgesinnte Leutnant" sind „der Menschheit Afterbild", „eine schnöde Brut."

„Wo einer auftritt, jedes Edle ist sogleich
Gelähmt, vernichtet neben ihnen, nichts behält
Den eignen unbedingten Wert. Geht Dir einmal
Der Mund in seiner Gegenwart begeistert auf,
Um was es sei — der Mann besitzt ein bleiernes,
Grausames Schweigen."

„Was hieße gottlos, wenn es dies Geſchlecht nicht iſt?“ Nicht minder verhaßt waren ihm die frivolen Schwätzer, die Fanatiker und Unreinen, ſowie die Weltſchmerzler. „Das brüderlich mitgeteilte Argumentum des Gedichts,“ ſchreibt er Hartlaub, „vom Ritter und Chauſſeeſteinklopfer (wie heißt man denn die poetiſche Spezies dieſer Zwickdärme der lyriſchen und erzählenden Gattung?) iſt abermals eine echte Lordsphantaſie eines teutſchen Studenten, Referendars oder Stallmeiſters. Dieſe Leute glauben, unſer Herrgott könne ſelber nicht umhin, ſie zu bewundern, wenn ſie ihm ihre herben Weltreflexionen in Verſen, ſo vom Gaul herunter, in den Bart würfen. Und doch iſt ihnen wieſelwohl in ihrer Haut! und doch iſt ihnen ihre Schnauzbartwichſe und das Almoſen eines Rezenſenten teurer als Warſchau, Miſſolunghi und Byron obendrein!“

Daß dem Humoriſten die Parodie nahe liegt, bedarf keiner Erörterung, Mörikes Gedichte enthalten dafür Beiſpiele genug, man leſe nur „Lammwirts Klagelied“ (Ged. S. 297) und „An Philomele“ (Ged. S. 295). In Urach und Tübingen ſchon hat beſonders Vater Homer dafür herhalten müſſen, wie Mörike ſelbſt ſagt (Ged. S. 148):

„Pflegten wir doch vormals in parodiſcher Laune zuweilen
Stundenlang nach der Weiſe des göttlichen Alten zu reden.“

Daher ſeine Meiſterſchaft in den „ungeſtiefelten Hexametern“, wie ſie auch Goethe und Schiller ſchrieben; freilich gar manchmal zum Leidweſen der wiſſenſchaftlichen Herrn Metriker. —

In Cleverſulzbach war für den Herrn Pfarrer und die Seinen der „Löwe“ ein angenehmer Aufenthalt, auf einen Kaffee ging man zuweilen dahin zu Beſuch, ſo auch im Sommer 1836; der Dichter hatte dann manchmal mit langer Weile zu kämpfen und beſah ſich wohl die Bilder an den Wänden, was ja meiſt „dummer, wüſter Plunder“ war. Dabei machte er einmal eine unerwartete Entdeckung, „denn ein Geſicht voll jovialiſcher Herrlichkeit guckte mir aus dem trüben Glas entgegen. Der Schauſpieler Koch († 1831) und von Bauſe geſtochen! Den muß ich haben, dacht' ich gleich.“ Er erhielt ihn auch und ſandte ihn ſpäter Kurtz, der ihm einen Ehrenplatz über ſeinem Schreibtiſch gab.

Bei dem Löwenwirt, der zugleich Bäcker war, hatten ſich auch früher ſchon die Pfarrer von Sulzbach gern aufgehalten, beſonders der Pfarrer Frank und ſeine Schwiegermutter, „die Frau Majorin“, Schillers Mutter, eine heitere, zutrauliche Frau, die ſagte, ſie ſei in Bäckerhäuſern immer gern, weil ſie in einem ſolchen auferzogen worden. Als Mörike nach Sulzbach kam, fand er auf dem Kirchhof ihre Grabſtätte durch nichts als einen „mittelmäßigen Fruchtbaum“

bezeichnet. „Ich ließ," erzählt er Kurz, „vor der Hand einen regelrechten Hügel und fest, von guter Gartenerde, aufwerfen, mit Rasen umkleiden und oben mit einigen Bäumen bepflanzen. Indessen verdroß es mich immer, nicht irgendwie eine dauerhafte Inschrift anbringen zu können. Denn wie leicht könnte nach der unglaublichen Gleichgiltigkeit, womit man die Sache bisher ignorierte, die Stelle ganz in Vergessenheit kommen! Nun geh' ich neulich in der Morgensonne auf den Platz und sehe ein etwa 4 Schuh' hohes, sehr starkes steinernes Kreuz in einem Winkel lehnen, welches inzwischen bis über die Arme in die Erde gesunken und soeben ausgegraben worden war, weil es dort hinderte. Soweit ich die Inschrift entziffern konnte, war es über 100 Jahre alt." Nach erstatteter Anzeige ließ er das Kreuz zurecht machen und grub eigenhändig in tiefen scharfen Lettern, die einem Steinmetz Ehre gemacht hätten, auf demselben „Schillers Mutter" ein und ließ es dann am Johannistage nach der Kirche auf den Grabhügel setzen (Ged. S. 99). „Daß mir kein Mensch," sagt er zum Schluß, „einen Großdank dafür giebt, thut ihm nichts und macht mir die Sache nur um so eigner und lieber."

Ein Großdank sollte ihm noch werden, aber aus unerwarteter schmerzlicher Veranlassung. Nicht ganz vier Jahre nach jener Johannis-Totenfeier fand Mörikes Mutter neben jener anderen Dichtermutter ihre letzte Ruhestätte, ein Steinkreuz, jenem älteren ähnlich, kam auf ihr Grab mit der Aufschrift „Charlotte Mörike", an Stelle des „mittelmäßigen Fruchtbaums" wurde später eine Linde gepflanzt. Und lange nachher, als der Dichter selbst schon zur ewigen Ruhe eingegangen war, sorgten Freunde dafür, daß ein eisernes Gitter beide Gräber umschloß und ein Grabstein die Namen wiederholte, die auf den verwitterten Steinkreuzen stehen. Am Todestage Schillers fand (1885) eine schlichte Feier statt, bei der Karl Weitbrecht den dichterischen Weihespruch vortrug, den der greise Wilhelm Hartlaub noch mit vernahm. —

Anfang August 1837 konnte Mörike endlich seine Badereise nach Mergentheim antreten. Mit dem lieben „Clärle" reiste der Dichter in der „Chaise" ab, und als sie durch den Harthauserwald — zwischen Kocher und Jagst — fuhren, dichtete er das reizende „Suschens Vogel" am 4. August (Ged. S. 30), wie der Dichter in seinem Kalender angiebt, und schickte es am 8. August an Kurz als „eine kleine Spielerei" mit der Bemerkung: „Dies soll nun aber auch das letzte aus der naiv sentimentalen Gattung sein." Kurz gefiel das Liedchen sehr, und er meinte, der Dichter habe es darin besonders zart gehalten, daß er das Vöglein nicht als Geschenk des Knaben andeute, dies bleibe vielmehr zu erraten und mache den Eindruck um so geheimnisvoller.

Kurz hatte dem Freunde zur Reiſe als Viatikum drei aus dem Lateiniſchen überſetzte Diſtichen geſandt, nach denen Amor mit ſeinen glühenden Pfeilen den warmen Sprudel geſchaffen, in dem nur ſelten ein Gaſt bade, „dem nicht der loſe Gott ſchmeichelnd berühre die Bruſt.“ Ob der Gott noch mit ihm was zu thun haben wolle, wiſſe er nicht, antwortete Mörike, „bis jetzt kommen für mich nur Säuren und Salze beim Bade in Betracht.“

Schnell empfand er die angenehmen Wirkungen, wenn nicht des Waſſers, ſo doch der Luftveränderung. „Die Gegend iſt reizend,“ ſchreibt er dem Freunde, „und fröhliche Leute umher. Die Badegebäude, frei vor der Stadt mit Ausſicht auf die Tauber und auf die hohen Bäume des Schloßgartens, welcher dem Publikum geöffnet iſt; dahinter ſehen die Türme dieſer alten, faſt ganz katholiſchen Stadt hervor; weiter zurück und ſo nach allen Seiten luſtige Weinberge und ſanfte Hügel.“ Beſonders lieb war ihm der Aufenthalt dort, weil er dann ſeinen lieben Hartlaub, Pfarrer in dem etwa vier Stunden entfernten Wermutshauſen, ſehen und genießen konnte wie einſt in Urach und Tübingen.

Schlimm waren oft die Sonntage, wenn Ball oder derlei Unweſen war. „Ich machte,“ erzählte er, „zwei- und dreimal Licht und nahm endlich, weil ich nichts anderes hatte, den Voſſiſchen Homer zur Hand: Das war nun aber ganz zum Desperatwerden, ich las ein und dieſelbe Seite zweimal herunter ohne allen Sinn, mein Ohr lief immer wieder der verwünſchten Tanzmuſik nach, ich las die Verſe unwillkürlich nach Walzermelodien und Galoppes, die Lettern traten wie aus Reih und Glied, führten verſchlungene Touren auf — kurz rein zum Tollwerden! Und Hoffmann würde nicht ermangelt haben, den Inhalt eines geſpenſtigen Setzkaſtens mit lauter bleiernen Soldätchen in den Buchſtaben zu erblicken, wie ſie durch ihre luſtigen Manövers ein ganz lesbares Gedicht, die parodierte Ilias, aufführen ꝛc.“ Große Freude machten ihm die Melodien, die ihm Kurz als ſeine Kompoſitionen hatte ſchicken können, beſonders verſtand ſich auf deren Geſang eine Tochter des Badepächters, eine geborene Ruſſin, Anninka (vergl. „Maſchinka“ Ged. S. 105 und „Jedem das Seine“, S. 65).

Mitte September kam Mörike mit der Schweſter wieder in Cleverſulzbach an und begann ſogleich, wie aus einer Bemerkung in ſeinem Kalender hervorgeht, das Studium des Nibelungenliedes, nachdem er ſich den größten Teil des Jahres mit der Herausgabe ſeiner Gedichte beſchäftigt hatte. Der Dichter nannte einmal, wie geſagt, Kurz gegenüber auch das Jahr 1837 ein „geiſt- und leibarmes“. Und nun ſehe man nur flüchtig den poetiſchen Ertrag dieſes Jahres an! Es ſind etwa 40 Gedichte, die er in ſeine Sammlung aufzunehmen würdig fand, darunter mit die ſchönſten, die er uns überhaupt geſchenkt hat.

Im hochgelegenen Weinberge bei Cleversulzbach stand ein Häuslein „so windebang“, das besuchte der Dichter oft und nannte es „Vogeltrost“ (vergl. Gel. S. 180), da entstand wohl das liebliche „Der Knabe und das Immlein“ (Ged. S. 12), in dieses fruchtbare Jahr fällt ferner: „Ein Stündlein wohl vor Tag“ (S. 18), „Storchenbotschaft“ (S. 19), „Der Gärtner“ (S. 57), „Die Soldatenbraut“ (S. 65), „Der Tambour“ (S. 300), die herrliche Legende „Erzengel Michaels Feder“ (S. 253—62), das tiefempfundene Lied vom „Knäblein Sündelos“ in „Auf ein altes Bild“ (S. 103), das rührende „Selbstgeständnis“ mit dem neckischen Schluß (S. 315), die köstliche „Gute Lehre“, ein Mailied, zuerst überschrieben „Ein Schneider“, denn im ersten Entwurf ist es in der 2. Strophe nicht ein Bauer, der vespert, sondern ein Schneider, der schafft, und so hieß es auch in der vorletzten Zeile „Sind wüste Kerl die Schneider“, ferner die „Apostrophe“ in Rückerts Art, das „Lied eines Verliebten“ (S. 120), die scherzhaften Distichen „Vicia faba“ (S. 145) und die ergreifenden an seine Mutter (S. 146), die Sinnsprüche auf Kepler (S. 98), Theokrit (S. 100), Tibull (S. 101), die Elegie „Ideale Wahrheit“ (S. 96) und die graziöse „Lose Ware“; für J. Kerner ein Trostlied gegen die Anti-Sympathetiker (S. 150) und ein ungedrucktes, Kerners Tochter Emma ins Stammbuch, das die Form eines Kreuzes hatte:

* * Vor Geist und Hexe nicht allein:
Vor falscher Freunde Heuchelschein,
Vor süßer Herren Schmeichelei'n
Mach ich das Kreuz und hüt' mich fein,
Denn ich bin ein kluges Jüngfräulein.“

Auch an Dichtungen gegen konfessionellen Fanatismus und solchen mit politischem Beigeschmack (S. 161 und 318 ff.) fehlt es nicht. An Freund Kurz wurde auf die Rückseite des Briefes vom 6. 6. 37 der „Jocus“ geschrieben: „Der kommt nimmer,“ später überschrieben „Abschied“ (S. 324). Aus derselben Zeit stammen „Waldidylle“ (S. 138 ff.), J. Mährlen gewidmet, in der Mörike den Grimm'schen Märchen ein so köstliches Denkmal gesetzt hat, und „An eine Aeolsharfe“, am 14. 6. an Dr. Mörike in Neuenstadt gesandt. Einen poetischen Triumph nennt Kurz dies Gedicht, wie ihn noch wenige errungen haben, von einer musikalischen Malerei, daß man die ganze Scene Ton für Ton in sich schlürfen kann. Und dann der köstliche „Trost“ (S. 135 f.): „Und ich sprach zu meinem Herzen: Laß uns fest zusammenhalten! denn wir kennen uns einander, wie ihr Nest die Schwalbe kennet“ ꝛc. Als der Komponist des „Jägerlied“

(S. 18), noch mehr Strophen begehrte, ſchrieb ihm Mörike noch eine dritte — im Jahre 38 entſtanden —, der er aber mit Recht keine Aufnahme in die Sammlung gewährte, ſie lautete:

Keck herunter aus der Felſenkluft
Springſt Du, Gießbach, durch die ſchwarze Schluft,
Kecker nicht als wie im Liebesmut
Springt und ſingt ein ſelig Jägerblut.

Dazu bemerkte er: „Doch mehr wird mit dem beſten Willen meinerſeits nicht aus der Wurzel ausſchlagen wollen, beim Lichte beſehen nicht einmal ſo viel. So ganz von außen aber darf ich ja nichts anſetzen.“ Das entſpricht ganz ſeiner wohlverſtandenen Eigenart und ſeinem Lieblingswort: „Nur nichts forcieren!“ Sehr bezeichnend für Mörike iſt ſein Brief an Hartlaub, wie „Die Schweſtern“ (Ged. S. 64) am 7. 11. 37 entſtanden wären. „Ich ging heute Morgen, etwa um halb 11 Uhr,“ ſchreibt er an dem genannten „Tage, bei ziemlichem Wind, aber ſehr ſchöner Sonne, am Bach hinunter ſpazieren. Wir beide, glaube ich, haben den Weg nie zuſammen gemacht. Er iſt auf der rechten Seite des Baches, hart am Vörremberg hin, und man ſieht durch das Erlengebüſch über die Wieſen auf die nahe Chauſſee (die Neuenſtädter nämlich), mit der man lange in gleicher Linie bleibt. Auf einmal höre ich Mädchengeſang, mehrere Stimmen, vom Städtchen (Neuenſtadt) her, und ich bleibe ſtehen. Es dauert kurze Zeit, ſo kommen ihrer drei hinter dem Vorſprung jener hohen Wand herum, an der Du mit Konſtanze ſchon vorüber gingſt. Die eine, die ſchlankſte des Kleeblatts, lief in der Mitte und ſang beſonders klar und keck im rüſtigen Daherſchreiten, die anderen wenigſtens nicht falſch: Die Melodie ſchön, eigentümlich, was man nur ſagen kann. Vom Text verſtand ich nur von Zeit zu Zeit ein Wort: „Wir Schweſtern — wir ſchönen.“ Dies kehrte immer wieder. Endlich hörten ſie auf. Im Heimgehen ſann ich nach, wie ich den Text am ſchicklichſten bekomme. Und ſieh! in weniger als 10 Minuten hatte ich ihn. Ich gehe nämlich durch den Garten und finde die ledige Johanna B., die uns gewöhnlich arbeitet, mit Schoren (Graben) beſchäftigt: „Hanne, kann ſie nicht ein Lied? — es kommen die und die Wörter drin vor.“ — Sie beſann ſich ein wenig. „Ja wohl kann ich's, Herr Pfarr.“ „So ſag' ſie's her, und ohne Anſtand.“ Was ſagſt Du zu dieſem Geſchichtchen? — . . . . Was aber das Liedchen von vorhin betrifft, ſo habe ich Dir einen kleinen Bären aufgebunden. Es iſt von mir und hat ſich neulich morgens im Bette unmittelbar nach dem

Erwachen wie von selbst gemacht. Ich wollte nur, daß Du es unbefangen lesen sollst (was nun geschehen ist) und mir dann schreiben, ob es den Eindruck eines Volksliedes auf Dich machte oder nur halb oder gar nicht."

Wer wollte bestreiten, daß hier der Ton des Volksliedes meisterhaft getroffen ist?

In dieses liederreiche Jahr gehören auch die Distichen, jetzt überschrieben P. K. (Ged. S. 153.) In der älteren Fassung (1. Aufl. S. 129) begann es

„Wer ergötzte sich nicht am derben Witze des Mannes!
Heute verwünschet man ihn, morgen heißt's: wär' er nur da!

Der Dichter schrieb darüber an Kurz, diese Distichen hätten mit dem französischen Ausdruck für Witzbold im guten Sinne überschrieben werden sollen, der falle ihm aber nicht ein. Und daß bei ihm dieser Witzkopf eine Reminiscenz sein solle, könne er sich gar nicht denken.

Nachdem schon die Sammlung der Gedichte weit vorgeschritten war, mußte ernstlich auf einen guten Verleger Bedacht genommen werden; Mährlen und Hardegg, der damals in Stuttgart als Leibarzt des Königs lebte, sollten, wenn möglich, Cotta gewinnen. Auch Kurz meinte, sie müßten von diesem, „dem gesetzlichen Pathen der Poesie aus der Taufe gehoben werden". Da Cotta aber verreist war, gaben die Freunde Anfang Juni 37 die Sammlung an Kurz, der ohne weiteres — in Mörikes Wünschen lag dies keinesfalls — die Ordnung der Gedichte in seiner Weise in die Hand nahm, indem er die „bisherige Reihenfolge" über den Haufen warf. „Ich habe sie, schreibt er an Mörike, zusammengestellt, ungefähr wie die Elemente eines Romanes, bald nach der Gleichartigkeit, bald nach dem Kontrast." Mörike mochte in seiner rücksichtsvollen Art nicht widersprechen und bat nur „die Sammlung mit umgehender Post unfrankiert" an ihn zurückzusenden. Allein das geschah nicht und das von Kurz in Aussicht gestellte Verzeichnis der Anordnung fehlte ebenso wie einige Gedichte, die der Dichter von neuem schreiben mußte. Kurz' Gedanke an den Anfang „Wintermorgen" und an den Schluß „Um Mitternacht" zu stellen war zwar an sich wirkungsvoll und wurde auch ausgeführt, aber im ganzen war seine Aenderung doch verfehlt und hat das bunte Durcheinander veranlaßt, das ohne jeden erkennbaren Einteilungsgrund dem Leser wie dem Forscher lästig, ja verdrießlich wird. Nachträglich hätte wenigstens ein Inhaltsverzeichnis nach den Gedichtanfängen gegeben werden sollen, auch wären manche Ueberschriften besser durch andere ersetzt worden, die für die späteren Leser mehr besagen und bedeuten. Kurz wollte

allerdings das beſte, indem er ſchrieb: „Ein Fremder weiß die Kindlein immer richtiger zu ſtellen als der Vater, und ich möchte die herrlichen Kreaturen ſo wohlgepflegt als möglich in die Welt gehen ſehen“ ꝛc. Manche treffende Bemerkung für Einzelheiten hatte er ebenfalls gemacht, ſo meinte er: „Wenn die Muſe Ihnen noch eine Romanze beſcheeren wollte, einen rechten Flügelmann, ſo wollte ich's gerade dieſem etwas ſchwach bemannten Poſten ſehr gönnen“. Daß Strauß die Ueberſetzung von Jesu benigne aufgenommen haben wollte, ſei wohl nicht nach Mörike's Sinn; das war freilich ein Irrtum, denn dies Stück war ihm immer beſonders lieb. Er hat viel gefeilt an der Ueberſetzung und bat ſeinen Bruder Karl ſchon von Ochſenwang aus um eine Kompoſition; ihm ſchwebe zwar eine Melodie im Kopfe, aber da er keine Noten kenne, vermöge er ſie nur zu pfeifen und nicht aufzuſchreiben. „Die Poeten,“ ſchrieb er damals, „und die Muſiker müſſen die Herzen umwenden können wie Handſchuhe in einem Nu.“ Wie wenig Mörike ſich durch kritiſche Einwürfe beirren ließ, bewies er auch Kurz gegenüber, der Jesu benigne ebenſo wenig aufgenommen wünſchte wie den Chor jüdiſcher Mädchen, Mörike nahm ſie auf, ließ dagegen die von Kurz gewünſchten „bedeutenderen Sachen“ aus den Regenbrüdern weg, wenn er auch mit Vergnügen von Kurz zu hören bekam: „Du weißt den Schrecken zu handhaben, wie ein Mädchen ihre Kochlöffel.“ —

Daß Mörike Strauß' „Das Leben Jeſu“ (1835) geleſen habe, läßt ſich nach allem, was vorliegt, kaum annehmen, die Strauß'ſchen ſpäteren Streit- wie Friedensſchriften hat er dagegen geleſen, wie er in ſeinem Kalender anmerkt. In den ſogenannten „Wintervorleſungen“ dieſer Zeit wurden außer Walther Scott die Bulwerſchen Romane vorgenommen, „aber, ſchreibt er Hartlaub, ich mag den Bulwer und ſeines Gleichen doch nicht gern;“ er raffiniere gar zu ſichtbar und ſelbſtgefällig, „ein Mann, ſo mit ſtark Gewürz handeln thut. Er kennt und ſucht das Große, hat auch die Mittel, es zu producieren, allein er ſucht es — ſoweit ich ihn bis jetzt kenne — doch immer auf gar zu peinlichen Wegen. Er ſchraubt und foltert Einen ordentlich.“ Als Mörike ſich einmal die Kataſtrophe eines Romans nach dem Abendeſſen leſen ließ, wurde ihm übel. „Von einer höheren Form, und daß ſich ſo ein Bulwer in die eigentlich ſchöne und heitere Region zu erheben vermöchte, kann vollends nicht die Rede ſein. Hierzu wäre allerdings Boccaccio der Mann, ſelbſt im Dekameron herrſcht was von dieſer poetiſchen Luft, aber, man ſage was man wolle, er iſt in dieſem Buche doch der aufgelegte Schweinigel. Ich habe 5—6 Hiſtörchen geleſen und habe vor der Hand genug.“

Zur Erfriſchung las man gern zwiſchen durch Eichendorff, der, wie es

ſcheint, zu Mörikes Lieblingen gehörte. So wenig er für Heine, „den Vertreter der giftig gewordenen Romantik“, perſönlich übrig hatte, ſo ergötzlich fand er Börnes Pariſer Briefe und meinte, daß die Gedanken groß und warm ſeien, wenn ſie auch öfter phantaſtiſch aufträten. Treffend fügt er hinzu: „Mitunter hat man ein Gefühl wie bei einer alten Zeitung, deren Prophezeihungen von Woche zu Woche widerlegt werden.“

Zu ſeiner Lieblingslektüre gehörten Predigten, zumal alte Predigtbücher, damals war es beſonders die Sammlung „Othonis Krankentroſt“, die er im Pfarrhaus aufgefunden hatte. —

Gegenſtändlich empfand er alles, ſo auch ein Muſikſtück von Haydn, das er den Komplimentenmacher zu nennen pflegte, „denn es iſt eben,“ ſchreibt er Hartlaub, als „wenn zwei Herren, der eine mit dem Hut in der Hand, ſich unter der Thüre verabſchieden; ſie können nicht anders und fangen immer wieder von vorne an zu ſchwatzen: die Herren tragen Zöpfchen.“ Der Dichter hat ſich auch die Mühe nicht verdrießen laſſen, dieſen Vorgang zwiſchen dem „Herrn Kommerzienrat Kaußler und dem Herrn Hofrat und Archivarius Brunarius“ kalligraphiſch ſo darzuſtellen, daß deren Zwiegeſpräch unter den Haydn'ſchen Noten ſteht, z. B.:

Br.: „Je nun, ſo habe ich die Ehre, mich Euer Liebden als wohlaffektionierter Diener und Freund geziementlich zu befehlen.

K.: Es war mir ganz außerordentlich ſchätzbar“ ꝛc.

Der Schluß lautet: Br.: „Sie verpflichten mich unendlich. Aber jetzt kein Schrittchen mehr! Bitte!“

Neben dieſen harmloſen Scherzen nehmen ſich dann die beiden Gedichte „Armſeligſter Repräſentant“ und „Siehſt du den ſchetter-goldnen Mariendienſt“, in demſelben Briefe an Hartlaub überſandt, die gegen prieſterlichen Fanatismus gerichtet ſind, um ſo ſchärfer aus.

In dieſe Zeit fällt auch der närriſche Beſuch des Herrn Profeſſors Sicherè bei dem Dichter (Gel. S. 159 ff.), den er Hartlaub unter Sendung der Schauerballade „Nemeſis“ ſowohl im Schnörkel-Original wie in einer „lesbaren Abſchrift“ kund that. Als ihm der Freund darauf „viel Schönes“ von ſeinem Roman, der dem Dichter übrigens „wie ein verlorenes Kind“ vorkam, geſchrieben und einzelne Stellen beſonders bezeichnet hatte, konnte Mörike nicht darauf antworten, denn er beſaß kein Exemplar mehr.

An langen Winterabenden ſchrieb er für ſeine Schweſter „als reiner Kopiſt“ an einer Sammlung deutſcher Gedichte von den verſchiedenſten Verfaſſern. „Soeben,“ ſchrieb er an K. Mayer, „iſt die Reihe an Ihnen, und drei

Bogen ſind bereits aus Ihrem Buche voll. Sie glauben nicht, was dieſe gemächliche Art, bekannte Gedichte zu repetieren, für mich von jeher ein Genuß geweſen iſt. Die Begleitung möglichſt wohlgeformter Schriftzüge giebt den Worten eine Art von muſikaliſchem Ausdruck. Mitunter ſpreche ich Zeile für Zeile halblaut."

Gerade an ſolchen Winterabenden ſtellten ſich wiederholt unangenehme Störungen ein. Der Geiſt im Hauſe ließ ſich ſpüren: Ein Klopfen auf den Ofen wie mit Metall, Fallen von ſchweren Tropfen, Lädenſchlagen, obgleich die Läden beim Nachſehen feſtgeriegelt waren, Lichterſcheinungen an der Zimmerdecke, obgleich kein Licht brannte und die maſſiven Läden feſt geſchloſſen waren, ꝛc.

Solche Beobachtungen waren von allen Hausgenoſſen, auch den Vikaren, gemacht worden, deren einer deshalb plötzlich ſeine Stelle verließ, während ein anderer ſich längere Zeit nachts nur im Schlafrock auf den Boden an den Ofen, den Mittelpunkt der Erſcheinungen, legte, um das unheimliche Weſen beſſer beobachten zu können. Erſt allmählich teilten ſich die Hausgenoſſen ihre Beobachtungen mit, denn keiner von ihnen hatte jemals von einem ſolchen Hausgeiſt im Pfarrhauſe gehört. Erſt als Mörike in einer von Kerner herausgegebenen Zeitſchrift — es war wohl das „Magikon" — von drei Pfarrern, die genannt waren, ähnliche Mitteilungen las, ſpürte er in der Pfarrchronik nach und ſah, daß alle drei zu der Zeit ebenfalls Pfarrer in Cleverſulzbach geweſen waren, auch war der Name „Rabauſch" gerufen worden. Eine weitere Unterſuchung ergab, daß dieſer im 18. Jahrhundert als Pfarrer in Cleverſulzbach gewirkt und in demſelben Pfarrhauſe gelebt hatte und geſtorben war.

Daß ein „Hausgeiſt" vorhanden war, wurde von keinem Hausgenoſſen bezweifelt und J. Kerner nahm Mörikes Bericht, um den er gebeten hatte, zum Abdruck, ließ aber den Namen Rabauſch weg, damit die „Diſtelfreſſer", wie er ſich ausdrückte, dem lieben Freunde nicht am Zeuge flickten.

Der Briefwechſel mit Hartlaub entwickelte ſich immer lebhafter: die neuen Gedichte erhielt er regelmäßig zuerſt, Leſefrüchte und Muſterkärtchen wechſelten mit Zeichnungen ab, z. B. ſolchen aus einem alten Fauſtbuche: Dr. Fauſtus fährt mit ſeinen Genoſſen auf dem Mantel durch die Luft und dabei (17/12 37) Verschen, wie:

* * „So ein luftig Fuhrwerk ſollt' mich freu'n,
Da wollt ich zu Mittag in Wermbrechtshauſen ſein."

Wie das Koſewort für Cleverſulzbach Klepperfeld hieß, ſo das für Wermutshauſen: Wermbrechtshauſen. Endlich fand er dem Freunde gegenüber

ein Wort über seine verlorene Braut; indem er ihm einen Teil seiner Briefe an sie schickte, meinte er: „Sie sind ihrer Natur nach ziemlich eintönig. Nur wirst Du daraus sehen, daß ich das Mädchen unsäglich liebte. Es ist deshalb auch nicht ein falscher Hauch darin, sonst wären sie lange ins Feuer geworfen. Es schwindelt mir, wenn ich hineinblicke und denke, wir sind auseinander."

So schrieb er, nachdem mehr als vier Jahre seit der Auflösung der Verlobung vergangen waren.

Rührend sind seine Bitten, daß der Freund ihm recht viel schreibe: „Der liebe Artiglaub," heißt es da einmal, „könnte die Linien wohl etwas größer machen und weniger Spatium lassen." Und an einer anderen Stelle: „Ist es nicht herrlich, wenn zwei sagen können: es ist auch kein erlogen Fädlein zwischen uns." „Wenn Gott mir wieder volle Gesundheit schenkt, so müssen wir das Fest unserer Freundschaft auf einer kleinen Reise feiern und eine Woche überglücklich sein", z. B. auf dem Bärenschlößchen im Park der Solitude. Aber das waren vergebliche Hoffnungen: die leibliche und geistige Entbehrungszeit dauerte fort.

„Um meine lange, lange Zeit, schreibt er dem Freunde (13/2 38), in der ich eigentlich nichts Rechtes treiben kann, nicht durchaus müßig hinzubringen und mir zugleich ein Stück Geld zu verdienen, geriet ich auf den Einfall, in Verbindung mit meinem Vikar eine Blumenlese aus Griechenland und Rom, eine Sammlung der schönsten griechischen und römischen Hymnen, Oden, Elegien, Idyllen und Epigramme nach den besten vorhandenen Verdeutschungen für alle gebildeten Stände zu veranstalten und, mit kurzen Anmerkungen versehen, herauszugeben"; auf 3 Bändchen sei diese Arbeit berechnet ꝛc., Hartlaub solle auch mitthun; wie sie einst in Urach zusammen präpariert haben, so möge er jetzt auch einen antiken Herrn „benoten", es sei „so leicht wie Krebs essen". Außer Anacreon und Tibull will er selbst den Theokrit vernehmen, jetzt seine „Leibspeise"; eine alte Uebersetzung hat er noch von diesem Dichter, die sein Vater schon besessen und Seydelmann (der berühmte Schauspieler) lange Zeit gebraucht hatte.

Am 19. Februar übersendet er dem Freunde den sicheren Mann, wie er in die Gedichtsammlung aufgenommen werden soll. Kein Stück in dieser hat in der Fassung soviel Wandlungen durchgemacht, wie das „An den Schlaf" (Ged. S. 172). Es ist dies Gedicht die Uebersetzung zweier lateinischer Distichen von Meibom, schon bei Lebzeiten der Schwester Luise begonnen und nach vielem Durcharbeiten und Feilen zu der klassischen Formvollendung geführt, die das Gedicht jetzt in der Sammlung zeigt.

Als der Frühling kam, konnte der Dichter wieder seine Gänge in den Dahenfelder Wald aufnehmen, wo „die schöne Buche" steht (Ged. S. 97) steht. Bei dieser liegt eine Waldwiese, die einst ein See war, dort lagerte er sich einmal und schlief über'm Lesen ein und beim Aufwachen war es Nacht: Da sah er „wunderliche kleine Pärchen auf einem niedrigen Gestell tanzen und zwar auf einer Tastatur, sodaß sie sich die Musik selbst ertanzten. War das nicht wie beim Waidfegerfest im „Schatz"?

Bei seiner schwankenden Gesundheit hörte er Sonntags mit Wehmut den Orgelklang aus der Kirche, und während der Freund in Wermbrechtshausen, die Predigt in der Hand und im Herzen, die Kirche betritt, muß er unthätig dasitzen; „Gott weiß es," ruft er aus, „ich thäte lieber auch dergleichen, statt daß ich müßig daliege." Dennoch vollendete er sein reizendes Märchen „Der Bauer und sein Sohn", das der Oberstudienrat gegen den Vorschlag der Kalenderkommission zurückwies, weil die Erzählung den Aberglauben gewissermaßen begünstige. Kurz tröstete den Freund: „im Kalender hätte es sich ausgenommen, wie auf dürrem Feld eine Blume." Endlich kam es zu einem Besuch des jungen Freundes im Pfarrhause, im Mai 1838, der den Dichter sehr erheiterte.

Bald darauf unternahm er mit der Mutter, wie es scheint in Familienangelegenheiten, eine Reise nach Lauffen am Neckar, Hölderlins Geburtsort. Im Garten des Präceptors las er „in einer besonders weichen poetischen Stimmung" Waiblingers sizilische Lieder im Musenalmanach von 1831 und erging sich am Neckar im „bezaubernden Traubenblütengeruch", schwärmte in Erinnerungen an den unglücklichen Hölderlin und mußte im Wirtshause Korrekturbogen seiner Gedichte lesen.

Nach Hause zurückgekommen, hatte er wieder besondere Freude an seinem Garten, wo die weißen Lilien und der Mohn in „schönstem Flor" standen.

Aber die „schlimmen Nachrichten" über Brüder, die eigene Schwäche, und daß seine Schwester auch soviel krank war — der Arzt schrieb dies der ungesunden Wohnung zu — ließen ihn zu keiner rechten Freude kommen, selbst als anfangs September endlich die gesammelten Gedichte, die er dem teuren Hartlaub gewidmet hatte, bei Cotta erschienen waren.

Am 8. September hatte Kurz sein Exemplar erhalten und sogleich — sehr spät abends — sie aus dem Zwerchsack genommen, den ihm die „sorgsame Pfarrfrau" — die Frau seines Freundes —, durch einen Boten zugeschickt hatte: das „kritische Messer" wurde an der „schwarzbelederten Bibel" gewetzt und dann ans Werk gegangen.

„Es iſt eine herrliche Sammlung," ſchreibt er am folgenden Morgen, „jetzt ein völlig Ganzes. Ein Menſchenkind mit allen Engeln und Spinnen, die ihm über die Seele kriechen." Manche Aenderungen für das liebe Publikum haben ihn „eiferſüchtig ärgerlich" gemacht, manches vermißte er, manches hätte er lieber nicht drin gehabt. Beſonders beglückt und „hoch geehrt" fühlte er ſich, daß das Epigramm an ihn unmittelbar hinter den beiden an Mörikes Mutter ſtand.

Die Sammlung enthielt damals 146 Stück — jetzt faſt das Doppelte — begann wie jetzt und ſchloß, wie bemerkt, mit „Um Mitternacht."

So wenig Einfluß Mörike den Kritikern auf ſeine dichteriſche Arbeit einräumte, ſo ſorgfältig erwog er unabläſſig neue beſſere Faſſungen. Hartlaub war beinahe der einzige, dem er ſeines feinen Kunſtverſtändniſſes halber eine gewichtige Stimme einräumte — mit Viſcher diſputierte er gern über theoretiſch-kritiſche Dinge —, und ſo hatte Hartlaub ſchon damals zuweilen Not, den Freund von zuviel Aenderungen abzuhalten.

Das Jahr 1838 war dichteriſch nicht minder ertragreich als das vorhergehende, trotz aller ungünſtigen Umſtände. Wie wehmütig-warm wandte ſich „Der Geneſene an die Hoffnung" (Ged. S. 137), die „vielgetreue":

„Ach, nur einmal ohne Schmerzen
Schließe mich in Deinen Arm!"

und wie beſeligt fromm läßt er „droben im Weinberg" (Ged. S. 142 f.) den Schmetterling himmliſche Kräfte aus dem Neuen Teſtamente ziehen, das er zwiſchen den Fingern hält, und ſie in den Garten hinuntertragen in den Lilienkelch, der dann himmliſches Leben atmen und die Beſucherin durch paradieſiſche Nähe entzücken wird.

Vor Dank ſtrömt er über gegen ſeinen Arzt (Ged. S. 104), der ihn der Welt wieder gegeben hat, die ihm ſchon im Rücken lag; in klaſſiſcher Form ſchuf er die ſarkaſtiſche „Auskunft" (Ged. S. 323) und das Catulliſche „Akme und Septimius" (Ged. S. 121) in warmer Verdeutſchung, für die der Dichter allerdings ſelbſt lieber Diſtichen gewünſcht hätte. Aber das „jugendliche Colorit" war auch ſo zur Geltung gekommen wie in dem friſchen „Wanderlied" (Ged. S. 286), dem neckiſchen „Vogellied" (S. 301) und der ergötzlichen „Viſite" (S. 311 ff.), wo er den Beſuchsphiliſtern ein Schnippchen ſchlägt. Herrlich fand Kurz auch die Schillerkantate (S. 161 f.), meinte aber: der Komponiſt ſei ein Ochs: „Da vermißt ein Poet eben doch das alte königliche Vorrecht, die Maſſe auf Leben und Tod kommandieren zu dürfen."

An „Schön-Rohtraut", das er für „eine unſerer beſten deutſchen Romanzen" hielt, ſetzte er wunderlicher Weiſe den Namen Ringang aus, „der einen kurios humoriſtiſchen Eindruck" mache. Mit dieſem Gedichte war es Mörike merkwürdig gegangen. Am 31. März 38, an einem Samstage, morgens, las er beim Frühſtück ſeiner Schweſter die Romanze vor, und als dieſe ihn erſtaunt fragte, woher er das habe, antwortete er, es ſei von ihm, geſtern habe er in einem alten Kalender den Namen geleſen und daraus habe er das Gedicht die letzte Nacht geſchaffen und eben im Bett vollendet. Am 2. April ſchickte er es an Hartlaub genau in der Faſſung, in der es heute noch in den Gedichten ſteht.

Mit der „Claſſiſchen Blumenleſe" ging es ſehr langſam, weil das Ueberſetzungsmaterial ſchwer zuſammenzubringen war, und der Verleger ſich zurückzog, — Schweizerbart übernahm dann den Verlag; die Stücke, an denen Mörike beteiligt war, erhielt Kurz ſchon im April 38, beſonders gefielen dieſem „Die Syrakuſerinnen am Adonisfeſte" (Claſſ. Blumenleſe S. 103—110), die ſind, meinte Kurz, „wie von einem Schwaben geſchrieben." Bei Mörikes tiefem Verſtändnis der Antike und der Meiſterſchaft, mit der er ihre Formen handhabte, konnte es ihm allerdings nicht ergehen wie jenem, über den er ausrief: „Einen Griechen von Minne ſprechen laſſen, Du lieber Himmel! Was würde der ehrliche Rammler dazu geſagt haben!"

Wie das Glockenmotiv in der „Idylle vom Bodenſee" aus der Tübinger Zeit ſtammt, ſo fällt das von den „Glücksſchuhen" des Pechſchwitzers, der im „Hutzelmännlein" eine ſo große Rolle ſpielt, in die Cleverſulzbacher Zeit; Kurz erwähnt es ſchon im Herbſt 38 und kann nicht begreifen, daß Mörike aus dieſem Motiv nichts weiter als ein Märchen machen will. Kurz litt eben, wie er ſelbſt ſagt, an dem „Tick, aus dem Walde des Märchens gleich eine Straße ins Leben hinaus zu brechen." An der Gefahr litt nun allerdings Mörike nicht im mindeſten. —

An Viſcher hatte er ſeine Gedichte mit einem ſchelmiſchen Begleitgedicht (Ged. S. 151) geſandt, deſſen zweite Strophe, kritiſches Wetter und Unwetter ankündigend, lautet:

„Alſo geht, ihr braven Lieder, daß man euch die Köpfe waſcht!
Seht auch, daß ihr hin und wieder einen guten Blick erhaſcht."

Nachdem Mörike einen großen Teil des Oktobers bei Hartlaub zugebracht hatte, führte er die für eine Kur längſt geplante Reiſe nach Stuttgart aus, wo er den November und Dezember zubrachte. Mutter und Schweſter hatte er recht unwohl zurücklaſſen müſſen, das bedrückte ihn beſonders, ſodaß er ihrer in dem

in Stuttgart geschriebenen Tagebuch mit Wehmut und dem lebhaften Wunsch gedenkt: „Ach, wäret ihr nur gesund und ich, wir wollten unser widerspenstig Schicksal uns ja in Bälde unterwerfen!“

Auf den Rat der Freunde arbeitete er, nachdem sich gezeigt hatte, daß er eine Bibliothekarstelle nicht erhalten würde, Tag für Tag durch Besuche, Besprechungen, durch Hardegg, Mährlen u. a., kurz mit allen Kräften darauf hin, eine besser dotierte Pfarrstelle zu erhalten, um endlich aus der tiefsten Misere herauszukommen; voll Hoffnungen schrieb er im Dezember darüber noch an Hartlaub; auch sie sollten sich nicht erfüllen.

Im Tagebuch hat er alles getreulich berichtet über sein Leben daselbst, Theater-, Konzertbesuche, Lesekränzchen mit den Freunden ꝛc., und in dem Kalender ist Tag für Tag jeder Besuch und jedes Ereignis angegeben: aber täglich fühle ich, schreibt er, „die engen Grenzen meiner körperlichen Kräfte.“ J. Kerner mahnt ihn und „seine Söhne Strauß und Mährlen“ zu Frau v. Suckow (Emma Niendorf) zu gehen. Daß Ihr es noch nicht gethan habt, schreibt er, „ist doch entsetzlich kalt und gläsern von Euch“; „seid doch ordentlich und gesittet!“ ruft er zum Schluß. Und so ging denn Mörike, er fand Frau v. Suckow sehr angenehm, „ihr Wesen, schreibt er, ist innig und unaffektiert.“ Entzückt hatte ihn von aller Musik besonders Beethovens C moll-Symphonie: „Ich dachte mir ganz unwillkürlich schöpferische Geisterchöre, welche zusammenkommen, eine Welt zu erschaffen, sie sausen und schweifen, einzeln und in Massen, oft wider einander in seligem Kampfe und gießen Ströme von Licht um sich her, ganze Meere!“ Viel Verdruß hatte er mit Lindpaintner wegen der Komposition der Schiller-Kantate, so und so viel Verse solle er da und dort „hineinpfuschen“, damit jener „seine wässerige Brühe desto bequemer übergießen könne. Daraus wird aber nichts, sie sollen sehen, wen sie dran kriegen. Ich war ein guter Narr, daß ich so weit ging.“ Auch wegen seiner Oper hatte er manche Unannehmlichkeiten, namentlich wollte man ihm „ob seines geistlichen Status“ am Zeuge flicken. Im übrigen lebte er „ziemlich vernünftig in Demut“ und verzehrte auch in der Hauptstadt abends seine Milch- und Mehlspeise — wie schon seit Jahren — auf dem Zimmer. Ein Briefchen von Rückert erfreute ihn recht. Mit Kurz dagegen gestaltete sich das Verhältnis immer mißlicher. In dem Tagebuch klagt Mörike schon bald: „Kurz hat besonders andern gegenüber so etwas Süffisantes, und da ich meinen Verdruß nicht länger verhehlte, so kam's bereits zu kleinen Reibungen.“ Bald darauf kam es, wie er im Kalender anmerkt, zu einer ärgerlichen Scene und am folgenden Tage schlug er ihm durch ein Billet Beschränkung auf „schriftliche Kommunikation“ vor.

Als ſich Mörike ſo „auf die dritte Perſon Pluralis“ angewieſen ſah, ſchrieb er erſt wieder am letzten Tage des Jahres an ihn wegen einer entſprechenden Bemerkung im Vorwort zu den „Regenbrüdern“ über des Freundes Mitarbeit. Kurz antwortet alsbald: „Ferner iſt oft näher, lieber Mörike! Ich habe ſchon oft in meinem Kämmerlein geſeufzt . . . ., daß Unſeresgleichen . . . . nicht in nackter Kommilitonenfreundſchaft zuſammen gut thun will“ ꝛc. Erſt im Juni 1840 gewann er es über ſich, ſein Unrecht zu geſtehen. „Ich wäre,“ ſchreibt er da, „ſchon früher ſo gekommen, aber es iſt das erſte Mal, daß ich mein Wort zurücknehme, und das hat mir täglich zu ſchaffen gemacht“ ꝛc. Mörike ſchrieb ihm zwar „in unveränderlicher Liebe“, aber im folgenden Jahre ſchlief der Briefwechſel, wie es ſcheint, auf drei Jahrzehnte ein.

Wie bemerkt, hatte der gute Schweizerbart den Verlag der Claſſiſchen Blumenleſe übernommen, obwohl „Herr Maler Nolten,“ wie der Dichter meldet, „noch in Menge bei ihm zu haben iſt.“ Auch die Sammlung „Iris“ verlegte er, ſie enthält den „Schatz“ nach dem Text des Jahrbuchs (1836), nur daß auf Hartlaubs Rat die Romanze am Schluſſe geſtrichen wurde, ſodann die „Regenbrüder“, den „letzten König von Orplid“, die neubearbeitete Novelle (Urania 1834) „Lucie Gelmeroth“ und das Märchen „Der Bauer und ſein Sohn“. „Das Beſte an der ganzen Sache aber iſt,“ meinte der Dichter, „daß mir Schweizerbart 2 Karolin (ca. 37 M.) für den Bogen bezahlt.“ Ueber die Maßen erſtaunt war er freilich, daß der Verleger für den „Spiegelbers“ (Gel. S. 122f.) allein 300 Gulden (510 M.) bezahlte. Aber da ſtanden wieder Brüder mit offnen Händen, und der gute Eduard zahlte und bürgte, wie es ſeine gute Mutter alle Zeit gethan. In einer Sprüchwörterſammlung, die ſich der Dichter anlegte, ſtand, beſonders durch ein Kreuz hervorgehoben: „Sind auch wir Brüder, ſo ſind doch unſre Börſen nicht Schweſtern.“ In Wirklichkeit waren ſie aber Schweſtern, ſofern dies überhaupt den nächſten Verwandtſchaftsgrad ausdrückt. Und doch ſtand eben da, auch mit einem Kreuz verſehen: „Das Geld klingt fein, wird aber weit gehört.“

In dem Briefwechſel mit Hartlaub, ſeinem Labſal, kommt er durch deſſen Anregung auch auf Luther zu ſprechen und drückt darüber ſeine Verwunderung aus, daß „ſich bei ihm ſo tagheller Verſtand, ſo eine freundliche Papanatur, ſo lachender Humor mit dieſem durchdringenden Blick in die myſtiſche Welt, ſo rauhborſtige Derbe mit der äußerſten Zartheit verbindet.“ Er hat wohl nicht daran gedacht, daß ſein Nachkomme Eduard Mörike in dieſen Punkten nicht wenig Aehnlichkeit mit ſeinem berühmten Vorfahr beſitzt. In der „rauhborſtigen Derbe“ war er ihm allerdings nicht gewachſen.

In demſelben Brief kommt er auch auf Luthers ſilbernen Becher zu ſprechen — in der Mitte hat er einen Goldreif mit der Umſchrift: Offertorium Capituli hafnensis 1489 —, der ſich in ſeiner Familie vererbt hatte. —

Hartlaub hatte in dem Leſezirkel ſeines Dekanats die Halliſchen Jahrbücher, die damals eine ſehr angeſehene Stellung auch in der litterariſchen Kritik einnahmen. Im Jahre 1839 erſchienen hier zwei Beſprechungen über Mörikes Nolten und die Gedichtſammlung, die der Freund ihm zugänglich machte; es waren die ſehr eingehenden Artikel von Fr. Viſcher und C. Reinhold (Köſtlin). Bezeichnend bleibt, daß Hartlaub, ſo uneingeſchränkt anerkennend dieſer ſich auch äußerte, doch ein unangenehmes Gefühl dabei hatte, da er fürchtete, eine ſolche litterariſche Auffaſſung könne dazu führen, Mörikes Privatleben vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Nicht als ob er dabei für den Freund beſondere Befürchtungen gehabt hätte, dergleichen widerſtrebte jedoch ſeiner keuſchen Natur, die überdies nicht immer von Eiferſucht auf den Freund frei war.

Wie der Dichter vorausgeſehen, hatte Freund Viſcher in ſeiner Kritik es auch an Tadel nicht fehlen laſſen: Die Peregrinalieder ſowie alle die Gedichte, die myſtiſche Elemente enthielten, fanden keine Gnade vor ſeinen Augen. Bei aller Anerkennung, die er für den Maler Nolten hatte, fand er doch, daß das irrationale Element zu ſtark hervortrete, ja daß der Roman in einen pſychologiſchen und einen dämoniſchen Teil auseinanderfalle. Als Viſcher 1844 dieſe Kritiken in den „Kritiſchen Gängen“ wieder herausgab, ſchränkte er in der Vorrede ſein früheres Lob erheblich ein und warf dem Freunde vor, daß er „mit dem einen Fuße im Traume, im Märchen, in der Schrulle ſtehen“ geblieben ſei und als Dichter nicht gehalten habe, was man von ihm habe erwarten können. Erſt nach drei Jahren ſchrieb Mörike an Viſcher und meinte, er wiſſe nicht ſo recht, wie ſie mit einander ſtänden, die Vorrede, die er ſ. Z. geleſen, habe ihn ſtutzig gemacht. „Verſtehe mich recht: der Inhalt nicht ſowohl und nur etwa inſofern, als Du in dem Punkte, wo Du von meinem Stillſtand ꝛc. ſprichſt, zu raſch urteilſt. Anſtatt die Sache einfach zu nehmen wie ſie iſt — daß ich infolge eines tiefeingreifenden Leidens ſeit 1835 mit Arbeiten beinahe ganz aufhören mußte — anſtatt unentſchieden zu laſſen, wohin ich unter günſtigeren Bedingungen auf meinem Wege gelangt ſein würde und noch gelangen könnte, leiteſt Du mein Verſtummen aus einem inneren Mangel, aus grillenhafter Schwäche her. Natürlich, weil Du, wie ſo viele Andere, mein leibliches Uebel zum guten Teil für eingebildet, mich für einen ausgemachten Hypochonder nimmſt.“ Der Ton ſei es eben, der ihn verletze, denn ſo ſchreibe kein Kamerad vom anderen. Viſcher möge ja vielleicht über ihn verſtimmt ſein, daß er

ſo lange geſchwiegen habe, aber das ſei doch gar ſehr in ſeinem Befinden und in ſeiner ganzen Lage begründet. Es iſt für Mörikes edles Herz bezeichnend, daß ſogar dieſer Brief ohne Mißklang ſchloß, und die Freundſchaft beider Männer bis zum Tode gedauert hat.

Mörike verhielt ſich in der Regel ſeinen Kritikern gegenüber gleichgiltig, manche wurden für ihn und die Seinigen ſogar komiſche Figuren, wie Johannes Minckwitz, aber als Heinrich Kurz in ſeinem „Handbuch“ ein ebenſo unverſtändiges wie ungerechtes Urteil über ihn gefällt hatte, empfand er dies hart, weil dies Buch in den Schulen gebraucht und ſo „mit der Muttermilch der deutſchen Litteraturgeſchichte der Jugend das Vorurteil“ gegen ihn eingegeben werde. Kurz ſuchte ſpäter durch einen Dritten, der Mörike über Uhland ſtellte, die Sache gut zu machen; Mörike aber empfand dies als ſchmeichleriſche Ueberſchätzung; noch in der Sterbeſtunde peinigte ihn dies ganze Verhalten.

Als ihm im Frühjahr 1839 ein Verleger den Antrag gemacht hatte, Waiblingers Schriften mit einer ausführlichen Biographie desſelben herauszugeben, lehnte er dies ab, wie es vorher G. Schwab abgelehnt hatte und ſchrieb an Hartlaub: „Kein Freund Waiblingers, der auch nur einige Pietät für ihn hat, wird es leicht über ſich gewinnen, ein wahrhaftes Charakterbild von dem Verſtorbenen zu entwerfen.“

Um ſo reicher teilte er ſeine Gaben unter ſeine Lieben aus.

Hartlaubs älteſte Tochter Agnes war, wie geſagt, des Dichters beſonderer Liebling, wie eine Anzahl Gedichte, in denen ihre Perſon eine Rolle ſpielt, beweiſt (z. B. Gel. S. 78 ff.). Einmal hatte ſie auch Goethes „Erlkönig“ gelernt, um ihn dem Dichter zu deklamieren; das benutzte dieſer zuweilen zu den tollſten Verballhornungen und komiſchen Schnörkeln, die dann gewöhnlich mit ausgelaſſener Freude beider endigten; auch an anderen Schnurren fehlte es nicht. „Ich ſtand,“ erzählt er Hartlaub, „vor dem Raſierſpiegel auf meinem Zimmer und ſchund mir die Haut, wie gewöhnlich. Agnes, die einzige Perſon, die ich bei dieſer Verrichtung wohl um mich leiden kann, ſaß ein paar Schritte hinter mir in einem großen Seſſel und hörte aufmerkſam den Verſen zu, die ich dazwiſchen aus dem Stegreif machte. Ihr künftiger Abgang von hier war der Gegenſtand des kläglichen Gedichts. Sie war zuletzt ganz ſtill, nachdem ſie bei den erſten Strophen, wo Ihr kommt und ausſteigt, viel gelacht hatte. Am Ende aber, als es hieß:

Jetzt, Clärchen, ſcheid' ich aus dem Haus,
Brich mir den letzten Blumenſtrauß,
Gieb mir den letzten Abſchiedskuß,
Weil ich ſo weit von hinnen muß!

bemerkte ich, daß ihr die hellen Thränen über die Backen ſchlichen. Natürlich wurde ſogleich die heiterſte Wendung gemacht und alles wieder ausgelöſcht. Doch ſagte ſie nachher den anderen in der vorderſten Stube, die Abſchiedslieder möge ſie nicht." — Bei weitem die meiſten derartigen Gelegenheitsgedichte, meiſt ſcherz- und ſchalkhafter Natur, beziehen ſich auf ſeine Schweſter Clara, namentlich zur Feier ihres Geburtstages (z. B. Ged. S. 215, Gel. S. 27 ff.). Auch Joli gratulierte dichteriſch 1840 (Gel. S. 29 f.).

„Soll ich lang nach Wünſchen ſuchen?
Kurz und gut ſei meine Wahl;
Alle Jahre ſolch ein Kuchen,
Und zwar wohl noch ſechzigmal."

Da hat ſich Joli als Prophet erwieſen, denn am 10. Dezember 1900 erhielt die Schweſter des Dichters den Kuchen wirklich von der Lorcher Freundin zum ſechzigſten Male.

Unter den ungedruckten Sachen iſt eine ganze Anzahl, die an Clara gerichtet iſt, z. B. eins, das er ihr mit einer „getrockneten Rapunzel" am 20. Auguſt 1836 ſandte:

* * „Die getrocknete Rapunzel war einſt friſch und ohne Runzel.
Drum beſcheiden mein Gemüte, ſo auch welkt einſt deine Blüte;"

oder mit einem Leberblümchen, oder mit Bockshorn und Jungfernangeſicht, oder mit einer Schürze ꝛc.

Nur eins möge hier noch ſtehen, vom 6. Dezember 1836:

* * „Woher? woher? bei Mutter Floren!
Ihr friſchen Gänſeblümelein?
Der alte Sommer hat euch nicht verloren,
Der kalte Winter hat euch nicht geboren,
Ihr müßt ein Gruß vom fernen Frühling ſein."

Die Mutter gab nur ſelten Anlaß zu Gelegenheitsſtücken; bekannt iſt ja, daß der Dichter einſt bei ihrer Rückkehr von einer kleinen Reiſe zum Willkommen einen Roſenſtock in einem alten Blechgeſchirr, das mit Moos bedeckt war, bereit hielt, da die Blumentöpfe alle ſich zu klein erwieſen hatten, und ein ſcherzhaftes Gedicht dazu verfaßt hat (Gel. 111). —

Die vielen ſchlafloſen Nächte veranlaßten ihn, eine geregelte Nachtlektüre anzufangen, und zwar nahm er Ende der 30er Jahre dazu das Alte Teſtament; er berichtet dann an Hartlaub öfter, wie weit er gekommen ſei, immer aber hatte er, wo es nötig war, eine Karte von Paläſtina dabei, denn ohne klare Anſchauung mochte er auch hier nicht ſein. Beſonderes Intereſſe bewies er für naturwiſſenſchaftliche Dinge; es ſind noch Blättchen vorhanden, auf denen er ſich phyſikaliſche Vorgänge ꝛc. aufgeſchrieben hat, auch alle neuen Erfindungen nahmen ſeine lebhafteſte Teilnahme in Anſpruch; als er z. B. von Daguerres Erfindung geleſen hatte, ließ er ſich ſofort (1839) ein ſolches Lichtbild von Stuttgart kommen, das ſein ganzes Entzücken erregte. Um ſeine Einnahmen zu vermehren, hatte er durch Bauer mit Cotta neue Verhandlungen begonnen, und da bei dieſen nichts Rechtes herauskam und Bauer dem Freund ſchrieb: „Wir wollen nicht zu früh hoffen, denn Cotta iſt Baron“, meinte Mörike: „Ich meinesteils weiß nur, daß dieſer Herr in ſeinem Buchhändlerwappen einen Greifen führt, und daß die Greifen in Bewahrung ihres Goldes grauſame Tierer geweſen.“ Der treue Hartlaub trat nun mit einem großen zinsbaren Darlehen ein, damit Mörike ſeinem Bruder helfen und die vielen kleinen „Kerle totſchlagen“ konnte, die ihn beſtändig biſſen und zwackten. „Der alte Miſt iſt weg,“ ſchreibt er da Hartlaub, „Du aber biſt der Herkules, der den Alpheus und Peneus durch meine Ställe führte.“

Mit beſonderer Freude wurde nun Hartlaubs Geburtstag im Dahensfelder Walde gefeiert: ihm zu Ehren wurde eine Wachskerze angezündet; zwei Freunde wie ſie müßten, meinte bei dieſer Gelegenheit der Dichter, jeder an einem ſtillen Ort eine zierliche Lampe aufhängen, die immer am erſten Tage jedes Monats mit Oel verſehen und zum Andenken des Entfernten angeſteckt würde: ſterbe einer, ſo ſolle ſie drei Stunden länger brennen! —

Nach einem Konſiſtorial-Dekret war dem Volke kirchlich verboten, Vogelneſter auszunehmen; nun befand ſich ein Neſt voll ſog. Pfannenſtieler — nach ihren langen ſpitzen Schwänzen ſo genannt — dicht beim Pfarrhauſe. Eines Tages aber war das Neſt mit 6 Jungen herausgeriſſen; Mörike nahm ſich indes der Sache mit ſolchem Eifer an, daß er den Thäter, einen „vierzigjährigen Eſel“, der Neſt und Brut Kindern zum ſpielen gegeben hatte, herausbrachte, alles wieder auffand und in einem Käfig an einem Baume aufhing. Auf jenen erſten Zuſtand münzte er die Zeilen:

„Die Familie Pfannenſtiel hat nunmehr gewonnen Spiel,
Weil in ſelbigem Dekret viel zu ihren Gunſten ſteht.“

und auf den letzteren:

„Die Familie Pfannenstiel schwelgt in lauter Lustgefühl."

Endlich konnte auch die längst geplante gemeinsame Reise der beiden Freunde ausgeführt werden, und zwar ging sie bis Heidelberg: Jeder Tag ein Fest. Freilich als Mörike wieder allein war, kam das Herzweh, das ihm die Feder in die Finger drückte (12. August 1840): „ich weiß neben Bruder und Schwester kein anderes Menschenkind, verlange auch nach keinem, bei dem ich

Hauskapelle in Cleversulzbach.
Nach einer Zeichnung von Eduard Mörike.

mich so, wie bei Dir, daheim befinde, d. h. so innig in mir selber bleiben könnte. Du mutest mir nichts zu, was meinem Wesen nicht entspräche, und wenn Du mich ermahnst und schüttelst, so ist's nicht mehr noch weniger, als ich bei meiner kranken Aengstlichkeit gar wohl brauchen kann." —

In einem früheren Taubenschlage auf dem Speicher des Pfarrhauses hatte sich Clara mit des guten Bruders Hilfe eine Kapelle eingerichtet, ein Tisch stand als Altar darin, und über Blumenstöcken und einem Totenkopfe brannte eine ampelartige Lampe, während die schiefen Seitenwände mit alten Bildern geschmückt waren. Als die „Bauinspektion" kam, mußte freilich die ganze Herrlichkeit weggeräumt werden. Die Mutter fand diese Art von Schwärmerei, die ja auch harmlos war, zwar ganz schön, aber etwas katholisch. Diese

Kapelle diente Bruder und Schweſter oft als ſtiller Zufluchtsort, auch für die Lektüre beſonders lieber Bücher, z. B. der Grimm'ſchen Märchen. Eine Zeit lang wohnte der Dichter ſogar in dieſem Raum und freute ſich, daß die Sonne beinahe den ganzen Tag hineinſchien und ſo zärtlich auf dem braunen Geräte lag.

Wie J. Kerner manchmal mit einer ſeiner Töchter, oder einem beſonders intereſſanten und vornehmen Beſuch nach Sulzbach kam, ſo beſuchte ihn auch Mörike nicht ſelten, zuweilen von einem Freunde wie Strauß abgeholt, und übernachtete nach einem fröhlichen Abend in dem bekannten Gartenhauſe. —

Eduards Bruder Ludwig, in der Familie gewöhnlich Louis genannt, hatte ſich im Auguſt 1840 verheiratet und beabſichtigte dann vom großen Rate im Kanton Thurgau ein Pachtgut zu übernehmen. Der Dichter begleitete den jungen Ehemann; die Reiſe wurde am 4. September angetreten und ging über Heilbronn, Blaubeuren, Ulm, Lindau bis Bregenz. Unterwegs begegneten ſie wieder dem rotharigen Kutſcher, „Feldmaus" genannt, der Mörike und Hartlaub nach Heidelberg gebracht hatte, dabei aber lieber 1½ Stdn. umfuhr, als daß er eingeſtand, er könne die Wegweiſer nicht leſen. Dieſe „Feldmaus" wurde von den Freunden zeitweiſe unter die komiſchen Figuren aufgenommen. Von der ganzen Reiſe giebt Mörike dem Freunde eine ausführliche, höchſt anſchauliche Schilderung; ganz hingeriſſen war er von St. Margarethen, unweit Bregenz. „das," ſo ſchreibt er, „einen völlig fabelhaften Eindruck der lieblichſten Art auf mich machte." Als ſie am Bodenſee die Stelle gefunden hatten, wo der Rhein in den See tritt, ſchöpften wir, erzählt er, „eine gute Portion halbfeuchten Rheinſands in meinen Mantelzipfel, um ſämtliche Schreibzeuge in Wermbrechtshauſen und Cleverſulzbach damit zu verſehen." Im nächſten Wirtshauſe wurde er in eine Schachtel gefüllt und drei Monatsröschen oben drauf gelegt, damit ſie friſch blieben. (vergl. Gel. S. 82.) Nach einem Abſtecher nach St. Gallen gelangten die Brüder über Rorſchach und Uttweil nach Konſtanz. Unterwegs hatten die beiden auch einmal in einem Kloſter zu Mittag geſpeiſt; das iſt vielleicht das einzige Ereignis, aus dem er den „Beſuch in der Kartauſe" ausgeſponnen hat. Außerordentlichen Eindruck machte ihm der Rheinfall, den er ja auch dichteriſch ſo meiſterhaft wiedergegeben hat. Anfangs Oktober kam er wieder in Cleverſulzbach an, wo er ſogleich eine ſehr angenehme Ueberraſchung erfuhr, indem ihm die Prinzeſſin Marie „abermals einen Beitrag von 100 Gulden zum Behuf ſeiner Erholung geſchickt" hatte. Clara fand er allerdings nicht vor, da ſie wegen ihres Wechſelfiebers bei Hartlaubs ſich aufhielt, die „Menagerie dagegen war noch vollſtändig da und in Ordnung": Staar, Diſtelfink, Igel, Hund und Katze. Dieſe lebendige Sammlung hatte Mörike in 4 Klaſſen geordnet: 1. ſtinkende

und zugleich ſingende, 2. rein ſingende, 3. rein ſtinkende, 4. die, welche weder ſingen noch ſtinken. —

Als Mörike bald nach ſeiner Rückkehr in Weinsberg K. Mayer wiederſah, während Kerner und Kurz mit einander plauderten, „kam, ſchreibt er, auf einmal jene Rührung über mich, mit der man etwa ein Mädchen betrachtet, das eine heimliche Liebe hat, die man ihm verkümmert. Ich meine ſein unglaublich zärtliches Verhältnis zur Natur.“ Zuletzt begleitete er Kerner, Kurz und Mayer nach dem Walde: „Da waren, meint er, vier ſchwäbiſche Poeten bei einander, die weder auf Schimpf noch auf Lob zuſammenkamen.“ Auch nach der Trinkkur in Wermutshauſen wollte es mit Clara nicht beſſer werden, ſo kamen die Wermutshäuſer Pfarrleute im Spätherbſt noch einmal zu den Freunden; ſo groß die Freude bei ihrer Ankunft und Anweſenheit war, ſo troſtlos leer fühlte ſich Mörike wieder nach der Abreiſe, wie er in der Morgenfrühe bei dem beleuchteten Tiſche ſtand, an dem die lieben Gäſte eben das Abſchiedsfrühſtück genoſſen hatten; „da ſtanden noch die Stühle,“ klagt er ihnen, „wo Ihr ſaßet. Ehe ſie die Magd gleichgiltig wegſtellte, wollte ich es lieber ſelbſt thun.“ Am Abend aber, als alles zu Bett war, und der Herr Pfarrer im Schlafrock mit der Katze im Arm im Zimmer auf- und abging, erſchien der Vikar und erzählte, daß ihm eben, während er noch wach im Bette geſeſſen habe, an der Wand eine gelb-weiße Flamme, handgroß, erſchienen, nach kurzem Verſchwinden ſei ſie 3—4 mal wieder gekehrt, er habe nach ihr gegriffen, wie ſie in ſteter Bewegung war, aber nichts gefühlt. Der Pfarrer konnte ihm beſtätigen, daß er wie ſeine Schweſter in demſelben Zimmer dasſelbe beobachtet habe, ging mit dem Vikar ohne Licht hin, ſah aber nichts. Als ſich bald darauf „der alte Maulwurf“ wieder regte und ſich ein Glöckchen vernehmen ließ, wollte Mörike der Sache auf den Grund gehen; „da ich eine natürliche Urſache vermutete,“ teilte er Hartlaub mit, „die ich entdecken wollte, ſo fingen wir an den Boden aufzubrechen, allein der Boden war doppelt und ſo mußten wir froh ſein, alles wieder notdürftig in Ordnung zu bringen.“

Louis hatte unterdeſſen die Pachtung im Kanton Thurgau erhalten und dem Bruder aus einer nahen Kirche ein altes Holzkruzifix, das aus einem Stück gearbeitet war, zum Geſchenk gemacht. Dies wurde nun zur neuen Ausrüſtung der Kapelle benutzt und die Mutter gab Clara das Privileg, jeden Sonntag ſich oben heizen zu laſſen. —

Im Jahre 1841 verſuchte Mörike noch einmal mit allen Kräften ſein Pfarramt allein zu verwalten; er begann wieder zu predigen und hatte Wochen lang im Anfange des Jahres mit der Regiſtratur zu thun, der er eine ſo

muſterhafte Form gab — er ſelbſt nannte es den „Zwölffächerkaſten in Klepperfeld“ —, daß ihn einige „Prälaten“ um das Muſter angingen; „hab's ihnen aber,“ ſagte er, „aus Handwerksneid nicht verabfolgt.“

In ſeinem Tagebuchkalender ſind aus der erſten Hälfte des Jahres über 20 amtliche Berichte, Liſten ꝛc., die er abgeſandt hat, aufgeführt, auch manches aus der Seelſorge iſt kurz bemerkt: ein Bauer kommt und klagt, daß ihn ſeine Frau „mißhandelt“ habe, ein anderer beſchwert ſich, daß er von ſeiner Frau geſchimpft und in der Erbauung geſtört werde ꝛc. Dazwiſchen trieb der Herr Pfarrer eingehende Bibellektüre mit Kommentaren und am Karfreitag Morgen (9. April) predigte er wieder, und zwar über „die verkehrte Hoffnung des Unglaubens auf die Erlöſung durch Chriſtum“; diesmal fühlte er ſich ſtärker als früher durch die Predigt angeſtrengt, weil ſie viel länger war; alle Zuhörer, auch Clara, hatten jedoch von verminderter Kraft an ihm nichts bemerkt. Gepredigt hat er auch in der nächſten Zeit nicht oft wegen der ſtarken Kongeſtionen, denen er dabei ausgeſetzt war; mit regem Eifer nahm er ſich aber der Kinderlehre und des Konfirmanden-Unterrichts an.

Alle Bücher hatte er in Ordnung bringen und hellblau brochieren laſſen, nur eins mußte grün bleiben als ſchönſte Nachtlektüre, ein Bändchen ſchlechter Gedichte von dem Ober-Amtsrichter X, an den er auch die Mahnung gerichtet hatte: „Laß doch Dein Dichten! haſt ja Geld, Tropf! brauchs die Poeſie lebendig zu betreiben!“ ꝛc. (Ged. S. 297). Dieſer gute Schlafſpender hieß „das grüne Tier.“

Mit vollen Zügen koſtete er dann den Frühling und grub im Garten, daß er Blaſen an die Finger bekam.

Aber das ſollte ein ſchlimmes Frühjahr werden. Am 20. April war die teure Mutter ſchwer erkrankt, ſodaß ihre Schweſter eiligſt von Nürtingen geholt wurde, am 22. erhielt Mörike von Hartlaub die Nachricht, daß ſein Töchterchen Ada plötzlich geſtorben ſei, am 23. ſchrieb er den trauernden Eltern in ſeinem doppelten Jammer: „In meiner Seele iſt etwas, das mich das Aeußerſte nicht glauben läßt.“ Montag, den 26., kurz nach Mitternacht war das „ganz Unglaubliche“ geſchehen: die Mutter war der Krankheit erlegen. „Wie iſt es möglich,“ ſchreibt er dem Freunde am Sterbetage, „daß wir hier fortleben? Was wir anſehen, wo wir ſtehen und gehen, da zeugt's von ihrer lieben Gegenwart, die nimmer iſt! beim kleinſten Gerät, das ſie täglich berührte, Stich auf Stich ins Herz! Welch ein Frühling von Blüten im Garten! vor dem wir das Geſicht abwenden müſſen. Wenn wir zuſammenkommen bei Dir, da ſoll die Ada und die Mutter neu aufleben trotz tauſend Toten. Nicht wahr? Was kann vierfache Liebe nicht für Wunder thun. Wir lieben und wiſſen, daß uns

die Seligen lieben! Ach wenn ich ihrer wert wäre! Wie viele Thränen hat mich das heute ſchon gekoſtet und wird es noch. Ich habe alles in Clärchens Herz ausgeſchüttet.“ Beſonders rührend hatte der Sohn die zarte Schonung der Mutter noch auf dem Sterbelager zu empfinden gehabt. „All ihr Denken, Sorgen, Fragen und Anordnen,“ ſchreibt er damals an Verwandte, „war, wie ihr ganzes Leben hindurch, bis in die letzten Augenblicke der — nur ſelten abweſenden — Beſinnung lauter Liebe, die für andre ſinnt. Wie ſchonungsvoll und fein bereitete ſie uns durch einzelne, zuletzt nur mühſam hervorgebrachte Worte, ſo lange wir noch mit einiger Hoffnung an ihrem Bette ſtanden, nach und nach auf das Unvermeidliche vor, das ſie ſehr bald vorauszuſehen ſchien. Keine Spur von Aengſtlichkeit und Widerſtreben. Die bewunderungswürdige Ruhe einer über ſich ſelbſt klaren Seele und eines guten Gewiſſens.“

Mittwoch, den 28. April Nachmittags 2 Uhr, wurde ſie neben Schillers Mutter zur ewigen Ruhe beſtattet.

Der treue Kurz hatte dem Freunde zum Troſt und der teuren Mutter — ſchon in der Nacht vorher war ſie verſchieden — „als eine ſüße Speiſe über's Krankenbett“ mitgeteilt, daß Tieck, der ſeit dem Erſcheinen des Nolten wieder an die Triebkraft der deutſchen Poeſie glaubte, von Mörike mit wachſender Anerkennung ſpreche, er könne bei ſeinem außerordentlichen Einfluß am Berliner Hofe der Lage des Freundes eine Wendung geben, „auf welche wir alle ſchon ſo lange vergebens denken.“ Mörike ſelbſt hatte Tieck ein Exemplar des Nolten geſchickt und dazu von Ochſenwang aus (20. Februar 1833) geſchrieben und darauf einen indirekten Dank erhalten. Als Tieck im Frühjahr 1841 nach Weinsberg kam, war es Mörike nach ſeiner ganzen Geiſtes- und Körper-Verfaſſung unmöglich, Kerners Einladung zu folgen; ſo ſah er Tieck nicht zu ſeinem eignen großen Leidweſen, und es blieb bei deſſen platoniſchen Freundſchaftsbezeugungen. Mörikes direkter Verſuch in Berlin, indem er im April 1844 an König Friedrich Wilhelm IV. ſeine Gedichte ſchickte, hatte keinen anderen Erfolg als den üblichen Dank.

In ſeiner Produktionskraft ſah ſich Mörike auf das äußerſte geſchwächt, es ſind nur wenig Stücke, die in dieſe Zeit fallen: „Zwieſpalt“ (Ged. S. 145), „An Ad. v. Keller“ (Ged. S. 246f.), „An Arrius“ (S. 297), einige Gelegenheitsgedichte, das wehmütige Briefgedicht an K. Mayer (S. 149) und die köſtliche Epiſtel an den Vetter (Ged. S. 290), den Sonnenuhrmacher, von dem der Dichter kürzlich geträumt, er habe ſein Vollmondsgeſicht mit ſchwarzer Farbe zu einem Zifferblatt zurechtgemalt, auf dem der Schatten der

Naſe die Stunde weiſen ſollte; der Traum bedeute ſicher: „Laß er Sein verdammtes Sonnenuhrenmachen bleiben!“

„Aus Gelegenheit der Kirchturm-Renovation im Juni 1840“ entſtand die älteſte Faſſung des Turmhahns; am Kopfe ſteht ein vom Dichter meiſterlich gezeichneter Hahn; der Anfang, der im Fakſimile hier beigefügt iſt, lautet in dem Exemplar, das ich hier habe:

„Zu Klepperfeld im Unterland
Wohl an die hundert Jahr ich ſtand.“

Die folgenden 18 Zeilen ſtimmen bis auf einen Ausdruck mit dem Wortlaut in der Sammlung (S. 194 ff.) überein, dann folgt der Schluß:

„Ich, auf des Pfarrers Taubenſchlag
Beſchließ' in Frieden meinen Tag.“

Der Dichter bemerkt zuletzt: „An dieſem unwürdigen Platz verblieb er nur zwei Tage; jetzt ſteht er ganz ſtattlich auf dem Giebel der Pfarrſcheuer und thut ſeine Pflicht comme il faut trotz dem neuen.“

Anfang Mai ſandte Mörike dem Freunde den „Rheinfall“ (Ged. S. 143 f.) und ſchrieb dazu: „Die gute Darſtellung des Waſſers hat wirklich die Wirkung auf mich, daß ich etwas von dem donnernden Gebraus in das Gehör bekomme.“ Des Dichters lebhafter Wunſch, alsbald zu Hartlaubs zu reiſen, ließ ſich wegen der immer wieder verſchobenen gerichtlichen Aufnahme der mütterlichen Verlaſſenſchaft nicht ſo ſchnell ausführen, ſo blieb er vorerſt auf ſchreiben angewieſen. „Heute ſtand ich einmal,“ heißt es da, „in Gedanken vor meinem Bücherſchrank, ſah meiner Mutter Bibel und ſchlug ſie um irgend ein Wahrzeichen auf, da ſtand oben in der Ecke rechts die Stelle Pſalm 40,3“. Als Beilage ſandte er folgendes „Kurioſum“.

„Am 22. Mai abends ſaß ich im Dahenfelder Wald, nicht weit vom Eingange unter einer hohen Eiche, und las eine zeitlang in der Bibel (es war meiner lieben Mutter ihre). Ganz nah' bei mir ſchlug eine Nachtigall. Ich machte das Buch endlich zu, hing meinen eignen Betrachtungen nach und hörte inzwiſchen auf den Geſang der Vögel. Die Nachtigall wiederholte einige Male jene ſchöne Stufenreihe gezogener Töne, welche allmählich mit Gewalt anwachſend aus der Tiefe in die Höhe gehen und mit einer Art von Schnörkel oder Sprützer ſchließen. Dabei fiel mir von ungefähr ein komiſches Gleichnis ein, und während des Heimgangs war ich, ganz im Gegenſatz zu dem, was mich jetzt einzig beſchäftigen ſollte, durch den Geiſt des Widerſpruchs genötigt, den

Aus Gelegenheit der Kirchthurm-Renovation im Juli 1840.

Zu Klepperfeld im Unterland
Wohl an die hundert Jahr ich stand,
Auf dem Kirchenthurm ein guter Hahn,
Als ein Zierrath und Wetterfahn
In Sturm und Wind und Regennacht
Hab ich allzeit das Dorf bewacht;
Manch falber Blitz hat mich gestreift,
Der Kost mein rothen Kamm bereift;
Auch manchen lieben Sommertag,
Da man zum Schatten haben mag,
Hat mir die Sonne unverwandt
Auf meinen goldigen Leib gebrannt;

Aelteste Fassung des „Turmhahns“.

Gedanken in ein paar Strophen auszubilden, indem mir unaufhörlich das alcäiſche Versmaß in den Ohren ſummte. Die erſte Strophe hat ſich ſozuſagen von ſelbſt ohne mein Zuthun zuſammengefügt. Das Komiſche liegt teils in der poetiſchen Anwendung einer an ſich treffenden, jedoch proſaiſchen Vergleichung, teils im Kontraſt der feierlichen Versart." So wurde die Ode „An Philomele" geboren (Ged. S. 295). Demſelben Brief war das Märchen „Arete," ſpäter „Die Hand der Jezerte" genannt, im erſten Entwurf beigelegt.

Am 27. September 1841 wurde König Wilhelm I. von Württemberg 60 Jahre alt; zu dieſem Tag, der beſonders feſtlich begangen werden ſollte, wurde Mörike um Lieferung eines „Feſtſpiels" angegangen; nach längerem Sträuben nahm er anfangs Juli den Auftrag an und machte ſich ſofort an die Arbeit, die in den erſten Tagen des Septembers vollendet war und nach Stuttgart abgeſandt werden konnte. Als das drama festivum, „das Feſt im Gebirge", nicht zur Aufführung gelangte, ſollte es auf Hartlaubs Wunſch ans Morgenblatt geſchickt werden. Mörike wußte aber, daß der damalige Redakteur, G. Pfizer, „widerkönigiſch" war und es nicht aufnehmen würde; und da nach ſeiner Anſicht der „poetiſche Wert nicht groß genug" war, blieb es ungedruckt. Von der ganzen Affäre hatte ſo nur Hartlaubs Agnes einen reellen Vorteil: ſie erhielt das große Siegel des Oberhofmeiſter-Amts als „des ſicheren Manns ſein ordinäres Petſchaft".

Wenn Hartlaub einmal nicht rechtzeitig einen Freundesbrief erhielt, merkte er immer wieder, daß er nicht von der „Begierde nach ununterbrochenen Zeichen der Gemeinſchaft" mit dem Freunde loskomme, der ihm doch „auf der Welt das Heiligſte, Andacht, Liebe, Alles" war. Und der Freund wurde nicht müde, ihm aus dem Reichtum ſeiner Liebe und ſeines inneren Lebens jene ununterbrochenen Zeichen zu ſenden in Ernſt und Scherz, in Wehmut, Trauer und Freude. Im Auguſt 1841 überſandte er ihm zwei charakteriſtiſche Federzeichnungen; ein Modeherr reicht einer Dame auf einem Teller eine Orange mit den Worten:

* * „Mein Fräulein! friſch vom Keller hier
Die ſaftigſte Orange!
Nachher, dächt ich, verſuchen wir
Den Walzer aus Dame blanche!"

Zweite Zeichnung: In einem Dorfwirtshaus ſitzt ein Bauernburſche und giebt dem vor ihm ſtehenden Bauernmädchen die Hand mit den Worten:

* * „Mädle gang in Keller na, holl a Pomeranza,
Wann da wieder uffer kommſt, will i mit der tanza."

In demſelben Briefe überſandte er dem Freunde die ſchalkhafte „Waldplage“ (Ged. S. 236) und ſchrieb dazu: „Die Klopſtockiſchen Schnaken ſind kürzlich auch in einer guten Stunde gemacht worden, der alte ſechsfüßige Jambe in ſeiner Ernſthaftigkeit ſteht ihnen ganz beſonders.“

Außerdem lag noch ein Gedicht bei „Auf zwei Sängerinnen“ (Gel. S. 128 ff.), das wie das Gedicht an Marie Mörike, geb. Seyffer, (Ged. S. 218 f.) der ſangeskundigen Gattin des bratenſpendenden Vetters in Neuenſtadt gewidmet war; auch dem Bäschen Pauline Mörike ſandte der Dichter eine poetiſche Gabe, die freilich ziemlich viele Wandlungen erfahren hat (Ged. S. 218).

Einen wehmütigen Nachklang zum Tode der Mutter bringt das „Blättchen-Lied“ an Clara (Ged. S. 213 f.). Auf das Papier mit dem Gedichte iſt ein Birkenblättchen mit einer Stecknadel befeſtigt — das Original iſt in dem mir übergebenen Teil des Nachlaſſes —, datiert iſt das Gedicht vom 26. Oktober.

Im Spätherbſte beſuchte der Dichter mit ſeiner Schweſter den Kirchhof in Neuenſtadt, wo ſie ſich — wie einſt die gute Mutter — über die Mörike'ſchen Mohren im Wappen luſtig machten, denn die ſähen aus, „als hätte ſie ein ehrlicher Bäckermeiſter gebacken“; auf einem Grabe aber fanden ſie eine Blume, der Waſſerlilie ähnlich, von feinem Dufte, die Clara ſofort als „Chriſtblume“, der Dichter als eine Art Nießwurz erkannte. Das war der äußere Anlaß zu den beiden innigen und zarten Gedichten „Auf eine Chriſtblume“ (Ged. S. 164 f.); dieſen Stücken dürfen zur Seite geſtellt werden die beiden Strophen auf „Corona Christi“ (Gel. S 112 f.) und das anmutige Zwiegeſpräch: „Vierfach Kleeblatt! ſeltener Fund!“ (Gel. S. 113), das er „Auf dem Spaziergang“ überſchrieb und Ende 1842 an Hartlaub ſandte. —

Wie er Ende des Jahres ſich viel mit Waiblingers Schriften beſchäftigte und eine Ausgabe ſeiner Gedichte vorbereitete, ſo erwog er bereits die zweite Auflage ſeiner eigenen und die Aenderungen im Einzelnen, die ihm nötig erſchienen. Im Dezember ſchrieb er Hartlaub darüber: Die gute Aufnahme, die Gedichte wie der Feuerreiter und die Elemente bei den Freunden gefunden hätten, habe ihn gegen die Fehler gleichgiltig, wenn nicht blind gemacht. Bei älteren Gedichten — und das waren beide — geſchehe es wohl, daß „eine Art von Pietät jede Kritik verdrängt.“ Wenn der Dichter ſich hierin auch im ganzen zu ſcharf beurteilt, ſo hat er doch bei dieſen beiden Gedichten mit feinem Gefühl das Richtige getroffen. „Der Rieſe in den Elementen“ (Ged. S. 177 ff.), ſagt er, „ſteht offenbar der Natur zu äußerlich gegenüber oder vielmehr ſeine Thätigkeit iſt lediglich an eine äußerliche Maßgabe, an die Weiſung eines eigenen Schickſals, einer ängſtlichen Vorſehung gebunden. Dies hat mich von jeher geniert.“

Hier liegt eine ähnliche Betrachtung vor, wie sie hernach bei der Umarbeitung des Nolten an mehreren Punkten bestimmend gewesen ist, wo es galt das scheinbare Vorwalten des „Schicksals“ abzuschwächen. In den Elementen hat der Dichter zwei einfache Aenderungen vorgenommen und dadurch dem empfundenen Uebelstand abgeholfen. In der 1. Ausgabe lauten nämlich die vier Schlußverse der 4. Strophe:

„Nach einem unverrückten Willen,
Der blüht in der Gestirne Flur,
Muß er die ew'gen Kräfte stillen
Mit Lust und Schrecken der Natur.

An deren Stelle setzte er jetzt:

„Brünstig verfolgt er, rastlos wütend,
Der Gottheit grauenvolle Spur,
Des Busens Angst nicht überbietend
Mit allen Schrecken der Natur.“

Und in der 8. Strophe ersetzte er den 5. und 6. Vers

„Dem Wort der Sterne kannst Du trauen,
Laß Dein Gemüt in ihnen ruhen!

durch:

„Dem Wort von Anfang mußt Du trauen,
In ihm laß Deinen Willen ruhn!

„Es tritt nun,“ meint der Dichter mit Recht, „die freiere Ansicht, die mir schon bei der ersten Konzeption vorschwebte, klar und bestimmt heraus, sodaß mir das Gedicht erst jetzt wirklich Freude macht.“

Der Feuerreiter (Ged. S. 67 ff.) ist eins von den Gedichten Mörikes, das — ähnlich wie „Die Herbstfeier“ — sehr viel Wandlungen erfahren hat. Hier kann nur auf zwei Punkte eingegangen werden: Um die lange Anmerkung und das Prädikat „wahnsinnig“ der 1. Auflage zu vermeiden, schob er die Strophe ein, die jetzt die dritte ist und vertauschte, wie er sich ausdrückt, das „grillende“ Feuerglöcklein mit einem ordinären.

Stark umgearbeitet wurde auch die Romanze „Die schlimme Greth und der Königssohn“ (Ged. S. 20 ff.): die Motive aus der Vergangenheit, die geschichtlichen so zu sagen, wurden beseitigt, der Eingang dramatisch, die Wendungen

markiger, die Vorgänge plastischer, der Schluß tragischer gestaltet. Dieser hieß zuerst:

„Sie singt ein lustig Totenlied und trägt ihn über das Meer,

nun heißt er:

„Sie heult ein grausiges Totenlied und wirft ihn in das Meer."

Weihnachten 1841 war von der Trauer um die Mutter umhüllt, die Geschwister und Freunde beschenkten sich indes in gewohnter Weise: Clara erhielt als passionierte Spinnerin ein Spinnrad, einen alten Haspel machte der Bruder für sie zurecht und ergötzte sie durch allerhand Zeichnungen, worunter auch die „Holzblockphysiognomie" des Vikars sich befand, sowie die für Konstanze Hartlaub bestimmte „Ländliche Kurzweil". (Ged. S. 208 ff.) Das Gedicht trug damals die Aufschrift „Klepperfelder Idylle. Lettres à la graine de pavot" und war mit besonderer kalligraphischer Sorgfalt auf feines Papier geschrieben. Die Schlußpointe, die Clara über ihren Bruder aussprach — zum Kapitalisten sei er eben nicht geboren — war über allen Zweifel erhaben. Und daß er einen Vikar auf seine Kosten halten mußte, der außer freier Station ca. 80 Fl. jährlich erhielt, verbesserte seine finanzielle Lage ebenso wenig wie es die häusliche Annehmlichkeit erhöhte, denn es befanden sich nicht selten Leute darunter, die ihn durch theologischen Dünkel und geistliche Sehrheit wie durch Plumpheiten und Taktlosigkeiten erregten. (Gel. S. 180—183.) Welch feine Witterung er für die Menschen hatte, mag folgender Vorgang zeigen. Als ihm eines Tages ein neuer Vikar auf seinem Studierzimmer seinen ersten Besuch gemacht hatte, und seine Schwester hernach zu ihm herein kam, sagte er zu ihr: „Clärle, der heißt Fritz und ist eines Friseurs Sohn." Obgleich Mörike dafür nicht den mindesten Anhalt gehabt hatte, erwies sich diese — allerdings ganz und gar nicht mystische — Ahnung in der Folge als durchaus zutreffend. —

Von dem außerordentlich regen schriftlichen Verkehr, in dem Mörike stand, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man seine Aufzeichnungen in den Kalendern beachtet; am geeignetsten dazu ist der vom Jahre 1842, wo er wegen Bezahlung der Boten bestimmte Angaben gemacht hat, hiernach kamen durchschnittlich im Monat 18—20 Briefe bezw. Packete auf die Absendung und 12—14 auf den Empfang.

Der persönliche Verkehr mit den Freunden war ebenfalls sehr rege: Außer Hartlaubs, Kauffmann, Strauß, Vischer und Kerner kamen nicht selten vornehme Gäste des letzteren ins Pfarrhaus nach Cleversulzbach. Namentlich wurde

für den Dichter der längere Aufenthalt einer Baronin H., die im Scheideprozeß ſtand, eine Quelle vieler Uebel. Mörike wie ſeine Schweſter ſuchten vergebens eine Verſöhnung der beiden Gatten herbeizuführen: Undank und Verleumdungen waren das Ergebnis.

Wenn der Dichter ſo ſehnſüchtig auf den Wagen oder Schlitten von Wermutshauſen wartete, dann meinte er: Man ſollte magnetiſche Landkarten haben, wo man geliebte Gäſte, Männlein, Weiblein und verſchiedene Mädels herziehen ſähe Da könnte man ſie in der Stube von Station zu Station verfolgen und ankündigen und „endlich ſieht man die Geſellſchaft in duplo ankommen."

Damals kam er auf aſtronomiſche Studien, beſchaffte ſich einen Erd- und Himmelsglobus, eine Sternkarte, naturwiſſenſchaftliche Inſtrumente wie eine Elektriſiermaſchine, eine camera obscura ꝛc.

Sobald ſich ſeine „Unpäßlichkeit" Anfang Juli ſehr ſteigerte, begab er ſich in eine Heilanſtalt nach Cannſtatt und dann zu einer „ſympathetiſchen Kur" nach Nürtingen, die ihm, wie es ſcheint, von Verwandten „verraten" worden war.

Als er Anfang Auguſt wieder zu Hauſe war, fand er die von Hartlaub geſandte „Günderode" Bettinas vor und meinte, wenn auch Falſa in dem Buch ſeien, ſo werde man doch immer wieder hingeriſſen und müſſe geſtehen, „daß die Bettina eine Art Meerwunder bleibt."

Schon ſeit Anfang des Jahres hatte er ſich mit Glasmalerei bezw. mit einer Methode beſchäftigt, wie Zeichnungen von Künſtlern auf Glas vervielfältigt werden könnten. Ende des Jahres war er zu folgendem Plane gelangt. Er ſelbſt wollte phantaſtiſche Scenen darſtellen, nach dieſen ſollten von tüchtigen Künſtlern Zeichnungen entworfen, auf Stein gedruckt, von dieſem auf Glas abgezogen und dann koloriert werden. Das Neue daran war die fabrikmäßige Vervielfältigung auf dem Glaſe, und darauf würde auch das Einträgliche der Sache beruht haben. Zur Ausführung iſt nichts gekommen. —

Ein unvergängliches Denkmal hat Mörike in dieſem Jahre ſeinem Freunde Hartlaub geſetzt (Ged. S. 206 f), dem Mann, „deſſen vier Wände in einer Woche mehr Haydn, Mozart und Beethoven zu hören bekamen als die Konzertſäle mancher Reſidenz in einem Winter". So beſingt er den Freund, wie er am Klavier im Dämmerſchein, im Traumgewühl der Melodien verſunken, den Hörer hinführt an ſchwarzen Gründen her zu lichten Höhen und wiederum durch ein goldig Nebelmeer zur Finſternis der alten Nacht, und wie der Dichter — im höchſten Entzücken ſchwebend — zuletzt dem Freunde doch ſchwieg:

„Ach warum iſt doch eben
Dem höchſten Glück kein Laut des Danks gegeben?"

Ja, es bestand zwischen diesen Freunden „ein ewiger Kreislauf der Liebe". Und dieser Wahrheit gab der Dichter nur eine neue Fassung, als er dem Geliebten schrieb: „Nur insofern die Liebe eng verbundener Freunde, wie wir sind, selber ein Wunder ist, und zwar das schönste, das es geben kann, worüber sich das Herz auch ohne äußere Veranlassung oft plötzlich in seliges Staunen verliert: nur in dem Sinne sollte mich, was durch Dich geschah, als etwas Außerordentliches rühren können." — An manchen Gelegenheitsgedichten fehlt es auch in dieser Zeit nicht, das bekannteste ist dem lieben „Balser", wie er im Pfarrhause hieß, gewidmet (Gel. 85 ff.), ferner an Konstanze (Gel. S. 71 f.); auch die schalkhafte Ode „An einen Liebenden" (Ged. S. 295 f.) fällt in das Jahr 1842. Vielleicht gehören dieser Zeit auch die Gedichte für den Weinsberger Frauenverein (Gel. S. 133) an und das von dem angenehm-nützlichen Kobold, der die Tintenflecke aus den Büchern macht (Gel. S. 131 f.). Im Jahre 1843 sind entstanden die zwei Distichen „Einer geistreichen Frau" (Ged. S. 101) und das neckische Geburtstagsgedicht für die Schwester im Harlekinsstil. (Gel. S. 36 ff.) Auch dramatische Pläne hatte er wieder, aber zur Ausführung kam nichts. Im Oktober 42 hatten die lieben Heilbronner Freunde Kaufmann und Märklin ihn besucht und nach Neuenstadt entführt, wohin dann auch Strauß, der zu spät gekommen war, „nachgerannt" kam. Da war einmal wieder ein übermütiger Abend im „Stern", wo Kauffmann musizierte, Strauß lustige Geschichten erzählte und der Dichter seinen Sehrmann vorlas und zum Ergötzen der Freunde Komödie spielte.

Nach einer „epistolarischen Fastenperiode" konnte er Hartlaub (6. Februar 1843) von einem Besuch bei Hölderlins Schwester, Frau Professor Bäumlein, in Nürtingen berichten, in der er eine sehr redselige, aber gutherzige Frau kennen lernte; sie sandte dem Dichter sogleich einen Korb voll Manuskripte ihres Bruders, die er bei seiner Tante, der Frau Stadtschreiber Planck durchsah. Besonders ausführlich berichtete er aber nach Wermutshausen über einen Besuch von Freunden und eine Fahrt mit ihnen. Samstag, den 23. Februar, nachmittags halb 2 Uhr, wurde er nämlich aus der Konfirmationsstunde geholt, weil Strauß und Kauffmann angekommen waren, um ihn nach Neuenstadt, Heilbronn und dem benachbarten Sontheim, wo Strauß mit seiner jungen Frau lebte, abzuholen. Da er abends mit Strauß in dasselbe Schlafzimmer kam, machte dieser mehrere Versuche, in Mörike den poetischen von dem theologischen Menschen loszumachen und sagte zu ihm: „Der moderne Roman, die Darstellung des Dir zunächst bekannten Menschlichen, gerade in dieser Form, ist Deine Stärke." Auf Strauß' Mahnungen, die Poesie besser zu pflegen, habe Mörike, wie er

ſchreibt, dargelegt, „daß ich bei meiner fortdauernden Neigung zum Chriſtentume, die in den letzten drei Jahren ſich eher geſtärkt und näher beſtimmt, als vermindert habe, gleichwohl den großen Unterſchied zwiſchen dem Gebrauch, den ich davon für meine Perſon machen könne und zwiſchen meiner Aufgabe als Prediger, ſo ſehr es mich oft nach der Kanzel ziehe, faſt lebhafter als ehemals empfinde, daß ich erſt angefangen habe, mir auf's neue einen Weg zu bereiten, und daß, bevor ich völlig im Gang und mit mir ſelbſt zufrieden ſei, von einem ruhigen, reinen und fruchtbaren Verkehr mit der Kunſt bei mir nicht die Rede ſein könne."

Seinem Streben, ſich in ſeinem Beruf einen neuen feſten Weg und Gang zu ſchaffen, ſollte alsbald ein jähes Ende bereitet werden.

Ende November des Jahres 1842 nämlich hatte das Conſiſtorium Mörike aufgefordert, ſeine Penſionierung nachzuſuchen, wenn er nicht ohne Gehilfen ſein Amt verſehen könne. Er begann nun die Verſuche, bezw. ſetzte ſie fort, erteilte wieder den ganzen Konfirmationsunterricht im erſten Vierteljahr 1843, während der Vikar meiſtens predigte. Nachdem er dann auch mehrere Male wieder gepredigt und ſich überzeugt hatte, daß ſeine körperliche Leiſtungsfähigkeit ſehr enge Grenzen habe, ſchrieb er Hartlaub, wenn er nun allein das Amt übernehme, ſo fürchte er mit dem Predigen in Not zu kommen. „Sei daher," fährt er fort, „doch ſo gut und ſchicke mir ſeiner Zeit auf einen ſolchen Fall — vorausgeſetzt, daß Du es gerne thuſt, für die Sonntage von Oſtern an ein Dutzend Deiner Predigten. Ich werde mich ihrer mit einem ganz andern Gefühl als jeder fremden bedienen." In ſeiner ſcherzhaften Art fügte er im Hinblick auf Hartlaubs unleſerliche Schrift hinzu: „Was die Handſchrift anbelangt, ſo haben ja die Diebe gute Augen." Allein dieſe guten Dienſte ſollten nicht in Wirkſamkeit treten: am 2. Mai reiſte „der wüſteſte aller Vikare" ab, Mörike übernahm das Amt wieder allein, predigte auch an den drei folgenden Sonntagen, nahm die Taufen vor ꝛc., aber Kongeſtionen und Schwindelanfälle während der Amtshandlungen, Herzklopfen, Kopfſchmerzen und ein ſehr ſtarker Nachlaß aller Kräfte belehrten ihn wie ſeinen Arzt, daß ſeine weitere Amtsthätigkeit ſein Tod ſein würde; am 27. Mai entſchloß er ſich ſeine Stellung aufzugeben, am 3. Juni kam er um ſeine Penſionierung ein, am 29. Juli erſchien ein Vikar als Amtsverweſer, Mitte Auguſt legte Mörike ſein Amt nieder.

Als er nach ſeinem mißglückten Verſuch ſo weit war, daß er das Bett verlaſſen konnte, verlangte ihn „grenzenlos" nach Hartlaub, dem er zugleich ſchrieb, Bruder Louis wolle ihn ſo gerne nach der Schweiz haben, aber er

möchte lieber im Vaterlande bleiben und denke an das „sonnige Mergentheim.“ Hartlaub lud ihn sofort ein, mit der Schwester zunächst zu ihm nach Wermutshausen zu ziehen, das andre werde sich später finden; das wäre himmlisch, antwortet der Dichter, „ein Uebergang durch Wermutshäuser Freundesluft wird uns unseren Aus- und Eingang unsäglich erleichtern.“

Mit 280 Gulden (486 M.) Pension zog der Dichter im September von dem geliebten Cleversulzbach ab, das wohl seine glücklichsten Tage gesehen hat; am 19. September traf er mit der Schwester bei dem Freunde ein, nachdem er ihm kurz vorher geschrieben hatte: „Bei Gott, ich habe guten Mut, so lange es mit meiner Gesundheit keine Rückschritte thut.“ —

Vorbei war nun das alles. Und jetzt war die Zeit gekommen, von der er singt:

„Da werden wir auch ferne weg
Gezogen sein, den Garten lassend und das Haus.“

Sechstes Kapitel. Fränkiſche Ruhejahre.

1843—1851.

Fuchs als Jäger
nach einer Zeichnung von Eduard Mörike.

Unter den komiſchen Figuren, die — aus dem Leben gegriffen — im Mörike'ſchen Freundeskreiſe zeitweilig auftauchten, ſtanden zu jener Zeit im Brennpunkte drei „Sehrmänner", die, wie es ſcheint, auch aus einem Neſte — Mergentheim und Umgebung — ausgeflogen waren: „Graf Poui", „Dr. Weißflog" und der „Buckel".

Der Graf iſt ein Jagdliebhaber, wahrſcheinlich ein Herr v. A., den der Dichter Jägerlieder mit Zeichnungen ausſtatten und ſammeln läßt. Ein ſolches Lied iſt erhalten und ſoll nach einer „bekannten Leyer" von Dr. Weißflog geſungen werden; es enthält vier Strophen und beginnt: „Fahret hin, fahret hin, Grillen geht mir aus dem Sinn!" Unten hat der Dichter einen Fuchs hingezeichnet, der — den Jägerhut ſchief auf dem Ohr — mit Flinte, Taſche und Beute des Sonntagsjägers triumphierend abmarſchiert. „Dr. Weißflog" iſt ein Arzt, der aus einer Klyſtierſpritze ſich eine krummläufige, nie treffende Doppelbüchſe konſtruiert hat, im übrigen aber ein „grober Kutſcher vor dem Wagen Aeskulaps" iſt; der dritte in dem Kranze iſt der ſchon genannte Oberamtsrichter mit ſeinen ſchlechten Gedichten, dem „grünen Tier," der ſo gern als Kavalier in militäriſchen Formen erſcheint. Auf einem vergilbten Blatt finden ſich

drei lateiniſche Diſtichen, in denen er als berittener Sehrmann auftritt und zuletzt als „Sporenklirrer“ (Sporoquatiens) dreimal Klein-Clara grüßt. (Et Sporoquatiens ter salutat Clarulam). Der letztere hat den Vorzug, von dieſen Dreien am längſten am Horizont des Mörikeſchen Freundeskreiſes geſtanden zu haben.

Während des Lebens in der Wermutshäuſer Freundesluft iſt zwar manches hübſche Gedicht, zumal für Agnes (Gel. S. 80 f.), entſtanden, aber in dem Sicherheits- und Sättigungs-Gefühl des Zuſammenlebens, in dem immer belebten Pfarrhauſe, in dem Ausblick auf die baldige Veränderung war für dichteriſche Produktion kein günſtiger Boden bereitet. Wohl aber gedieh hier eine Neigung, die den Dichter ſchon in der Knabenzeit zuweilen ſtark in Anſpruch genommen hatte: Sammeln von Verſteinerungen, Petrefakten.

Dieſer Liebhaberei, die ſich zeitweiſe bis zur Sammelwut ſteigerte, lagen verſchiedene Triebfedern zu Grunde. In ſeiner Knabenzeit war es Liebe zur Natur, jugendlicher Sammeleifer, Freude am Schenken und Beſchenktwerden. Dazu kam eine Art myſtiſchen Hangs zu den Geheimniſſen der Natur, zu den Urmetallen, ſowie die Liebhaberei für Altertümer, Reliquien ꝛc. Die Neigung des natürlichen Menſchen zu „Glitz und Glanz“, zumal zu dem des koſtbaren gelben Metalls war in ihm durch die Empfänglichkeit für die ſinnlichen Reize, die von ſolchen Dingen ausgehen, geſteigert. Es kam ihm wohl vor, daß er von goldnem Schlamme träumte, der nur geſchöpft zu werden brauchte, und nie bekam er ein Goldſtück in die Hand, das er nicht „erſt ein Viertelſtündchen lang mit reiner Naturandacht betrachtete, bevor ſein anderweitiger Wert erwogen und über ſeine Verwendung entſchieden“ wurde. Als ihm Louis einmal Bienhonig geſchickt und dazu — zur Ausgleichung einer Schuld — ein Goldſtück gelegt hatte, meinte er, könnte ich dies „etwa in einem Löffel Deines Honigs auflöſen und verſchlucken, ich würde ſchwerlich widerſtehen.“ Je mehr er durch ſeine körperlichen Leiden am regelmäßigen Arbeiten verhindert wurde, deſto ſtärker fühlte er in ſeinem außerordentlichen Thätigkeitsdrange ſich beſchränkt und zu Lappalien verurteilt. Wie oft hat er Hartlaub darüber geklagt! So mußte er nach Beſchäftigungen ſuchen, die ihm nicht ſchädlich waren und doch nicht das verhaßte Gefühl der Unthätigkeit aufkommen ließen: er griff zum Zeichnen, Malen, Schnitzen, Sticheln, Schönſchreiben oder ſonſtigem Boſſeln und Puſſeln, wozu er ſich, wenn irgend möglich, vorleſen ließ, um der geiſtigen Nahrung nicht entbehren zu müſſen. Als ſein Zuſtand ſich ſo verſchlimmert hatte — und die Anfänge lagen ſchon in Cleverſulzbach —, daß er nach jeder, auch der geringſten Nahrungsaufnahme mindeſtens eine Stunde ſich körperlich

bewegen mußte, um die unangenehmſten Blutſtauungen und den Blutandrang zu verhindern, konnte er auch während dieſer Zeit nicht ohne Vorleſen ſein, und wenn ſonſt niemand zur Hand war, rief er die Magd und ließ ſich von ihr beſtimmte Bibelabſchnitte vorleſen. „Als ich ſie“, ſchreibt er Hartlaub, „zum erſten Male an dieſen Karren ſpannte, kam ihre Gutmütigkeit in einen langen hartnäckigen Kampf mit einer falſchen Scham, der mich ungeduldig machte und doch erbarmte, da ſie die erſte halbe Seite vor Herzklopfen faſt nicht überwand“.

Nachdem er ſein Amt hatte aufgeben müſſen, fand er in Wermutshauſen und ſpäter in Hall und Mergentheim den beſten Boden für jene alte Liebhaberei und die Gelegenheit, ſich auf eine unſchädliche und ihm intereſſante Art zu beſchäftigen; ſo wurde er ein Petrefaktenſammler. Je mehr ſich jene bei ihm zur Leidenſchaft ſteigerte, deſto bereiter war er, dieſe zu verſpotten. An Beweiſen dafür fehlt es in ſeinen Dichtungen ſo wenig wie in ſeinen „Muſterkärtchen“ (Ged. S. 292ff., Gel. S. 96ff.). Auch an ungedruckten Stücken dieſer Art iſt kein Mangel; da iſt z. B. eine „Poetiſche Epiſtel“: „Eine hübſche Oſtrea“ ꝛc. und eine Antwort an den Geologen Oppel — aus ſpäterer Zeit alſo —, der ihn um eine poetiſche Etikette für die Verſteinerung eines noch unbeſtimmten Tieres gebeten hatte; der Anfang lautet:

* * „Ob Rieſenfroſch, ob Beuteltier
War leider noch nicht zu ergründen,
Die klare Fährte hätten wir,
Doch nur ein Oppel wird die Beſtie ſelber finden.“

Auch wiſſenſchaftlich, denn alles betrieb er gründlich, hat er ſich ſtark mit der „Petrefaktologie“ beſchäftigt und mit wiſſenſchaftlichen Vertretern derſelben fleißig korreſpondiert, wie mit Quenſtedt in Tübingen. —

Die Frage nach dem künftigen Wohnort entſchied er nach ſeiner Art und ohne viel Umſtände. Eines Morgens breitete er vor ſeiner Schweſter eine Karte aus, zeigte nach kurzer Prüfung auf die waldreichen Umgebungen von Schwäbiſch-Hall am oberen Kocher und ſagte: „Da ziehen wir hin!“ Der rauhe Kocherwind wurde freilich bald Herr über die Luſt an den ſchönen Wäldern, der altertümlichen Stadt und den Verſteinerungen; das hatte man aber auf der Karte nicht ſehen können. Mitte Januar 1844 wurde dem Konſiſtorium bereits Anzeige von dem künftigen Aufenthalt gemacht. Anfang Februar fuhr Clara mit Hartlaub im Schlitten dahin, um eine Wohnung zu mieten. Am 18. April wurde ſie bezogen in der „Oberen Herrengaſſe“ Nr. 57; Clara war erſt ein

paar Tage in Neuenſtadt, während der Bruder in Junggeſellen-Einſamkeit und -Hilfloſigkeit ein Schnapsglas als Raſierſchüſſel, einen Blumentopf als Spucknapf benutzte, wieder wie in Ochſenwang höchſt dauerhaften Kaffee trank und die größte Mühe hatte, ſein „epiſtolariſches Tintenfaß“ wieder aufzurühren. Und dazu war es hohe Zeit, denn die liebenswürdige Frau des Neuenſtadter Vetters (Marie Mörike geb. Seyffer) hatte ihn mit was Beſonderem beſchenkt: mit einem Bild von Liſzt, das ihm ſehr willkommen war; „es iſt,“ ſchreibt er der Geberin, „ganz das, was ich und meine Freunde ein muſikaliſches Geſicht zu nennen pflegen.“ Dieſem Künſtlerbild lag eine ſehr ſchöne Weſte bei; der Dank für dieſe charakteriſiert den Dichter: „Die Weſte, wird man denken, ſei viel zu elegant für mich, zum wenigſten hat man der Art etwas noch nicht an mir geſehen, allein ich will ſie tragen auf jede Gefahr. Ich bin einer von denen, die an einer ſolchen Zierde, wenn ſie ſich einmal unverſehens bei ihm eingefunden hat, auch ſchon an und für ſich ihre rechte Freude haben“ ꝛc.

Im Mai ſandte er dann eine eingehende Beſchreibung von Hall nach Wermutshauſen nebſt einer Bleiſtiftzeichnung, die der Freund unter Glas und Rahmen bringen ſoll wie Orplid. Die Rauhheit des Klimas empfand er ſofort unangenehm und fand ſich nicht bloß durch den „Eigenſinn ſeines Verdauungsweſens“, ſondern auch durch ein Gefühl der Unſicherheit beläſtigt, „als wenn man nicht feſt auf den Beinen ſteht.“ Trotz allem ſetzte er ſeine Spaziergänge in die Wälder und zu den benachbarten Ruinen fort, war aber auf das tiefſte betroffen, daß ſein Geſuch bei dem König um Erhöhung ſeiner Penſion rund abgeſchlagen wurde, wie Mörike ſelbſt nicht mit Unrecht fürchtete, in folge von Schwätzereien, die dem König über den Aufenthalt jener Dame in Cleverſulzbach zugetragen worden waren. Kurz vorher hatte er noch in der beſten Hoffnung an Konſtanze Hartlaub mit Salatſamen folgende Verſe geſchickt. (15. Mai 1844):

* * „Bis dieſe Samen grün aufgehn,
Was kann nicht alles da geſchehen!
Gleichwie das Blättchen fein gefügt
Unſichtbar ſchon im Keime liegt,
Steht auch ſchon wo im Rat geſchrieben,
Was Seine Majeſtät belieben;
Nicht fern mehr denk ich den Entſcheid.
Ich hoffe mit Beſcheidenheit:
Schafft er den Braten mildiglich,
So nehm ich den Salat auf mich.“

Feſttage waren es, wenn Hartlaub und Agnes kamen, mit großer Freude gedenkt der Dichter des gemeinſamen Genuſſes, den ihm die Aufführung von Haydns Schöpfung in der dortigen Michaelskirche bereitete. —

Zur dauernden Hebung ſeines Geſundheitszuſtands begab er ſich im Auguſt zu einem längeren Aufenthalt nach Nürtingen, um den Gebrauch der ſympathetiſchen Kur zu wiederholen, die ihm ſchon einmal Beſſerung gebracht hatte. Dieſe trat auch jetzt wieder ein, ſodaß er nach ſeiner Rückkehr nach Hall im Oktober die recht anſehnliche Fußreiſe mit der Schweſter nach Wermutshauſen machen und von dort mit Hartlaub nach Mergentheim, wohin er des Klimas wegen nun überſiedeln wollte, reiſen konnte, um da eine Wohnung zu mieten. Am 29. Oktober erfolgte die Abreiſe nach dem neuen, ihm ja wohl bekannten Wohnort, den ſie nach kurzem Aufenthalt bei den Wermutshäuſer Freunden am 1. November erreichten. Freilich lauerten da ſchon wieder gar viele Bekannte auf den liebenswürdigen Dichter, obgleich der treue Hartlaub nicht abließ, ihnen zu verſichern, Mörike brauche vor allem Ruhe. Während des letzten Aufenthalts (30. Oktober 1844) in Wermutshauſen hatte er Konſtanze Hartlaub unter ein Roſenbouquet auf einem ihrer neuen Schuhe dieſe Aufſchrift gewidmet:

* * „Blumen, die ſo freundlich grüßen, tritt man zwar ſonſt nicht mit Füßen,
Dennoch könnte ſie's beglücken, deine Pfade Dir zu ſchmücken."

In der Nachbarſchaft beſuchte er den Pfarrer Schönhuth (Ged. S. 216 f.), der ihm allerdings durch ſein Dauer-Reden und -Schreiben und als „acerbus recitator" ſeiner eigenen Schriften zunächſt ein gelindes Grauen erregt hatte. Der Brief, in dem der Dichter dies nach Wermutshauſen berichtet, ſchließt mit einem ironiſchen Zwiegeſpräch zwiſchen ihm und Clara, die von ſeiner Heirat im Scherz geſprochen hatte; er würde dann, heißt es da zum Schluſſe, ſeine Hochzeit in der Zeitung mit folgendem Zuſatze anzeigen: „Wer mir zur Hochzeit ſchenken will, beliebe die Artikel aus der Lethäa geognostica zu wählen, denn das iſt jetzt mein Kapital-Weſen. Inſonderheit würde bei gegenwärtiger Veranlaſſung ein verſteinertes Kind nicht unſchicklich ſein."

Claras Geburtstag wurde auch diesmal dichteriſch beſonders gefeiert: Eduard übergab ihr mit einem beſcheidenen Geſchenk ein paar Verſe (Gel. S. 39), die mit den Worten ſchließen:

„Doch wirf nur einen Blick der vollen Lieb hinein,
O ſüßes Aug! und alles iſt Perl und Edelſtein."

Auch Agnes ließ der Dichter wieder ſprechen; ſie überreichte eine Tabakspfeife von Zucker, wohl auf Claras Verſuch im „Jungfernkanaſter“ (Gel. S. 66) anſpielend:

* * „Steck Deinen Schnuller in den Mund
Und mach nur rechte Wolken!
Mein Arzt ſagt ſelbſt, das ſei geſund,
Und 'm Arzt dem muß man folgen.“

Hartlaub überreichte ein ſchönes Album — ſpäter „das rote Buch“ genannt —, in dem ſtanden ungedruckte Gedichte Eduards in ſauberer Abſchrift von Hartlaub, mit dem Titel: „Entrochiten oder gelegentliche Scherz- und andere Reime von Eduard. Geſammelt für Clara Mörike von ſeinem Freunde W. H., Wermutshauſen 1844.“ Der Titel Entrochiten (Enkriniten, etwa verſteinerte Ringelblumen) war natürlich unter Anſpielung auf des Dichters damalige Liebhaberei gewählt.

Die Korreſpondenz mit Freunden und Bekannten wurde eifrig fortgeſetzt. Als Strauß z. B. eine Novelle der G. Sand geſchickt hatte, antwortete Mörike: „Bei allen Vorzügen derſelben ſieht man mitunter doch einen ſtark glänzenden Lack über unechten Farben.“ Große theologiſche Werke ſtudierte er ebenfalls, z. B. die Ethik von Harleß, ferner den Kosmos von Humboldt ꝛc.

Ein Beiſpiel für ſeine ſinnige Naturbetrachtung befindet ſich in einem Briefe an Hartlaub aus jener Zeit: „Ein rührendes Bild des Winters ſind mir die zwei lebensgroßen Heiligen, in deren faltige Gewänder ſich der Schnee in breiten und ſchmalen Streifen ſehr maleriſch gelegt hat. Der Winter, dachte ich, dem niemand eine Zierde zutraut, thut hier mit eigener Hand, was ſonſt der Frühling durch die Menſchen thut, und ſchmückt die Bilder.“ —

Auf dem erſten weißen Blatt in dem Tagebuch-Kalender für 1845 ſteht groß mit roter Tinte geſchrieben und unterſtrichen: „Feierlich beſchloſſen: keine Bürgſchaft mehr!“ Aber ſein Herz ſtieß alle dergleichen Beſchlüſſe wieder um.

An der Wohnung, die Clara nur die Fuchshöhle nannte, hatten ſie keine Freude, unangenehme Nachbarſchaften und die „trüben Kaſernenfenſter“ trieben ſie vollends aus. Ende März 1845 bezogen ſie die neue Wohnung am Markt. Dieſe war in jeder Beziehung angenehm: freier, freundlicher Blick von den Fenſtern, ſtattliche Gebäude ringsum, die ſchöne gothiſche Pfarrkirche mit dem byzantiniſchen Turm, das Rathaus mitten auf dem Marktplatz, an den Deutſchritter-Orden erinnernd, weiter das großartige Schloß, ehemals Reſidenz des Hoch- und Deutſchmeiſters

mit dem parkartigen Schloßgarten, durch den man zu den ſchattigen Kur-Anlagen jenſeits der Tauber gelangte, ſonniges, fruchtbares Weingelände und fröhliche Menſchen mit leicht bewegten Herzen ringsum. Nun ging es immer ab und zu zwiſchen Mergentheim und Wermutshauſen. Etwa in der Mitte des Weges liegt Laudenbach mit ſeinem feurigen Wein und der vielbeſuchten Wallfahrtskirche auf dem Berge, die Bergkirche genannt; näher bei Mergentheim das Städtchen Weickersheim mit einem herrlichen Schloß der Hohenlohe-Langenburg; im oberen Tauberthal Creglingen — Wispels Verlagsſtadt — mit der Herrgottskirche und dem von Veit Stoß geſchnitzten Hochaltar. Das war der Boden, auf dem der Dichter ſich die nächſten ſechs Jahre bewegte, und zwar mit innigem Wohlbehagen, ſoweit dies ſein ſchwankender Geſundheitszuſtand geſtattete. Wenn es das Wetter zuließ, wurde Hartlaubs Geburtstag immer bei der „Bergkirche“ gefeiert, gleich bei der erſten Feier überreichte Mörike dort dem Freunde das herrliche Gedicht: „O liebſte Kirche ſondergleichen auf Deinem Berge ganz allein.“ (Ged. S. 212), dem bald der wehmütige Abſchiedsgruß an Cleverſulzbach und den verlaſſenen Garten mit der geſchwärzten Gatterthüre „Ach nur einmal noch im Leben“ (Ged. S. 224) folgte; und wie tönte es von dem muſikaliſchen Freunde zurück: „Hör' ich den Namen Cleverſulzbach, ſo klingt mirs wie ein Mozart'ſches Klavierſtück aus As-dur, ſo voll, ſo reich, ſo ſchön im edelſten Maß.“ Und in die Knabenerinnerungen wurde getaucht, als im Juli Hartlaub der erſte Sohn, Eduard genannt, geboren wurde, dem der Dichter-Pathe den mit eigener Hand wieder ausgebeſſerten Huſarenſäbel, „unblutig Spielzeug“ übers Bettchen hing. (Ged. S. 235.)

Eduard Mörike.
Nach einer Photographie.

In demſelben Hauſe, in dem Mörike mit ſeiner Schweſter wohnte, lebte auch die Familie eines ehemaligen bayriſchen Oberſtleutnants von Speeth, mit

deſſen Tochter Margarete, Gretchen genannt, Clara alsbald innige Freundſchaft ſchloß. Der Vater war ſchwer krank, und die neue Freundin vereinigte mit der Tochter ihre Kräfte zur Pflege des Leidenden. Als es zum Sterben kam, las ihm Mörike Sterbegebete vor und ſprach der Tochter Troſt zu; da entſtand (8. Auguſt 45) jenes ergreifende Gedicht „Margareta“ (Ged. S. 221); in der Nacht vom 9. auf den 10. Auguſt ſtarb der Vater, den Mörike auf dem Totenbette zeichnete; Gretchen, von ihrem Schmerze übermannt, ſuchte in der Wohnung der Freunde Troſt und lag der Freundin im Arm „wie ein bis auf den Tod gejagtes und verletztes Reh.“

Dieſes Jahr ward dichteriſch beſonders geſegnet: Die herrlichen Jamben „Göttliche Reminiscenz“ (Ged. S. 227) entſtanden, das duftige „Auf einer Wanderung“ (Ged. S. 136) wurde „zu guter Stunde erneuert“ und „Die Idylle vom Bodenſee“ zur Hälfte gedichtet. Mit den klaſſiſchen Diſtichen „Geſunden“ (Ged. S. 96), „Verſuchung“ (S. 105), „Mit einem Anakreonskopf“ ꝛc. (S. 107), „Das Bildnis der Geliebten (S. 110), dem neckiſchen Duett „Zwei dichteriſchen Schweſtern“ (S. 275) und nicht wenigen Gelegenheitsgedichten, gedruckten (Gel. S. 43, 69 f., 79 f., 83, 143) und ungedruckten, wuchs der dichteriſche Ertrag zu einem Reichtum, dem ſich nur die fruchtbarſten Jahre (1837 und 38) in Cleverſulzbach an die Seite ſtellen laſſen. Und noch ſtrömte die Quelle: „Auf den Tod eines Vogels“ (Ged. S. 220), „An einen dichteriſchen Freund“ (S. 152), das etwas bitter-ſüße und halb ſchalkhafte „An Klärchen“ (S. 219) und „Auf einem Kirchturm“ (S. 288), das wohl bei dem Beſuch des Kirchturms (am 11. November 45), der „des Geläutes wegen“ geſchah, entſtanden war. So endete das Jahr, wie es ſcheint, mit dem ſanft getragenen „Ein Glockentonmeer wallet zu Füßen uns“ ꝛc., wie es begonnen hatte mit dem energiſchen Neujahrsgruß, deſſen beide Schlußſtrophen in die Sammlung (S. 288) aufgenommen ſind. Der Dichter war wieder in jener „ſchönen Gärungszeit“, wo die Liebe ſeinen Garten beſtellte, wo er bei ſeinen Morgengängen entzückt war vom „September-Glorien-Angeſicht“ des Firmaments, und am Abend „Goldglockentöne“ ſchweben hörte und den Himmel ſah, wie er „wogt in purpurnem Gewühle.“

Unter den körperlichen Uebeln, der „Verſtimmung“, die er bei den Freunden bemerkte, und den Verleumdungen, die ſich an ſeine Beziehungen zu einer katholiſchen Familie knüpften, bewahrte er ſeinen Humor und ſchreibt nach Wermutshauſen, als er auf dem Rückwege von dort ſeinen Imbiß, auf dem ſich das friſche Zeitungspapier abgedruckt hatte, ſamt dem Aufdruck hinuntergehen ließ: „mein Magen ſoll ſich wundern, auch einmal etwas Gedrucktes aus der Oberwelt, ſo gleichſam aus dem Mond zu erhalten.“

Von den vielen dichteriſchen Zuſendungen des Freundes angeregt, hatte Hartlaub auch wieder zum Nolten gegriffen und dem Freunde geſchrieben, „daß es mir das ſchönſte Buch iſt und bleiben wird von allen, die je ein Menſch auf Erden geſchrieben hat, und die Freundſchaft hat an dieſem Urteil nur inſofern Anteil, als ich mich durch ſie fähiger fühlte, es aufs allernächſte zu verſtehen und ſeinen Inhalt aufzunehmen ꝛc.“ Trotzdem trat nicht bloß eine epiſtolariſche Faſtenperiode zwiſchen den Freunden ein, die über ½ Jahr dauerte, auch die gegenſeitigen Beſuche, unterblieben, und Mörike klagt über die „beiderſeitige Lage zu einander“, die ihm „wahrhaft unerträglich“ ſei. —

Mörike und Hartlaub
nach einer Photographie.

Nachdem die vier erſten Geſänge der Idylle ſchon im Februar zur Einſicht an Cotta gegangen waren, folgte anfangs Juli ein Vertrag mit Schweizerbart, der den Verlag gegen annehmbare Bedingungen übernahm, während die meiſten neuen Gedichte an das „Morgenblatt“ gingen, das bei Cotta erſchien.

Welche Freude mag es für die Freunde geweſenſein, als am 21. Mai 1845 Hartlaubs nach Mergentheim kamen, und wie vergällt wurde ſie ihnen, als die Nachricht einlief, daß Ludwig Bauer am 22. Mai geſtorben ſei Mörikes Schmerz über den Verluſt dieſes teuren Jugendfreundes, mit dem er ſo viel Freude und Leid gekoſtet hatte, war tief und erſchütternd.

In dieſen Tagen vollendete er die wehmütige Jambendichtung „Erbauliche Betrachtung“ (Ged. S. 228), in der er dem „hochgeſtimmten Freund“, der ihn hinauslockte zum Schwärmen in der Natur und auf den Pfaden des ſicheren Mannes, ein beſcheidenes Denkmal ſetzt. Es iſt dasſelbe Gedicht, in dem er ſein Paar Füße, die „ehrlichen Geſellen“, die ihn „auf dieſer buckeligen Welt“

umhergeſchleppt haben, mit wehmütigem Dank und dem Vermächtnis anſpricht: „Auf meinem Grabſtein ſoll man ein paar Schuhe ſehen, den Stab darunter und den Reiſehut gelegt, das beſte Sinnbild eines ruhenden Wandersmanns.“

Ein „Biograph“ freilich hat es nicht unterlaſſen können, dies als eine „mit anſcheinend ſehr ehrlicher Miene geübte poetiſche Licenz“ hinzuſtellen. —

Mit der ihm eigenen ſcharfen Selbſtkritik meint der Dichter bei der Ueberſendung des Gedichts an Hartlaub: „Uebrigens wird es nunmehr gerade genug an dieſen ſechsfüßigen Jamben ſein.“ Bald darauf folgte in gemächlich-ſchalkhaften Trochäen die „Abreiſe“ (Ged. S. 124), die er dem Freunde mit dem Bekenntnis überſandte, daß er in dem So und So einen braven und „als Dekan ganz fuſelfreien Mann“ kennen gelernt und bei dieſem Gelegenheit gefunden habe, Voſſens deutſche Metrik zu leſen, meint jedoch in Beziehung darauf, „im ganzen finde ich, man kommt zuletzt am weiteſten, wenn man in allen Fällen ſein eigenes Gehör fragt.“ Bei einem Manne von Mörikes Gehör iſt dies gewiß die beſte Regel. —

Den Wunſch der Freunde, L. Bauers ausgewählte Werke und Briefe mit einer Biographie herauszugeben, lehnte er ſofort und beſtimmt ab, dazu habe er ihm zu nahe geſtanden. Außer Altertümern, Verſteinerungen und den entſprechenden Studien erfüllten ihn damals beſonders Goethes Jugendbriefe, aus denen er nach ſeiner Gewohnheit dem Freunde Stellen abſchrieb und überſandte. Die Wanderungen des Dichters nach Wermutshauſen wurden im Sommer und Herbſt des Jahres wieder aufgenommen und von dort erwiedert, fleißig korreſpondiert, z. B. mit Schwab, Aufſätze an die „Allg. Zeitung“, z. B. über Waiblinger, die neuen Gedichte an das „Morgenblatt“ und an „Pröhles Jahrbuch“ geſandt. Das wehmütig-innige Abſchiedslied (Ged. S. 126) „Früh im Wagen“ nach Wermutshauſen „dem lieben Willy zum Gruß“ geſchickt, ſowie das graciöſe „Auf eine Lampe“ (Ged. S. 113), nochmals im ſechsfüßigen Jambus, und wieder ein Abſchiedslied, während der Rückfahrt von Wermutshauſen vollendet, „Aus der Ferne“ (Ged. S. 222), in ſchwermütigen Trochäen.

Seit einiger Zeit hatte er ſich übrigens angewöhnt, alles Dichteriſche erſt mit Kreideſtift auf eine Schiefertafel zu ſchreiben, um das Feilen und Umgeſtalten deſto beſſer vornehmen zu können. Der Quell der Dichtungen verſiegte trotz aller Beſchwerden nicht: in klaſſiſchen Diſtichen erſchienen „Im Park“ (Ged. S. 106), die ſchwärmeriſche „Elegie“, ſpäter „Götterwink“ genannt (S. 108), das duftige „Datura suaveolens“ (S. 111) als Pendant zu dem Roſenepigramm (S. 107), das „Weihgeſchenk“ (S. 111), wozu ihm ein Scherz aus der Wirklichkeit Anlaß gab, die epigrammatiſch-ſcharfen „Der Häßliche“ (Ged. 145),

„Epiſtel“ (S. 147), ſowie in freierer Form das ſpöttiſche „Herr Dr. B. und der Dichter (Ged. S. 323); in jambiſchen Maßen: „Inſchrift auf eine Uhr mit den drei Horen“ (S. 112), „Dem Herrn Prior der Kartauſe“ (S. 238) und „Zur Eröffnung eines Albums“ (S. 155), zuerſt Lückenbüßer genannt, wie es ſcheint zu Hartlaubs Geburtstag. Als dichteriſcher Ausdruck innigſter Gemeinſchaft mit Gott verdient „Neue Liebe“ (S. 171) beſondere Beachtung; zu den religiöſen Gedichten aus dieſer Zeit gehört auch „Heiliges Kreuz“, die echte Verdeutſchung einer alten Paſſionshymne (Ged. S. 402). Zu dieſem Reichtum von Gedichten fügte der Dichter, wie geſagt, die „Idylle vom Bodenſee“ (Ged. S. 325—398). Im Sommer 1845 begonnen, im Sommer 1846 abgeſchloſſen und dem Verleger übergeben, verzögerte ſich die Herausgabe derſelben durch die Dedikation an den Kronprinzen von Württemberg bis in den Spätherbſt.

Dies Gedicht, in frei geſtalteten „ungeſtiefelten“ Hexametern, ſtellt in ſieben Geſängen — im erſten Entwurf waren es ſechs — bei ganz freier Erfindung des Stoffs zwei ergötzliche Streiche des Schiffers Märte (Martin) in behaglicher epiſcher Breite mit feinſter Charakteriſtik und bald ironiſcher, bald ſinniger und gemütvoller Anmut dar. Der eine Streich fällt in die Jugend des Schalks, der andere in ſein höheres Alter. Der Jugendſtreich läßt ſich ſo zuſammenfaſſen: Märtes Freund Tone, in die reiche Trude verliebt, wird von dieſer übel behandelt und zuletzt im Stiche gelaſſen, indem ſie ſich mit einem reichen Müller verkuppeln läßt. Den zuerſt tiefbetrübten Tone, der ſich jedoch bald zu ſeiner erſten Liebe, der holden Schäferin Margret, zurückfindet, tröſtet Märte und verſpricht, ihn an der falſchen zu rächen. Dies geſchieht dadurch, daß Märte mit Hilfe der übrigen Burſchen am Hochzeitsabend der Trude deren ganze Ausſteuer nach einer nahen Waldwieſe, „der grünen Herberge“, fahren läßt und dort bei Wein und Muſik mit den Burſchen ein Hochzeitsfeſt hält, bei dem zwei Puppen als Brautpaar dienen.

Der Altersſtreich verläuft ſo: Bei einer verfallenen Kapelle trifft der alte Fiſcher Martin den Schneider Wendel und deſſen Vetter und macht ihnen den Mund lang nach einer wertvollen Glocke, die angeblich in dem verfallenen Turme der Kapelle hängt. Die beiden verabreden, wie Martin erlauſcht, die Glocke zu ſtehlen. Als ſie aber in der Nacht ihre That ausführen wollen, finden ſie ſtatt der Glocke einen alten Filzhut, („löcherig, ohne Geſtalt, ein Auswurf ſeines Geſchlechtes“), den Martin heimlich für die längſt verſchwundene Glocke aufgehängt hatte. Während die beiden noch ſprachlos ſich anſtarren, hören ſie im Turm, wo ſich Martin verſteckt hält, die Dorfklarinette die luſtige Weiſe ſpielen: „Was gleichet uns Schneidern an Witzen und Liſten?“

Dieſe beiden Geſchichten erzählt uns der Dichter nicht in „einem Strämel weg“, ſondern verbindet ſie ſo mit einander, daß der Jugendſtreich, Geſang 3 bis 6, in den Altersposſen, Geſang 1, 2 und 7 hineingeſchoben wird, dieſer alſo gleichſam den Rahmen für jenen abgiebt. Künſtleriſch verbunden ſind die beiden dadurch, daß am Ende des 2. Geſanges der „ländlichen Muſe“ die folgenden 4 Geſänge in den Mund gelegt werden, während am Anfang des 7. Geſanges ein lyriſches Zwiſchenſtück: „O glückſelige Zeit, da der Jüngling blüht und die Jungfrau!“ ꝛc. die Verbindung zwiſchen Geſang 6 und 7 herſtellt. Die Einheit der epiſchen Erzählung iſt alſo nicht bloß durch den Träger, den Helden, ſondern auch durch die künſtleriſche Verbindung beider Geſchichten gewahrt. Die in den Jugendſtreich verwobene Liebesgeſchichte giebt dem mittleren Stück, wie der Dichter ſelbſt ſagt, „mehr gemütliche Fülle, leidenſchaftliche Bewegung und Zartheit“. Wir haben hier eine Dichtung ganz in homeriſchem Geiſte, und doch echt deutſch und durchaus originell; kein Geſetz epiſcher Kompoſition iſt in ihr verletzt, auch die herrliche „Idylle vom Bodenſee“ zeugt von Mörikes vollendeter Künſtlerſchaft. Er ſelbſt freilich kannte ſeine Leute, wie aus Bemerkungen Hartlaub gegenüber hervorgeht und wie er es ſo treffend einmal gegen Karl Mayer in Bezug auf deſſen Gedichte ausgeſprochen hat (15. Jan. 1841): „Denke ich nun aber an das große Publikum, das dieſe Sachen lieſt, ſo möchte ich ganz traurig werden. Wie wenige haben eine Ahnung von der Idealität und Schönheit des Geiſtes, der ſich in dem kleinſten dieſer Gedichte abſpiegelt, und von der Kunſt, die es vorausſetzt! . . . Wer unter den großmäuligen Kritikern heutigen Tages fühlte mit dem Dichter etwas von jener ſüßen Ungeduld und Angſt der Produktion, die er in jedem Moment mit der ganzen Ruhe ſeines Kunſtgefühls zu balancieren hat, und teilt ſein Entzücken aufrichtig, wenn ihm etwas rein gelungen iſt!“ Alsbald wurde das kritiſche Lied angeſtimmt: Die Dichtung zerfällt in zwei, nur äußerlich loſe verbundene Stücke, die Kompoſition iſt verfehlt ꝛc.; dies Lied wird heute noch geſungen, ſo falſch es auch iſt. Für die ſchlagende Charakteriſtik, die der Dichter ſo meiſterlich auch in der Idylle zu handhaben weiß, nur ein Beiſpiel: Der Trude, der echten Tochter des Vaters, eines rechten „Küß-den-Pfennig“, ſchwitzte ſchon in der Schulzeit, der Kreuzer naß im Fäuſtlein, „eh' ſie ihn hingab für die Bretzel an Oſtern“; aber die Geizige „war dem eigenen Leib nicht fremd, ſie ſah, daß er ſchön ſei“; unter dem fröhlichen Geſang ihrer Genoſſinnen ſchweigt ſie, denn „ſie ermangelte völlig der Gabe, ja wenn ſie auch nur ſprach, anmutete keinen die Stimme.“ ꝛc.

An den Bodenſee hatte der Dichter die Erzählung verlegt, denn dieſer war ſeine Herzensfreude: wie er damals auf der Schweizerreiſe den Bruder antrieb,

aus den St. Gallener Bergen zum See zurückzukehren, der ihn ſo lockte, ſo ſingt er ſpäter (Ged. S. 144): „Denk ich an ihn, gleich wird mir die Seele ſo weit wie ſein lichter Spiegel.“ —

Uhland war einer der erſten, der dem Dichter Urteil und Dank ſchrieb (5. Dezember 1846): „Es hat mir lange nichts ſo ungetrübten Genuß gewährt. Ein ſo trefflich gelungenes Werk muß zu weiterem Luſt und Mut machen.“ Als Mörike dies Hartlaub mitteilte, bemerkte er darüber: „er ſchreibt wie er ſpricht, die Sätze ſind wie ſchwere Steine, die er einzeln mit kurzen Schritten trägt und fallen läßt.“ Von dem Kronprinzen erhielt Mörike einen koſtbaren Brillantring, von der Kronprinzeſſin ein Geldgeſchenk, das ihm zwar nicht ſchmeckte, aber, ſchreibt er an Hartlaub: „ohne Salz und Schmalz eſſen wir es jedenfalls. —

Die beiden reichen Dichterjahre, denen fünf überaus magere folgten, mag ein ungedrucktes Gedicht ſchließen, das er zu Claras Namenstage, zum 12. Auguſt 1845, überreichte:

* * „Nach der ich früh und ſpät die Augen gläubig richte,
Als meinem lieben Stern und holden Troſtgeſichte,
Mit dem mein Leben ſteigt und fällt:
Nur klarer noch, in friſch betauter Reine,
Erſcheinſt Du mir, dieſelbige, die Reine,
Seit ſich ein Schweſterlicht zu Dir geſellt.
— Kein Wunder iſt's wenn ſich in ſolchem Doppelſcheine
Mein Herz verjüngt und klärt, mein Tag ſich neu erhellt!“

Eines Tages wurde der Dichter durch den Beſuch eines luſtigen Studenten, L. Bauers Sohn, erfreut, der eine Fußreiſe mit einem Bekannten machte. Um 2 Uhr nachmittags verließ er dieſen, um den Freund des Vaters aufzuſuchen. „Mörike,“ ſo lautete des Studenten Erzählung, „war hocherfreut, und die Unterhaltung kam in vollen Fluß. Als gar am hellen Tage die Rouleaux herabgelaſſen wurden und Mörike hinſaß und mir im Halbdunkel alles Mögliche vordeklamierte, dabei das reichſte Mienenſpiel und den mannigfaltigſten Wechſel der Stimme entwickelte, bald den Mohren des Prinzen — dann weiß der Herr wen als vorführte, da war's kein Hexenſabbath, aber ein Dichterſabbath, ein Stück aus Tauſend und Eine Nacht. Was Wunder, daß mir jungem Blut nicht Hören und Sehen verging; nein, das fing erſt recht an — aber was mir verging, das war alles und jegliches Gedächtnis für die Zeit.“ Plötzlich er-

ſchien nämlich der Reiſegefährte in höchſter Aufregung, um nach dem verloren geglaubten Begleiter zu ſehen, denn es war 7 Uhr abends.

Tief erſchüttert wurde der Dichter, als er für ſich und Hartlaub zwei Exemplare von L. Bauers Schriften erhielt; er überſandte das eine ſogleich mit den Worten an den Freund: „Dasjenige, was nur nach und nach ſich im Laufe vieler Jahre in mir verändert hat, oder, vor meinen Augen, um mich weggeſchwunden iſt — Geſchwiſter, Freunde, Mutter, Jugend und Geſundheit, ſamt ſo viel Hoffnungen und Plänen, die nie verwirklicht werden können — das Alles ſtellte ſich mir jetzt als wie auf einmal in einem ungeheuren Strudel hingeriſſen dar, in ihm zuletzt der Freund, eine der ſchönſten Säulen, auf die mein Daſein eine lange Zeit ſich ſtützte. Ein Staunen ergreift mich, daß ich noch lebe! ein freudiger Schauer darauf unmittelbar, daß noch mein Hartlaub da ſein ſoll, mein Clärchen, die mich kennen von jenen Tagen her, in deren Liebe ich eine troſtreiche Bürgſchaft erkenne, wenn mich manchmal der Zweifel quälen will, ob ich der Abgeſchiedenen auch wert geweſen und geblieben ſei.“

Von reiner Freude wurde er dagegen bewegt durch eine Zuſchrift von elf Dresdener Künſtlern, vom Maler Julius Hübner veranlaßt, wegen der Idylle ſowie durch die günſtigen Nachrichten von dem Verleger über deren Abſatz. Als der Dichter jedoch um ein Bild für einen Almanach angegangen wurde, ſchrieb er Hartlaub: unter die Herwegh, Ronges u. a., die überall herausſtehen, zu kommen, ſchämt er ſich und wird „rot bis an den Nabel“. Und eine Einladung zur Mitarbeit an lyriſchen Blättern mit ihrer „roſenfarbig poſtpapiernen Liebe“ und „Heine'ſchem Geleier“ veranlaßte ihn zu dem Ausruf: „So arg war doch die Affenſchande mit dem Muſendienſt in Kammern und Unzucht noch zu keiner Zeit!“

Brentanos Märchen, von denen er einen Auszug zur Hand bekam, fand er geringer als ſeine „Gackeleia“. „In einem derſelben“, ſchreibt er Hartlaub, „fand ich meinen Gedanken an den Kerl, deſſen Geſicht eine Sonnenuhr iſt, (Ged. S. 290) faſt Zug für Zug wieder. Ob er wohl frei wie ich darauf verfiel, oder das gedruckte Gedicht von mir kannte? Seine Phantaſie hat übrigens in dieſer Richtung unſtreitig viel Aehnlichkeit mit der meinigen. Sonderbar, daß von jeher meine Luſt am Märchenweſen eigentlich mehr nur dahin ging, dergleichen zu erfinden, als andere, beſonders neuere Arbeiten dieſer Gattung, und wenn es auch die beſten waren, zu genießen. Mit anderen Sachen, lyriſchen Gedichten z. E. geht mir's doch keineswegs ſo. Dort fühle ich was von Nichtigkeit und Zeitverluſt und habe demungeachtet den Egoismus, von den Leuten zu verlangen, daß ſie ſich mit den meinen unterhalten.“ Abgeſehen von der letzten gegen ſich gerichteten Bemerkung trifft der Dichter wieder den Nagel

auf den Kopf: Das Erfinden, das Fabulieren iſt die Freude des echten Poeten.

Trotz aller körperlichen Beſchwerden bereitete er die 2. Auflage der Gedichte vor, die im November erſchien, ſonſt blieb ihm vorerſt nichts übrig als „mit abweſenden Gedanken die Würfel auf der Bettdecke zu zählen.“ Indes war er Ende Juni doch ſo weit, daß er wieder ein paar Schritte gehen und ein Ständchen annehmen konnte, das ihm Schönthaler Primaner brachten. Sie ſangen meiſt Lieder von ihm; der Dichter dankte ihnen aus dem Fenſter, ſie brachten ihm ein Hoch und gingen dann unter fröhlichem Geſang nach der Stadt. Am anderen Morgen erſchien wieder ihr Führer bei Mörike, um ſeinen zurückgelaſſenen Stock abzuholen. Der Dichter hatte ihm unterdeſſen ſeinen Namen in denſelben geſchnitten, was mit freudigem Stolz und Dank von dem Jüngling aufgenommen wurde. —

Es liegt in der Eigenart der Mörikeſchen Muſe, daß manche Früchte ſchnell, ja plötzlich, andere langſam, ja ſehr langſam reiften. Wie das Glockenmotiv erſt ungefähr nach 20 Jahren dichteriſch ſich geſtaltete, ſo das mit den Glücksſchuhen auch erſt nach etwa anderthalb Jahrzehnten. Im Sommer 1847, als Hartlaub von Ulibitſcheffs Mozart-Biographie ſpricht, macht er dem Freunde die Bemerkung, man könne von Mozart überhaupt keine genußreiche Biographie ſchaffen, „eine Fragment-Dichtung aus ſeinem Leben, wie Du einmal im Sinne hatteſt, würde tauſendmal befriedigender ſein.“ Die Mozartnovelle iſt alſo auch eine dichteriſche Frucht, die ſehr langſam zur Reife gelangt iſt. —

Lebhaften Anteil nahm der Dichter, wie immer, an dem Gang der öffentlichen Ereigniſſe; wie ihn im Anfang des Jahres die Stuttgarter Unruhen beſchäftigten, ſo gegen Ende der Schweizer Sonderbundskrieg. „Den Schweizer Feldzug, heißt es in einem Briefe nach Wermutshauſen, haben wir unanimiter zuſammen gemacht. Seit vielen Jahren habe ich die Zeitungen nicht mit ſolcher Begier erwartet als dieſe Wochen her. Gretchen las ſie mir jeden Morgen über'm Frühſtück an meinem Bette vor und an den freudigen Erſchütterungen, die mir die Berichte ſtoßweiſe gaben, merkte ich, daß mein Herz noch jung und geſund genug ſei. Wie die Freiburger Füchſe, Marder und Wieſel ſo geſchwind aus ihren Neſtern herausgetrommelt wurden!“ Ueber den herrlichen Dufour und ſeinen Sieg bei Gislikon ſind die Freunde gleichermaßen entzückt. Beſonders ſtark packten ihn die Nachrichten beim Beginn des folgenden Jahres über die Februarrevolution in Frankreich und die revolutionären Nachwirkungen in Deutſchland, zumal in Wien und Berlin, wie ſein Tagebuch-Kalender fortwährend nachweiſt; auch die örtlichen Erhebungen, deren Zeuge er z. T. ſelbſt

war, die Stürme in Mergentheim und Umgegend, die Erhebungen in Baden, die Einsetzung der Märzministerien nahmen seine ganze Teilnahme in Anspruch. „Ich lebe", schreibt er zu all diesem in seinen Kalender, „von einem Tag zum andern fast nur in Zeitungen." „Die politischen Nachrichten", schreibt er an Hartlaub, „verschlingen billig jedes andre Interesse und lassen Einen selbst die Sorgen um den eignen kranken Leib vergessen. Das geht doch Schlag auf Schlag, wie man noch nichts erlebte." Ueber alle Not und das Elend seines eignen Daseins fühlt er sich fortwährend „durch den Sturm der Weltbegebenheiten" völlig hingerissen. „Wer hat sich in diesen paar Wochen nicht größer als sein ganzes Leben lang empfunden! Und doch überfällt mich zuweilen der Schmerz, daß ich krank sein soll und bleiben werde jetzt mit verdoppeltem Stachel." Seine Sympathien stehen durchaus auf der Seite des Volkes, dessen Liebe die Fürsten sich selbst verscherzt hätten. Daß er bei den Wahlen für das Frankfurter Parlament in Mergentheim von R. Mohl nicht viel wissen wollte, ist erklärlich; daß man in Deutschland einen Bürgerkrieg zu erwarten habe, stand ihm außer Frage. Das Gebahren der schwarz-rot-goldnen Philister war ihm ebenso unsympathisch, wie das der roten Radikalen. Besonders abgeschmackt kam ihm Monsieur Herwegh, der Verfasser der Lieder eines Lebendigen, vor; als dieser unter dem Spritzenleder zu Straßburg seine werte Person in Sicherheit gebracht hatte, da regnete es Sarkasmen: Er „scheint doch einen ganz erstaunlichen Wert auf das Prädikat eines Lebendigen zu legen." „Auf alle Fälle", schreibt er Hartlaub, „habe ich mir zur Sicherung meiner Person ein Straßburger Spritzenleder kommen lassen, aus dem man jetzt herrliche Tarnkappen macht. Um einen Freundespreis lasse ich Dir auch eine ab." Heinrich v. Gagern gefällt ihm, die Berichte über die Verhandlungen in der Paulskirche liest er „meist pflichtlich." Im Juli griff er aber doch zu Schweglers Geschichte der Philosophie, indem er meinte: „Man hat in diesen Zeiten fortgesetzter äußerer Spannung und Unentschiedenheit ein ganz natürliches Bedürfnis in die Tiefe zu gehen und durch den Blick auf die doppelte Welt sich selbst zu ergänzen."

Nachdem er das h. Abendmahl genommen hatte, trat er auf Anraten der Aerzte die Reise nach Bad Teinach an, von dessen Gebrauch er selbst sich nichts versprach; auch Kerner wollte nichts davon hören und riet zu einer magnetischen Kur. Da fiel ihm ein, daß er auf dem Wege nach Teinach nicht allzu weit an Möttlingen vorbei komme, wo der treue Blumhardt Pfarrer war. Am 28. Juli reiste er mit Clara von Mergentheim ab, am 29. Juli nachmittags erreichte er Möttlingen und sandte sofort ein Blättchen an den Freund, er wolle

ihn gern beſuchen, könne aber nicht gehen und bitte ihn deshalb, zu ihm zu kommen. In freudiger Eile kam Blumhardt, brachte den Dichter in ſein Haus und behielt ihn zwei Tage bei ſich. Blumhardt war in höchſter Freude, als er endlich den Freund bei ſich hatte, umſchlang, umarmte, ſtreichelte den Vielgeliebten, erzählte ihm von ſeinen ſogenannten Kuren und goß ihm gleichſam neues Leben und neue Kraft ein. Der Dichter hatte zwar, als er am zweiten Tage ſeines Aufenthalts in Möttlingen ſein Leiden ſo weit gehoben ſah, daß er ſich wieder frei bewegen konnte, die Reiſe nach Teinach überhaupt aufgeben wollen, Blumhardt aber riet zu einem Aufenthalt daſelbſt — allerdings ohne Badekur — zumal ihm dazu die Mittel vom Staat bewilligt ſeien, und gab ihm beſtimmte Verhaltungsmaßregeln. Am 3. Auguſt ſchrieb Clara ins Tagebuch: „großer Gang nach Zavelſtein, ein wahres Gotteswunder!“ Und ſo ging die Beſſerung ſtetig weiter: das Rückenmarksleiden, das ärztliche Autoritäten für unheilbar erklärt hatten, war gehoben, der Dichter vor dieſem furchtbaren Siechtum bewahrt. Am 22. Auguſt reiſte er wieder zurück nach Möttlingen, um bei dem Freunde noch $1\frac{1}{2}$ heilfrohe Tage zu verleben und zuletzt in Stuttgart im Kreiſe der Verwandten und Freunde ſich ſeiner neugeſchenkten Kräfte zu erfreuen Mit unendlichem Dank gegen Gott hörte er eine Predigt Albert Knapps, den er ſchon vor 18 Jahren kennen und ſchätzen gelernt hatte. Anfangs September kam er wieder mit der Schweſter in Mergentheim an und hielt Hartlaub während dieſes Monats immer brieflich auf dem Laufenden: Er könne wieder Bergtouren „bei glühender Hitze“ machen ohne nur einmal auszuruhen, und dabei bleibe ſein „Geſundheitsbarometer immer auf gleicher Höhe.“ Ueber all dem vergaß er die öffentlichen Angelegenheiten nicht, namentlich erfüllte ihn die Nachricht von dem Waffenſtillſtand in Malmoe mit ernſter Sorge, ſowie ſpäter die neue Erhebung in Wien und „der gefährliche Konflikt zwiſchen der preußiſchen National-Verſammlung und der Krone.“ —

Anfangs Oktober endlich eilte er mit der Schweſter nach Wermutshauſen, wohin Gretchen ſpäter nachkam. Dort kam es zu neuen Aufregungen: Gretchen jammerte und klagte, ihre geliebte Clara ſei ſo ganz von höheren Dingen eingenommen, daß ſie, Gretchen, ihr nicht mehr das ſei, was ſie ihr früher geweſen ꝛc. Diesmal war es allerdings nicht mit Hartlaubs, beſonders Konſtanze, zu Verſtimmungen und mehr gekommen, aber auch das blieb nicht aus, denn Anfang November muß Mörike dem Freunde ſagen: „Du biſt mir der lichte Tag,“ ich habe nichts wider Dich, aber die ganze Zeit „war unſer Leben ſo auf Schrauben geſtellt, daß eine äußere Kommunikation geradezu unmöglich war, und auch noch jetzt entbehre ich der rechten Freiheit des Gemütes.“ Wohl-

weislich ſchloß er mit der Aufforderung: „Hierauf enthaltet Euch der Antwort!“ Denn daß eine ſolche nicht zur Verſtändigung und Annäherung führen werde, wußte ein Menſchenkenner wie Mörike ſehr wohl. Es iſt menſchlich ſehr begreiflich, daß Hartlaubs die neue Freundin, in der ſie mit Recht Mörikes künftige Frau ſahen, mit den Gefühlen betrachteten, die von der Eiferſucht auszugehen pflegen, und daß dieſe wiederum darin ein Mißtrauen gegen ihre Perſon erblickte, ja ſich in ihrem neuen Freundſchafts- und Liebesbeſitz gefährdet ſah; daher ihre Klagen, ſie ſei Clara nichts mehr. Auch in der Folge haben dieſe Spannungen und Trübungen, die Eiferſüchteleien und Aeußerungen eines reizbaren und empfindlichen Weſens nicht bloß im Freundesverkehr ſich wiederholt, ſondern auch in dem ſpäteren Ehe- und Familienleben Mörikes nicht ſelten eine für alle Teile unerfreuliche Rolle geſpielt. Kein Menſch, auch der Biograph nicht, hat das Recht, ſich ein Richteramt über ſolche Dinge anzumaßen, oder ſie gar vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Es ſind Irrungen und Wirrungen, wie ſie menſchlicher Schwäche entſpringen; ich werde nicht wieder auf ſie zurückkommen. —

Wie Mörike mit Aufmerkſamkeit der politiſchen Entwicklung folgte, ſo auch der wiſſenſchaftlichen und kirchlichen, neue bedeutende Erſcheinungen in der Litteratur entgingen ihm nicht. R. Rothes „Theologiſche Ethik“ war für ihn ein Gegenſtand hohen Intereſſes, Tendenzen des Konvertiten Gfrörer ſtärkſter Entrüſtung, da ſie unter wiſſenſchaftlichen Formen auftraten. In der Vorrede zu ſeiner „Geſchichte der oſt- und weſtfränkiſchen Karolinger“ (1848) hatte dieſer nämlich die Proteſtanten aufgefordert, unter Bedingungen, die der Papſt feſtſetze, „wieder in die alte Nationalkirche“ (er meinte die römiſch-katholiſche) einzutreten, Mörike empfand dies als „Niederträchtigkeit“, und wenn Gfrörer auch unter ſeinem langen Rock „einen anſehnlichen Fuchsſchwanz“ trage, ſo greife er ſeine Sache doch plump und oberflächlich an ꝛc. Auch bei der Lektüre der Trutznachtigall Spees klingt dieſe Entrüſtung noch etwas nach: „wenn man weiß“, ſchreibt er, „daß das ein katholiſches Pfäfflein gemacht hat, ſo glaubt man das rotbackige Männlein bei jedem Vers vor ſich zu ſehen.“ „Ein Dichter iſt er aber deshalb doch.“

In ſeiner bibliſchen Nachtlektüre war er Anfang 1849 bis zum 2. Buch der Chronika gekommen; am Tage las er damals außer Zeitungen nur die Bibel, und zwar war es das Buch Nehemia, das ihn, wie er ſchreibt, „ganz unerwartet als ein heroiſcher Stoff anſtach.“ „Die freiwillige Scheidung des Israeliten von einer „Fremdlingin“, die ſein Weib oder ihm verlobt wäre, könnte man epiſch, mit dem hiſtoriſchen zuſammengenommen, ganz einzig ausführen. Aber ich, ſowie ich bin, wie wäre es möglich!“ So griff er wieder, um ſich

entſprechend zu beſchäftigen, zum Zeichnen, und als Gretchen ihm von ihrem Onkel 12 Elfenbeinblätter und einen Malapparat mitgebracht hatte, auch zum Malen; namentlich war es eine Veronika mit dem Schweißtuch, die ihn lange beſchäftigte. Lebhafte Freude empfand er über Tobias Becks und Uhlands Beſuch wie über eine Leipziger Sendung von 100 Thalern, welche Gg. Wigand dem Dichter zur „Erquickung" von ſolchen zu übermitteln hatte, die er mit ſeinen Werken ſo oft erquickt habe. —

Das Jahr 1850 war für den Patrioten Mörike ein höchſt unerfreuliches: der Niedergang aller nationalen Beſtrebungen ging ihm ans Herz; als er in der „Deutſchen Zeitung" den „ſtarken Zorn- und Jammerſchrei des alten Arndt" geleſen hatte, ſchrieb er an Hartlaub: „Er ſagt nur was jeder weiß und fühlt, und doch meint man, es müßte alle Welt aufrütteln und das ganze verruchte Schachbrett der Fürſten vom Tiſch herabwerfen"; daß der Teufel auch eine „Großmacht" ſei, hatte ihm ſchon früher der Ingrimm ausgepreßt. Als er die Zeitung mit der Nachricht über die Olmützer Punktationen erhielt, ſchleuderte er das Blatt wütend in die Ecke und nahm Briefe Friedrichs des Großen vor, zumal den vom 14. Dezember 1756, wo es heißt: die Oeſterreicher müßten wieder was auf die Ohren kriegen, dann würden ſich auch „die ſtolzen Wellen legen". Dazu ruft der Dichter aus: „Das hat doch eine andere Schneid!" Mit Trauer und Erbitterung ſah er die Kurheſſen und Schleswig-Holſteiner preisgegeben und den elenden Bundestag wieder hergeſtellt. Damals hatte der „Schwäbiſche Merkur" alle andere Tag- und Nachtlektüre verdrängt Eine angenehme Abwechſelung ward ihm in dieſen öden Zeiten durch den Beſuch bei ſeinem Bruder Louis, der bei Regensburg ein Gut gepachtet hatte, das er nach ſeiner eigentümlichen Lage und Schönheit ebenſo treffend zu ſchildern weiß, wie das benachbarte Regensburg und die von weit her ſchimmernden Säulen der Walhalla.

Aus Wermutshauſen hörte der Dichter in dieſer Zeit wieder nichts, außer Anfang 1851, daß der Freund demnächſt nach Wimsheim, nicht allzu weit von Leonberg, verſetzt werde. Etwa um dieſelbe Zeit, Anfang Februar, erhielt Mörike die (vom 20. November 1850 datierte) Sendung Th. Storms mit deſſen „Sommergeſchichten und Liedern". —

Die lang gehegten Heiratspläne ſollten nun zur Ausführung gebracht werden. Zunächſt wurde mit Gretchen und Clara nach allen Seiten das Wie überlegt, z. B. die Gründung eines Mädchenpenſionats; von Stuttgart wurde der Dichter darauf aufmerkſam gemacht, daß eine Stelle bei der Bibliothek des Königs frei werde, Mährlen hatte unter anderem geraten, Clara könne eine Kleinkinderbewahranſtalt eröffnen, während ihr Bruder „einen Kurſus über

deutſche Litteratur für Frauenzimmer von 14 Jahren an" (wie Bauer es auch gemacht habe) ankündigen möge. Mörike neigte zunächſt zur Gründung eines Penſionats, und da ihm hierfür das damals ſehr billige Konſtanz auch wegen ſeiner günſtigen Lage ſehr empfohlen wurde, reiſte er mit der Schweſter dorthin und mietete ſich auf eine ſehr billige und angenehme Art in dem ganz nahe gelegenen Schweizerdorf Egelshofen ein, wo er vom 22. April bis 5. Juni ſich aufhielt und trefflich erholte. Die dort geplante „Erzählung für die Jugend" kam nicht zur Ausführung. Ueber Nürtingen reiſte er darauf mit Clara nach Stuttgart, um dort ſeine Angelegenheiten ſelbſt zu betreiben, bis ihm eine Berufung an das Katharinenſtift, eine ſtaatliche höhere Mädchenſchule, — unter dem Protektorat der Königin — neben ſeiner Penſion ein beſtimmtes, wenn auch ſehr ſchmales Einkommen gewährte. Während noch alles in der Schwebe war, ſchrieb er (26. Juni 1851) über ſeine ganze Lage an Strauß, der ihn nach München haben wollte, und an Viſcher und fragte ſchließlich an, ob er nicht auf der Bibliothek „ein altes Schweinsleder zum Wiederaufweichen" habe, denn er müſſe Geld ſchaffen und an eine neue ſelbſtändige Arbeit könne er jetzt nicht denken.

Sobald Mörike ſeine Berufung an das Katharinenſtift geſichert ſah, hielt er bei Frau von Speeth um Gretchens Hand an; am 15. Auguſt erhielt er die Zuſage der Mutter; am 20. brachte Clara die Freundin nach Stuttgart, und am 22. bezog der Dichter ſeine neue Wohnung in der Auguſtenſtraße Nr. 14; im Spätherbſt ſollte die Hochzeit ſein.

So konnte der Siebenundvierzigjährige nach hartem Ringen des lang erſehnten Zieles ſicher ſein.

Aus den Silhouetten Luiſe von Breitſchwerts zum „Hutzelmännlein".

Das Katharinenstift in Stuttgart.

Siebentes Kapitel.

Am Katharinenstift.

1851—1866.

Es waren der schönen und lieben Erinnerungen nicht wenige, die Mörikes Herz bei seinem Einzug in Stuttgart durchzogen; zahlreicher freilich noch mögen die Erinnerungszeichen des Leids sich ihm vor Augen gestellt haben, schwer mag die Kette so vieler, vieler Enttäuschungen auf seinem Gemüt gelastet haben; daß eines lieben Freundes Frau ihm gerade damals ein „scharfes Lied“ auf Stuttgart gesungen hatte, empfand er als etwas Grausames, und herb war darum auch seine Antwort: „Was faul und hohl hier ist, berührt oder ärgert mich wenig; des Guten aber und des Neuen, es sei persönliches oder von seiten der Kunst ꝛc. ist jedenfalls für einen armen Schlucker so viel da, daß ich, bei meiner physischen und geistigen Gebundenheit, bei meiner ängstlich abgemessenen Diät mir Mäßigung in dem Genuß des Vorhandenen muß befohlen sein lassen.“ Und an Hartlaub schreib er: „Zehntausendmal lieber“ schriebe ich „aus dem geringsten Häuschen in Igelsloch“ als „in dem belobten Stuttgart“. Man wird einräumen müssen, daß dieser Ouverture das nachfolgende Drama wohl entsprochen habe.

Am 19. September 1851 war Mörikes feste Anstellung am Katharinenstift erfolgt, er hatte zunächst eine Stunde deutsche Litteratur in der obersten Klasse zu erteilen und erhielt jährlich 50 Gulden (85 Mk.) Gehalt.

Mittwoch, den 15. Oktober hielt er seine erste Lektion im Katharinenstift, die er unter steigender Teilnahme und Anerkennung fortsetzte. Dienstag, den 25. November fand die Trauung in Mergentheim statt, am 27. zog das junge Paar in Stuttgart ein; zwei Tage darauf kam schon der erste Freundesbesuch: Konstanze Hartlaub; kurz darauf wurde Gretchen bei den Ludwigsburger Freunden und Verwandten vorgestellt.

Da Mörike von vielen Seiten hörte, daß die „Fräuleins" „ausnehmend gut von seinem Schwatz erbaut" gewesen, wie er Hartlaub schrieb, so kündigte er als Privatlektionen an: Vorlesungen aus der antiken Poesie und der modernen deutschen, Zusammenstellung einzelner bedeutender Erscheinungen ꝛc.

Konstanze hatte schon bei ihrem ersten Besuche bemerkt, daß das Leben der Freunde durch die vielen Besuche „gar gestört" sei, und bereits im November klagt Mörike: „Wie ist man hier doch gejagt, in seiner Zeit zersplittert und jeder ruhigen Stimmung beraubt." Diese Umstände scheinen es gewesen zu sein, die ihn auch von dem geplanten Roman „Der Kupferschmied von Rotenburg" wieder abtrieben. Von diesem sind nur noch Vorstudien und eine „unvollkommene Skizze" erhalten. Die Fabel ist etwa diese. Zwei Freunde aus Rotenburg (a. d. Tauber) begründen in Nürnberg ein Geschäft, das nicht gut geht. Nach dem Tode des Einen zieht dessen Wittwe mit ihrem kleinen Töchterchen Auguste, dem Wunsch ihres verstorbenen Mannes entsprechend, nach Rotenburg, während der andere Geschäftsteilhaber nach dem Kap auswandert. Vor seiner Abreise übergiebt dieser seiner Schwester Susanne, die nach dem Tode ihres ersten Mannes, eines Pfarrers, einen Steuereinnehmer geheiratet hat, eine Kiste mit altfränkischem Silbergeschirr mit der Bestimmung, sie solle es unter Umständen zu Geld machen und dies verzinslich anlegen für das jetzt dreijährige Kind des verstorbenen Freundes, ohne daß dessen Witwe etwas von diesen Vorgängen weiß. Nach Jahr und Tag stirbt jener im Auslande und Susanne trifft nun zwar Anordnung, daß dem Kinde das Silber zufällt, kann sich aber von dem in eine Wand eingemauerten Silberzeug nicht trennen. Während einer Reise der Susanne läßt sich ihr zweiter Mann, der Steuereinnehmer, von seinem Freunde, dem Zinngießer, beraten, in diesen Kriegszeiten (1799/1800) das Silber, außer einigen Stücken, zur größeren Sicherheit einzuschmelzen, in eine Kugel zu gießen und als Kirchturmsknopf aufzustecken. Als die Frau nach ihrer Rückkehr die Sache erfährt und die öffentliche Gewalt zu Hilfe ruft, läßt der Zinngießer durch sein Fenster die Kugel in den Garten herab, die nun in die Tauber springt. Als die Kugel später (1805) von einem Fischer beim Mondschein entdeckt wird, kommt die Sache vor Gericht, welches die Kugel

und den Reſt des Silberzeugs der mittlerweile herangewachſenen Auguſte zuſpricht.

Dieſe Geſchichte ſoll ſich innerhalb eines groß angelegten Zeitbildes abſpielen, für das der Dichter eingehende Studien machte. Das Wenige, was vorhanden iſt, beweiſt nicht nur die ſorgfältige Vorarbeit des Dichters, der für die auftretenden Perſonen eine förmliche Zeitrechnung aufſtellte, ſondern auch eine, wenn gleich ganz kurze, lebendige Schilderung und treffende Charakteriſtik der Perſonen, z. B. des Steuereinnehmers, der ein leidenſchaftlicher Petrefaktenſammler iſt. —

Mörike und ſeine Frau.

Um ſeine Einnahmen zu vermehren, hatte Mörike den Plan gefaßt, im „Muſeum“ vor einem größeren Publikum, vorwiegend Damen, Vorleſungen zu halten, die im Januar 1852 begonnen wurden. Sie fanden Dienſtag und Samſtag abends ſtatt, dauerten gewöhnlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden und fielen in die Zeit vom 3. Januar bis 17. April. Es waren im ganzen 16 Vorleſungen — „Damenvorleſungen“ nannte er ſie. — In den drei erſten nahm er den Hamlet in der Art vor, daß er nach einer Einleitung den 1. Akt las, in der folgenden las er Akt 2 und 3, in der dritten beendete er das Stück; dann folgte die Vorleſung der Dramen: Dreikönigsabend, Makbeth, Romeo und Julia, die Königsdramen, Gezähmte Widerſpenſtige ꝛc.; den Schluß machte eine Anzahl deutſcher Gedichte. Dieſe Thätigkeit des Dichters fand eine ganz außerordentliche Teilnahme ſowie begeiſterten Beifall. „Wer ihn einmal“, ſchreibt ein Sachkundiger, „hat leſen hören, wird es nie vergeſſen, denn es war ein Zauberklang in ſeiner Stimme: in herrlicher Tonfülle wie aus verborgenen Tiefen des Gemüts ſtrömend erſchloß ſie das Herz des Hörers, daß ihm die gemeine Welt um ihn her verſank und die goldne Wunderwelt des Ideals vor ſeinem Auge emporſtieg. Man glaubte die Poeſie ſelbſt zu vernehmen und dachte an jene alten Zeiten, in denen ſie noch nicht durch tote Zeichen zum

Auge, sondern durch die lebendige Stimme zum ganzen Menschen gesprochen." Er selbst stand seinen Leistungen allerdings kritischer gegenüber; er bezweifelte z. B., daß Romeo und Julia, diese „zarte Poesie" auf alle gleich befriedigend wirken könne; der 2. Teil des Makbeth sei ihm wohl am besten gelungen.

Die Vorbereitungen für seine Vorlesungen mußte er z. T. im Bett vornehmen, da ihn heftiger Rheumatismus im Rücken am Sitzen und Stehen hinderte. Trotzdem plante er noch Abendvorlesungen bei sich im Hause; das Besuchswesen verdarb ihm dazu einen nicht geringen Teil seiner Tageszeit. Wochen lang hat er nur zwei „Erholungen" zu verzeichnen: einen Besuch in der Kammer der Abgeordneten und in einer Restauration. Soweit Zeit und Gesundheit es erlaubten, fand abends viel Familienverkehr mit Verwandten und Freunden, besonders Mährlen statt, sowie mit alten und neuen Bekannten, unter denen ihm Künstler besonders erwünscht waren. In der besseren Jahreszeit fehlte es auch jetzt an Familienspaziergängen und kleinen Gängen und Reisen in die Nachbarschaft nicht. Unter den jüngeren Bekannten scheint ihm damals J. Klaiber näher getreten zu sein, der ihm tiefes Verständnis und begeisterte Verehrung entgegenbrachte. Das zeigt sich auch da, wo er über Mörike im Bereich seines Hauses urteilt. „Da gab er sich, heißt es, ganz in der unbeschreiblich liebenswürdigen Anmut seines herzensguten Wesens. Man konnte es fast vergessen, wie hoch man ihn verehrte, wenn er so lieb war; man mußte ihm von ganzer Seele gut sein, wenn er so traulich auch mit dem jüngeren Mann plauderte, so treuherzig teilnehmend auf alle die kleinen Wünsche und Sorgen einging, oder wieder, wenn er zu guter Stunde, froh gelaunt sich gehen ließ und allerhand schnurrige Geschichten erzählte und die tollsten Einfälle hatte, und dann wohl mit einemmale die Augenbraue emporzog und die feine Unterlippe sich breit umstülpte, und nun mit fremdem Gesicht und mit verstellter Stimme der Schalk aus ihm die vermessensten Reden führte. Aber im Grunde der Gedanken stand unwandelbar die reine Hochachtung, die man vor seinem Wesen hegte, weil den schlichtbescheidnen Mann eine unsichtbare Mauer, eine stille Würde umhegte. . . . Denn lauter bis auf den Grund der Seele war sein Gemüt, und schon seine Nähe, schon das Bewußtsein seiner Gegenwart wirkte wie der Anhauch einer reineren Welt; . . . wenn man von ihm ging, hatte man das Gefühl, als wäre man bei einem Weisen der alten Zeit, bei einem jener priesterlichen Sänger gewesen, war man doch bei einem echten, vollen Menschen gewesen, dem der Ertrag eines langen, im Elemente der Schönheit verbrachten Lebens die köstlichste Frucht des Menschengeistes, die milde Weisheit, gezeitigt hat." Und eine Enkelin Mährlens schreibt mir, ihre Eltern könnten

nicht genug von den genußreichen Stunden erzählen, die ſie im großelterlichen Hauſe mit Mörike verlebt hätten: Man ſei wie verzaubert geweſen durch die Atmoſphäre, die der Dichter ganz unbewußt durch ſein Weſen um ſich verbreitet habe.

Außer in den Familien der Freunde, Bekannten und Verwandten verkehrte Mörike damals in der Künſtlergeſellſchaft „Bergwerk“ — zwei ſchwarze gekreuzte Hämmer auf weißem Grunde waren ihr Abzeichen —, der er als Ehrenmitglied bis zum Tode angehört hat. Auch ſonſt war der Verkehr des Dichters — oft wider ſeinen Willen — ſehr ausgedehnt und rege, keine Notabilität vom Fache, die nach Stuttgart kam, unterließ ſo leicht einen Beſuch bei ihm.

Dem Jahre 1852 verdanken wir zwei poetiſche Gaben, die zu den bekannteſten und beliebteſten ſeiner Muſe gehören: die Idylle „Der alte Turmhahn“ und das Märchen „Das Stuttgarter Hutzelmännlein“. Der Anfang zu jener war, wie geſagt, in Cleverſulzbach bei Gelegenheit der Erneuerung des Kirchturms entſtanden. Und was iſt nun aus den paar Verſen geworden? Eine der ſchönſten Perlen lyriſch-epiſcher Dichtung, eine ländliche Idylle von unvergleichlich einfacher, ſchlichter Anmut, tiefer und warmer Empfindung und rührend-treuherzigem Tone: ein letzter wehmütiger Abſchiedsgruß an das ländliche Pfarrhaus. Das Märchen vom Hutzelmännlein oder Schuſterkobold war Mitte Dezember 1852 vollendet, am 16. Dezember las er es dem Verleger Schweizerbart in deſſen Hauſe vor, am 22. ſchloß letzterer in des Dichters Wohnung den Verlagsvertrag ab; Anfang Mai des folgenden Jahres kam es zum Verſand.

Die Anfänge auch dieſes Stücks liegen, wie erzählt, weit zurück. Das Motiv der „Glücksſchuhe“ wird ſchon in der erſten Freundſchaftszeit mit Kurz erwähnt. Dem in Proſa geſchriebenen Märchen ſchickt der Dichter folgenden Prolog voraus:

„Ein Kobold gut bin ich bekannt
In dieſer Stadt und weit im Land;
Meines Handwerks ein Schuſter war
Gewiß vor 700 Jahr.
Das Hutzelbrot ich hab erdacht,
Auch viel ſeltſame Streich gemacht.“

Dieſer Kobold, das Hutzelmännlein, ſteht inſofern im Mittelpunkt des frei erfundenen Märchens, als es gleichſam der ſchaffende Geiſt, der spiritus rector des Schuſtergeſells Seppe iſt, deſſen Thaten und Abenteuer im ſchwäbiſchen

Volkston mit unerschöpflich frischem, zuweilen derbem Humor und altväterlicher Anmut erzählt werden.

Der Schustergesell Seppe hatte seinem Stuttgarter Meister, bei dem es ihm nicht mehr gefiel, aufgesagt und war willens den Wanderstab zu ergreifen. In der letzten Nacht, bevor er reiste, saß er allein in der Gesellenkammer sinnend bei trübem Ampellicht; als er aufschaute, sah er auf einer Truhe ein fremdes Männlein sitzen, „kurz und stumpig;" das hatte ein schmutziges Schurzfell

Silhouette Luise von Breitschwerts zum „Hutzelmännlein".

um, sah den Gesellen mit seinen freundlichen hellblauen Augen an und stellte sich ihm vor: „Ich bin der Pechschwitzer, das Hutzelmännlein, der Tröster." Als Wanderpfennig schenkt es dem Burschen 2 Paar Glücksschuhe; eins soll er anziehen, eins unterwegs an eine Straße hinstellen, ohne daß es jemand sieht; obendrein erhielt der Gesell von ihm „ein Laiblein Hutzelbrot", das nimmer alle wird, wenn er stets ein Bänftlein davon übrig läßt. Dafür soll ihm der Bursch „ein Klötzlein Blei" zurückbringen, wenn er es bei Blaubeuren findet. Daselbst nämlich ist der „Blautopf", eine unergründlich tiefe, trichterförmige

Quelle, in der vor Zeiten eine Waſſerfrau ihr Weſen hatte. Unglücklicherweiſe verwechſelte nun der Geſell den einen Schuh von ſeinem Paar mit dem einen vom anderen, das hernach das ſchöne Bronle fand, woraus den beiden manch übler Schnack und Schaden erwuchs. Als aber das Männlein das Klötzlein Blei vom Seppe erhalten hatte, brachte es alles wieder in Ordnung, und der Geſell und das Bronle wurden ein glückliches Paar. In die Erzählung, unter die Regierung Eberhards des Greiners verlegt, iſt die Geſchichte von dem Blautopf, von der „ſchönen Lau“ künſtleriſch verwebt. Dieſe Epiſode hat ſpäter bekanntlich Moritz v. Schwind mit köſtlichen Bildern verſehen. In dem ganzen Stück waltet die ſchöpferiſche Phantaſie des echten Epikers und die heitere Geſtaltungskraft des wahren Humoriſten. Echt homeriſch und echt deutſch zugleich iſt die Charakteriſtik wie die treffende Friſche des Ausdrucks; nur ein paar Beiſpiele. Gleich am Anfang (Geſamtausgabe Bd. II. S. 116) ſingt dem Seppe der „blaue Montag“, der „kurzweilige Vogel“, der ſeinen Namen davon hat, daß er immer einen Tag in der Woche mit der Arbeit ausſetzt,“ ſeine Schelmenlieder ſo verlockend, daß der Geſell ihn fangen will und dabei beinahe den Hals bricht; von prächtiger Charakteriſtik iſt die dicke Wirtin im Nonnenhof, „ein frohes Biederweib, chriſtlich, leutſelig, gütig“ ꝛc. (S. 127 f.); mit ſchalkhafter Derbheit iſt die Scene mit dem Enkelein gezeichnet (S. 134), das „mit rotgeſchlafenen Backen, hemdig, und einen Apfel in der Hand, auf einem runden Stühlchen von guter Ulmer Hafnerarbeit, grünverglaſet“ ſaß; mit ſchelmiſcher Anmut wird der Seppe dargeſtellt, wie er auf der Leiter im Schlote die Würſte aufhängt und um ſeiner Frau Meiſterin Liebe wirbt (S. 186). Wie weiß der Dichter den naſeweiſen Schönfärbergeſellen zu zeichnen: „ſpitzig, witzig, mit Backen roſenrot, Glitzäugelein, ein ſchwarzes Kräuſelhaar dazu,“ der immer ſchwatzt oder pfeift (S. 117), und die ergötzliche Rache, die Seppe an ihm nimmt, (S. 216 f.); wie treffend ſchildert er den Hunger als ſchlimmſten Weggenoß (S. 224 f.) und den totmüden Seppe, der noch nicht weiß, daß das Schlafen in der Mühle gelernt ſein will wie das Pſalmenbeten in der Hölle. (S. 219 f.) Zum Schluß verſpricht der Dichter, ſobald nicht wieder ein Märchen zu Markte zu bringen, denn da gelte auch, „wie geſchrieben ſteht zum Schluß des anderen Buchs der Makkabäer: allzeit Wein oder Waſſer trinken iſt nicht luſtig, ſondern zuweilen Wein, zuweilen Waſſer trinken, das iſt luſtig; alſo iſt es auch luſtig, ſo man mancherlei lieſet.“

Aus ſeinem treuen Herzen ſind gar manche liebe Erinnerungen in dies herrliche Märchen gefloſſen: von Nürtingen, Urach und Bernhauſen. —

Luiſe von Breitſchwert, Stieftochter des Rektors Wolff vom Katharinenſtift,

ſpäter an den Obertribunalrat Walther verheiratet, hat zu dem Märchen Figuren und Scenen aus ſchwarzem Papier meiſterlich ausgeſchnitten, die Mörike auch dichteriſch gewürdigt hat (Ged. S. 280).

Mit dem Vorleſen des Hutzelmännleins begann er ſeine Muſeumsvorleſungen im Jahre 1853 und fuhr fort mit einer Charakteriſtik Göthes, der die Vorleſung von Götter, Helden und Wieland und Vorträge über Seſenheim, Lili und Goethe, die Geſchwiſter, Triumph der Empfindſamkeit, Iphigenia, Fauſt, ausgewählte Gedichte, Xenien und ein Vortrag über Göthe und Schiller als Humoriſten folgten; auch Stücke von Hebel, Ueberſetzungen klaſſiſcher Dichtungen wie Sophokles' Antigone, Euripides' Alceſtis ꝛc. kamen zum Vortrage. —

Das Märchen bot dem Dichter endlich die Gelegenheit, mit einer Gegengabe Th. Storms Brief und Sendung zu erwidern, und ſo hob ſich ſein „Schreibemut" ſo weit, daß es Ende Mai 1853 zu einer Antwort kam, freilich hatte unterdeſſen Frau Konſtanze Storm „zu einem erſten Buben noch zwei andere in die Wirtſchaft gebracht."

Storms Verehrung, ja Liebe für Mörike, der 13 Jahre älter war, rührte ſchon aus der Studentenzeit her, als er mit Theodor Mommſen und deſſen Bruder Tycho das „Liederbuch dreier Freunde" (1843) herausgegeben hatte. In dieſem befindet ſich ein Sonett Th. Mommſens mit der Ueberſchrift: „Eduard Mörike"; der Schluß lautet: „Da fand ich in dem eignen Bett von Mooſe, erblühend im geheimſten Thal von Schwaben, des reichen Liederſommers letzte Roſe." „Man ſah," ſchrieb Storm, „durch dieſe (Mörikes) Gedichte wie durch Zaubergläſer in das Leben des Dichters ſelbſt hinein;" man hatte „den Wunſch, die beſonnten Rebenhügel, die heimlichen Waldplätze oder ſtillen Dorfſeiten aufzuſuchen, denen ſie entſtammt ſind, in des Dichters Pfarrgarten einzutreten und bei ihm ſelber vorzuſprechen." „Da war Tiefe und Grazie, und deutſche Innigkeit verſchmolzen oft mit antiker Plaſtik, der rhythmiſch bewegte Zug des Lieds und doch ein klar umriſſenes Bild; die idylliſchen, von anmutigſtem Humor getragenen Stücke der Sammlung, von farbigſter Gegenſtändlichkeit und doch vom Erdboden losgelöſt und in die reine Luft der Poeſie hinaufgehoben." Das Publikum freilich zeigte wenig Verſtändnis, meinte Storm, denn es vermißte die Phraſen und jene aus der Alltäglichkeit der Anſchauung hervorgehende bequeme Verſtändlichkeit ꝛc.

Es iſt unzweifelhaft, daß zwiſchen beiden Dichtern nicht bloß tiefes Verſtändnis, ſondern auch eine merkliche Uebereinſtimmung in ihrer dichteriſchen Gefühls- und Anſchauungsweiſe beſtand, ſo verſchieden ſie ſonſt auch ſein mögen.

Mit inniger Freude nahm Mörike Storms Mitteilung auf, daß Paul Heyse sich in der Litteraturbeilage zum Deutschen Kunstblatt so günstig über seine Leistungen ausgesprochen hatte; hinsichtlich des Nolten habe er ihn, meint Mörike, offenbar geschont. „Verschiedene Partien im ersten Teil desselben," schreibt er Storm, „sind mir selbst widerwärtig und fordern eine Umarbeitung," die schon im Jahre 1850 vom Dichter geplant war. Storm vermittelte dann

Silhouette Luise von Breitschwerts, zum „Hutzelmännlein".

zwischen Heyse und Mörike den Grußaustausch. Es ist bemerkenswert, daß Storm wie Heyse den Nolten nicht verändert haben wollten.

Neben Uebersetzungen aus griechischen Dichtern, zu denen er sich durch einen Verleger „beschwatzen" ließ, förderte er die Mozartnovelle und dachte „an einen rein poetischen Stoff", wobei ihm „abermals die Makkabäer einfielen."

Außer Gelegenheitsgedichten, von denen zwei einen, wenn man so sagen darf, halbamtlichen Charakter haben (Ged. S. 282 f.) — eins ist ein sinniges

Geburtstags-Gedicht an seine Frau (Gel. 46) — ist aus dieser Zeit nur die köstliche „häusliche Scene“ (Ged. S. 304—309) bekannt: „Unwillkürlich“ reden der Herr Präzeptor Ziborius und seine junge Frau nächtlicher Weile „elegisches Maß“ und der klugen „Rike“ gelingt es die Wahrheit ihres Pentameters zu erweisen: „Ehre genug blieb uns, ehe wir Essig gebraut.“

Auch journalistisch war er zuweilen thätig, wie aus einzelnen Beiträgen zur Allg. Zeitg. hervorgeht, und Mährlen war es, der eine Anfrage wegen Uebernahme der Redaktion des „Salon“ vermittelte; Mörike hatte zuerst trotz vieler Bedenken zugesagt (Oktober 1853), bat dann aber „zu erlauben“, daß er von der besprochenen Redaktion zurück und in die Reihe der Mitarbeiter trete. In der Nachschrift zu diesem Briefe schlägt er als Ausweg vor, den „Salon“ in zwei ungleiche Hälften mit je einem Redakteur zu teilen, eine prosaische und eine poetische. „Ich würde,“ fährt er fort, „letztere übernehmen und könnte helfen, diesem Fache, welches bis jetzt mehr nur als Lückenbüßer angesehen wurde, durch meine persönlichen Verbindungen und eigne Mitwirkung, Revision ꝛc. ein höheres Interesse zu verschaffen, ohne daß ihm ein unverhältnismäßig großer Raum auf Kosten der prosaischen Unterhaltungs-Artikel zugedacht werden sollte.“ Die ganze Sache scheint sich aber wieder zerschlagen zu haben. —

Im Frühjahr 1855 hatte Mörike die große Freude, daß ihm sein Gretchen ein starkes Mädchen schenkte. Am 7. Mai sollte es in der Hospitalkirche getauft werden, Hartlaubs wurden dazu geladen, „damit wir, schreibt der Dichter, die alte Wermbrechtshauser Gevatterschaft, die bisher ja nur einseitig war, aus Anlaß dieses denkwürdigen casus, auf Stuttgarter Grund und Boden erneuern und komplettieren.“

Kurz darauf war die Mozart-Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ endlich vollendet. Die Novelle beruht ebenfalls auf freier Erfindung; der Dichter schuf sich eine einfache Begebenheit: Mozart reist in Begleitung seiner Frau Konstanze nach Prag, um den Don Juan daselbst zur Aufführung zu bringen. Unterwegs läßt sie der Dichter auf einem Landsitze mit einer gräflichen Familie in Berührung kommen, und im Verkehr mit dieser gestaltet sich nun ein meisterhaftes Bild von Mozarts liebenswürdiger und geistvoller Persönlichkeit. Der Dichter gewährt hier seinem Liebling einen Glückstag, den ihm das Geschick versagt hat; er läßt ihn in der sorgenlosen Fülle eines edlen Hauses ein paar selige Stunden seines kurzen Daseins leben und den neuen Freunden einen Vorgenuß seines herrlichsten Werkes geben: „wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht.“ Aber auch

dieſen ſeligen Tag des großen Meiſters muß der Dichter in das wehmütige Lied ausklingen laſſen:

„Ein Tännlein grünet wo, wer weiß im Walde;"

und:

„Zwei ſchwarze Rößlein weiden auf der Wieſe;"

„Denk es, o Seele!"

Im Jahre 1856 erſchien dies Kleinod von Erzählerkunſt in der Einzelausgabe und im ſelben Jahre ſchon mußte eine neue Auflage der Novelle folgen; — die 3. Auflage der Gedichte erſchien ebenfalls in dieſem Jahre —; keine größere Arbeit Mörikes hat eine ſo ungeteilte begeiſterte Aufnahme gefunden. Ein ihm perſönlich ganz Unbekannter, ein preußiſcher Landrat v. W. ſchrieb dem Dichter bald nach dem Erſcheinen: „Sie müßten dem ewigen Gotte danken, der Ihnen die Seele eingehaucht, der dieſe Seele geküßt und Ihnen in dem Kuß die Fülle der Poeſie, der Kunſt zu eigen gegeben." „Eine ſolche Vereinigung der Muſik und der Poeſie wie in Ihrem Mozart traf ich noch nie. . . . Noch weiß ich nicht, ob ich eine Dichtung in Worten gehört, oder ob ich die Wellen der höchſten göttlichſten Muſik im Geiſte vernommen."

Auch die Freunde hatten nicht einen Augenblick an dem durchſchlagenden Erfolg der Novelle gezweifelt, und als nach dem Vorleſen derſelben Rektor Wolff ſagte, er ſei dabei nicht aus einer wehmütigen Stimmung herausgekommen, antwortete der Dichter: „das iſt es aber eigentlich, was ich bezweckte." Freilich waren manche nicht ganz damit zufrieden, daß er „aus der Novelle ſo vieles weggeworfen habe." Beſonders erfreut war Mörike darüber, daß man ihr nicht anſehe, mit wie ſtarken Unterbrechungen ſie gearbeitet, ja wie ſie manchmal beinahe ganz aufgegeben geweſen ſei.

Um ſich ſein Konzept nicht verrücken zu laſſen, hatte er erſt nach der Vollendung der Novelle Mozarts Biographie von Nißen geleſen, aus der er von der Anweſenheit Mozarts mit ſeinem Vater in Ludwigsburg (1763) Kenntnis erhielt. „Alſo," ſchreibt er da an Hartlaub, „hätten die kleinen Füße doch auch auf jenem Pflaſter gewandelt."

Die Mozartnovelle that auch in München ſtarke Wirkung. Schon vorher hatte P. Heyſe den König Max auf Mörike aufmerkſam gemacht, und Auerbach hatte bei ihm ſo geſprochen, als ob es nur auf ihn ankomme, um ſich „ganz warm in München zu betten." Als der Dichter dem Könige Max nun ſeine

Gedichte und die Mozartnovelle geſchickt hatte, antwortete dieſer u. a.: „Inmitten ſo mancher von Leidenſchaft bewegten litterariſchen Schöpfungen der Zeit iſt ein Dichter, der, wie Sie, die Anmut liebt und das heilige Maß eine wohlthuende Erſcheinung“. Mörikes Berufung nach München wurde ernſtlich ins Auge gefaßt, und Geibel übernahm es, bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Stuttgart den Vermittler zu machen. Ein Augenzeuge erzählt von dem Zuſammentreffen beider Dichter und ihrem gemeinſamen Gang nach Cannſtadt: „Auf dem Heimweg bedeckte ſich der Himmel mit Wolkenflocken, welche die untergehende Sonne bemalte. „Welch ein Schauſpiel, lieber Mörike!“ ſagte Geibel, indem er ſchwärmeriſch deſſen Arm ergriff. Dieſer, von dem Gefühlsausbruch faſt erſchreckt, verſetzte: „Das heißt man bei uns Schäfle.“ Dann auf den ihm gemachten Antrag zurückkommend, ſagte Mörike: „Sie dürfen mirs glauben, daß ich dankbarſt die freundliche Abſicht, welche Sie leitet, empfinde. Aber es geht nicht. Wenn Sie wüßten, welchen Entſchluß ſchon es mich koſtet, einer Geſellſchaft zu lieb in einen andern Rock zu ſchlüpfen!“ —

Die Wirkung der Mozartnovelle in Wien blieb nicht hinter der in München zurück; und daß ſie Th. Storm mit ſolchem Entzücken anhörte, war dem Dichter ganz beſonders erfreulich.

Im Auguſt 1855 nämlich hatte Storm, der mit ſeinen Eltern eine Reiſe nach Heidelberg unternehmen wollte, dem Dichter den längſt geplanten Beſuch angekündigt, der auch wirklich ganz der Abſicht gemäß zur Ausführung kam. Da Mörike ſeiner Unterrichtsſtunden halber nicht ſelbſt zum Bahnhof kommen konnte, um Storm abzuholen, hatte Hartlaub dieſen in Empfang genommen. „In der einfach, aber nett eingerichteten Wohnung,“ erzählt Storm, „freilich mehrere Treppen hoch, wurde ich von Frau und Schweſter empfangen. Mörike ſelbſt war noch nicht da; aber während ich mich an einem Glaſe jungen Weins, noch aus dem Garten in Mergentheim, nach der heißen Fahrt erquickte, trat auch er herein. Er war damals erſt 51 Jahre alt; in ſeinen Zügen aber war etwas Erſchlafftes, um nicht zu ſagen Verfallenes, das bei ſeinem lichtblonden Haar nur um ſo mehr hervortrat; zugleich ein faſt kindlich zarter Ausdruck, als ſei das Innerſte dieſes Mannes von dem Treiben der Welt noch unberührt geblieben.

„Er faßte mich an beiden Händen und betrachtete mich mit großer Herzlichkeit. ‚Gelt, Alte, ſagte er dann zu ſeiner Frau, ſo haben wir ihn uns ungefähr vorgeſtellt. Als ich eben da heraufgegangen bin, da habe ich mir die Stufen angeſehen und gedacht, ob wohl der Storm da herüber geſtiegen iſt.‘ Bei den Geſprächen, in die wir bald vertieft waren, offenbarte ſich überall der ihm

innewohnende Drang, ſich alles, auch das Abſtrakteſte gegenſtändlich auszuprägen; die Monaden des Leibnitz erſchienen ihm wie Froſchlaich; von den kleinen Naturbildern des ihm befreundeten Dichters Karl Mayer ſagte er: ‚Er kann nichts paſſieren laſſen, ohne es auf ſeine Art geſpießt zu haben.‘ ꝛc. Von Heine ſagte er: ‚Er iſt ein Dichter ganz und gar, aber nicht eine Viertelſtunde könnte ich mit ihm leben wegen der Lüge ſeines ganzen Weſens.‘ Zu Geibel und Heyſe fühlte er ſich dagegen hingezogen und wünſchte ſich nur Jugend und Geſundheit, um ihnen recht feurig entgegen kommen zu können. Aus Storms „Im Sonnenſchein“, das, wie er ſagte, mit feinem Pinſel ausgeführt ſei, möchte er drei Stellen auf Porzellan gemalt haben. Dann kam er auf ſeine Liebhaberei für Vögel zu ſprechen, und im Schlafzimmer, wo ſein erſt einige Monate altes Kind ſchlief, ſtanden zwei Rotkehlchen im Bauer am Fenſter; ‚richtige Gold- und Silberfäde,‘ ſagte Mörike, ‚ziehe ſie heraus; ſie ſinge ſo leis, ſie wolle das Kind net wecke.‘“

Ueber Tiſch ſprach er beſonders mit Hartlaub in ſeinem behaglichen Schwäbiſch und auf eine Bemerkung Storms über Platt- und Hochdeutſch legte er zutraulich ſeine Hand auf jenes Arm und ſagte lächelnd: „Wiſſe Sie was? Ich möchts doch net miſſe.“

Daß Mörike vor Tiſch betete, war Storm allerdings erſtaunlich und nur als paſtoraler Ueberreſt erklärlich. Bei dem Geſpräch über dichteriſches Schaffen äußerte ſich Mörike dahin, es müſſe nur ſo viel ſein, daß man eine Spur von ſich zurücklaſſe; die Hauptſache ſei aber das Leben ſelbſt, das man darüber nicht vergeſſen dürfe.

Am Nachmittage, erzählt Storm, wurde mir zu Ehren auf nordiſche Weiſe der Theetiſch hergerichtet, Mörike ſelbſt ſchleppte aus ſeinem Studierſtübchen einen Lehnſtuhl herbei, und als Storm ſich geſetzt hatte, begann er ſeinen Mozart, der eben vollendet war, vorzuleſen. „Die noch jugendliche Frau des Dichters ging indeſſen, wie ein freundlicher Hausgeiſt, ab und zu; die wirtſchaftliche Sorge für die Gäſte hatte ſie genötigt, ſich dem pantomimiſch kundgegebenen Wunſche ihres Mannes, ſich mit in unſeren Kreis zu ſetzen, mit dem liebenswürdigſten Ausdruck des Bedauerns zu entziehen. Mörike las, wie mir damals ſchien, vortrefflich; jeder Anflug von Dialekt war dabei verſchwunden.“ Wenn Hartlaub dem Vorleſen mit Begeiſterung folgte, ſo muß Storm von ſich bekennen, daß er davon „freudig hingeriſſen“ war.

Sobald das Geſpräch auf den Nolten kam, klagte Mörike, daß ihm die Umarbeitung nicht gelingen wolle, er habe das Buch ſchon einmal vor Ungeduld an die Wand geworfen. Als aber Storm von der Bearbeitung überhaupt abriet,

entgegnete der Dichter: ein Maler, der ein Bild wiederholt, würde doch nicht „mit Bewußtsein dieselben Verzeichnungen wieder hineinmalen.“ Zum Schluß kam die Rede noch auf Geistergeschichten, die Mörike, wie später Storms Sohn sich ausdrückte, „mit einer die Nachtruhe gefährdenden Meisterschaft“ zu erzählen wußte.

„Bei einem Abendspaziergang durch die Stadt, berichtet Storm weiter, wurde mir die Steinfigur des Hutzelmännleins gezeigt, welche oben an der Ecke eines Hauses huckte; weiterhin trat Mörike in einen Laden und kaufte mir ein paar weiße Kreidestifte, deren ich mich, wie er zu thun pflege, zum bequemen Niederschreiben poetischer Produktionen auf eine Schiefertafel bedienen möchte.“

Am anderen Vormittage kramte Mörike allerhand handschriftliche Raritäten aus, wie ein Gedicht von Heine, mehrere von Hölderlin, auch allerhand kolorierte Zeichnungen, die von einem Zeichenlehrer aus dem vorigen Jahrhundert stammten; Mörike wußte diesen, den er nicht gekannt hatte, in seiner Schilderung so plastisch darzustellen, daß Storm zuletzt sah, „wie das fettige Zöpflein sich auf dem blauen Rockaufschlage hin und wieder rieb.“

Nachmittags kamen Storms Eltern nach, die Mörike prächtig fand. Beim Abschied beschenkte er den Gastfreund nach seiner Art; der von Storm und seinen Eltern öfter angeregte und dringend gewünschte Gegenbesuch Mörikes unterblieb allerdings. —

Mörikes Stellung im Katharinenstift hatte sich unterdessen insofern zu seinen Gunsten verändert, als sein Gehalt schon 1854 auf 100 und Januar 1856 auf 350 Gulden (ca. 600 M.) mit dem Vorbehalt erhöht wurde, daß Mörike gegebenen Falls mehr Stunden erteile, wozu es übrigens nur vorübergehend kam. Im September 1856 erhielt er den Titel Professor, nachdem er schon im August 1852 von der Tübinger Hochschule die philosophische Doktorwürde erhalten hatte. Zeitweilig gab er nicht der obersten, sondern der zweitobersten Klasse den deutschen Unterricht einschließlich des deutschen Aufsatzes. Mörike ließ es sich in seinem Lehramt angelegen sein, seine Schülerinnen zu litterarischem Urteil und Geschmack nicht bloß im allgemeinen anzuleiten, sondern auch in metrischer Beziehung Indem er von ihnen einige selbstgemachte Hexameter verlangte, wollte er sie nicht, wie er sagte, „zum Versemachen anleiten“, sondern damit sie das metrum inne haben, bei der Lektüre solche Verse gut vortragen können sowie auch beurteilen lernen, ob sie gut oder schlecht gemacht sind.

Nachdem er aus Gesundheitsrücksichten seine Museums-Vorlesungen aufgegeben hatte, kündigte er Privatvorlesungen in folgender Weise an: „Der Unterzeichnete hält in seiner Wohnung, Hospitalstraße 36 (vorher hatte er Alleenstraße Nr. 9 gewohnt), vom November an wöchentlich zweimal für eine kleine Anzahl Töchter von 16 bis 20 Jahren Lektionen über die poetische Litteratur der Deutschen — mit Parallelen aus anderen Litteraturen, aus alt-griechischen Dichtern ꝛc. —" Hauptzweck: „Bildung des ästhetischen Urteils durch Betrachtung guter Muster und entsprechender Beispiele." Später können damit auf Wunsch „praktische Uebungen im Vortrage prosaischer und poetischer Stücke verbunden werden." —

Auch für diese Vorlesungen bot ihm das immer wieder aufgenommene Studium des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels neue Anregung. Das Buch ist, urteilt er damals, „in seiner Art ein Buch aller Bücher". Wenn er da so ein Kraftwort traf, das ihm aus der Seele geschrieben war, so zeichnete er es auf. Eine Stelle, die ihm ganz besonders treffend erschien — in einem Briefe Goethes vom 6. März 1800 — hieß wörtlich so: „Die Dichtkunst verlangt im Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen produktiven Zustand." Man könnte Mörikes dichterische Wesenheit nicht tiefer und schlagender bezeichnen als es hier im allgemeinen von Goethe geschehen ist. —

Im Januar 1857 brachte, wie sich Storm auszudrücken pflegte, Frau Margarete noch ein zweites Mädchen in die Wirtschaft, Maria genannt. Die lang ersehnte Reise nach dem geliebten Bodensee konnte in diesem Jahre ausgeführt und all die lieben alten Erinnerungen an ihn aufgefrischt werden. Als im folgenden Jahre sich „die edle Freundin" Luise von Breitschwert verheiratete, widmete ihr Mörike zu ihrem Hochzeitstag das duftige „Wie manchen Morgen, frisch und wohlgemut, im lichten Sommerkleid, Feldblumen auf dem Hut" ꝛc. (Ged. S. 281). Auch im darauf folgenden Jahre kam es nur zu einigen Gelegenheitsgedichten — darunter das schalkhafte Geburtstagsgedicht (Gel. S. 47) an seine Frau, dessen Schluß sich auf einen unterwegs gefundenen kupfernen Fingerring bezieht:

Auf dieses Zeichen geb' ich nichts verloren:
Dein erster Mann lebt noch, gottlob!
Für einen zweiten — bist Du nicht geboren."

Reichlicher floß anfangs der 60 er Jahre die dichterische Quelle. Im Jahre 1860 entstanden das liebliche Stück „Citronenfalter im April" (Ged.

S. 287), die knappe dramatiſche Romanze „Ritterliche Werbung“ (S. 66) mit dem ſchnippiſchen Schluß, das Epigramm auf die Nürtinger Schule, aus der Schelling hervorgegangen war (Ged. S. 277) und an den Rektor des Katharinenſtifts die tiefempfundene Schul-Elegie „Hermippus“ (Ged. S. 263 ff.), der, „vom ſtärkenden Anhauch kindlicher Lippen genährt“, bis ins höchſte Greiſenalter „in geſchloſſener Halle“, „auch wohl öfter im Gärtchen am Haus“ bei beſcheidenem Brot die verſammelten Mädchen lehrt, denn es friſtet Asklepios ſelbſt „ihm die geſegneten Tage“.

Aus dem Jahre 1861 iſt nur ein Gedicht in die Sammlung (S. 69) aufgenommen, „Die Tochter der Heide“, am 3. September an Hartlaub geſandt mit der Bemerkung, es habe zuerſt „Morgentoilette“ geheißen, ſei „aus Anlaß eines engliſchen Kupferſtichs entſtanden“ und „eine Art Pendant zum König Mileſint, mit einer halb ſcherzhaften Schlußwendung, worin doch noch ein Stachel von heftiger Eiferſucht.“ Als Gegengabe für den großen Globus, den ihm Hartlaub geſchenkt hatte, ſandte er dieſem Ende 1861 die köſtliche Epiſtel an das „Glückskind“ Paul Heyſe, zuerſt „Pater Schaffner“ genannt und als „Beſuch in der Karthauſe“ (Ged. S. 240—245) bekannt. Unter jenem Namen aber blieb ſie im Mörike'ſchen Hauſe wie der treueſte Hausfreund; das kleine „Mariele“ kannte ſie vom häufigen Vorleſen alsbald auswendig und trug ſie in des Vaters Tone zum allgemeinen Ergötzen auch im Freundeskreiſe vor.

Dieſer Kreis hatte ſich beſtändig erweitert. Von Schauſpielern war es beſonders Karl Grunert und ſpäter Feodor Löwe, mit denen und deren Familien der Dichter gern Verkehr pflegte; Moritz Hartmann führte ihm J. Turgenjeff zu, mit dem er noch einmal bei der Viardot-Garcia zuſammentraf. Wie dieſe ihn durch den Vortrag ſelbſtkomponierter Mörike-Lieder erfreute, ſo wußte ihm Baron Hornſtein durch ſeine Kompoſitionen Intereſſe abzugewinnen. In Michael Bernays fand Mörike einen „grundgelehrten Mann“, der „ungemein lebhaft und voll Geiſt“ war. Andere litterariſche Bekanntſchaften, namentlich die mit Manuſkripten verſehenen, waren ihm nicht ſehr erfreulich: Bodenſtedts „Marſa“ ſchien ihm als Ganzes nicht halt- und druckbar; H. Linggs „Völkerwanderung“ wirke, meinte er, „unrein und peinlich, betäubend und dumpf“. Ganz Fremder und Unbekannte erſchienen mit Manuſkripten, oder ſchickten ſolche andere übereichten Albums zum Einſchreiben, Autographenſammler und ungezählte andere männlichen und weiblichen Geſchlechts ſchwärmten durch ſein Haus.

Auf Andringen der Seinigen entſchloß ſich der Dichter wenigſtens zu einer „Erklärung“, daß er Manuſkripte nicht mehr durchſehen könne; als ihn aber Frau und Schweſter dazu bringen wollten, wenigſtens eine Sprechſtunde einzu-

richten, lehnte er dies mit der Bemerkung ab, das würde von ihm eine großthueriſche Unbeſcheidenheit ſein. So blieb er denn vorerſt im „Stuttgarter Strudel". Wenn Fanny, die älteſte Tochter, ihre Klavierſtunde hatte, erzählt ſeine Frau, wären nicht genug Zimmer, um allen Beſuch unterzubringen, der oft genug Stunden lang dauerte. Um ſich Sonntags einige Ruhe zu verſchaffen ſchloſſen ſie ſich öfter ein; aber dann drangen doch die Pakete ein. „Keinen Sonntag, ſchreibt Frau Margarete 1861 einmal an Clara, können ſie einen ungeſchoren laſſen; und als wenn Eduard von ihnen beſoldet wäre, ſoll er die Sache — gemeint iſt ein Drama von neun Akten — nochmals durchleſen; wahrſcheinlich hängt ſich aber daran noch anderes, wiewohl er ſchon zwei halbe Tage ſeine Ohren dazu hergab; es iſt zum Blutweinen, wie Eduard ſeine Zeit geſtohlen wird! Der arme Maler Nolten!" Ein andermal, um dieſelbe Zeit, macht ſich die bedrängte Dichterfrau ihrem Manne gegenüber, als er nach Lorch geflohen war, ſo Luft: „Hat man denn hier auch nur eine Stunde vollkommene Ruhe? Kaum war eine bedürftige Frau von mir mit einem Sechſer und Troſtſprüchen entlaſſen, als es wieder läutete: ein Herr war es, der auf ſeine Frage, ob Mörike zu Hauſe ſei, und auf die thörichte Antwort der Magd, Du ſeiſt in Lorch, ſogleich ſagte: ſo, da reiſe ich ihm nach." Er ſtellte ſich dann als bayriſcher Offizier vor, der die Reiſe nur unternommen, um den Dichter kennen zu lernen; und alle Liſten und Ausreden halfen nichts: er hatte auch in Lorch keine Ruhe. Und ſo ging es ohne Gnade und Ende.

Um ſo größer war freilich dann die Freude, wenn Mörike Samſtag Nachmittag mit den Seinigen zu Fuß einen Ausflug machen konnte. Da wurde auch öfter ein Päckchen für arme Leute, die ihnen in der Nachbarſchaft bekannt waren, mitgenommen mit abgelegten Kinderſachen, altem Spielzeug, Aepfeln und dergleichen. So ging's durch Wald und Flur, im „Waldhorn" wurde eingekehrt und ſich erquickt, und auf dem Heimweg durch den Wald wußte der Vater ſo geſchickt den Kuckuck nachzuahmen, daß der ihm aus dem Walde antwortete. —

Ungeteilte Freude erlebte der Dichter auch an manchem Freunde nicht. Als Strauß ſeinen Aufſatz über das Tübinger Kleeblatt — Mörike—Bauer—Waiblinger — von neuem erſcheinen ließ, war es ihm ſehr verwunderlich, wie einer „einen alten Freund bei deſſen Leibesleben auf ſolche Art dem Publikum ausſtellen mag". Strauß der Menſch ſcheine in Strauß dem Autor aufgegangen zu ſein. Auch Hermann Kurz meldete ſich wieder litterariſch an, indem er ihm den „Fremdling" ohne Begleitwort zuſchickte. Mörike hatte Kurz, der 1843 nach Karlsruhe übergeſiedelt war, zuletzt ſeine „Idylle vom Bodenſee" überſandt, aber, wie es ſcheint, keine Antwort erhalten. Als Kurz im Jahre 1848 Führer

der Radikalen in Stuttgart geworden, war es, wie bekannt, zum völligen Bruch zwiſchen beiden Freunden gekommen. Jener Verſuch ohne ein Freundeswort ſchlug nicht ein, der „Fremdling“ erſchien Mörike als „eine Art Märchen und Gleichnis in Bezug auf ſein eignes (Kurz') Schickſal, ſtolz reſigniert und mir nicht angenehm.“ Erſt ſpätere Annäherungsverſuche führten wieder zu gegenſeitigem herzlichen Einvernehmen.

Profeſſor Mährlen.

Seitdem Mährlen ſeine Profeſſur am Polytechnikum in Stuttgart mit einer Stellung im ſtatiſtiſch-topographiſchen Bureau (1860) bezw. in der Centralſtelle für Handel und Gewerbe vertauſcht hatte, ging er auf dem Wege zur Kanzlei gewöhnlich nach Tiſch zu dem alten Freunde, um ihm etwas Süßes vom Nachtiſch und der gleichen mitzubringen. Und wie die beiden Freunde einſt einen gemeinſamen Schlafrock und Cylinder, genannt Schloſſer, gehabt hatten, ſo ſtellte Mährlen ſchon ſeit Jahrzehnten für den Freund faſt jedesmal den Beſuch- und Feſtfrack. Eine gemeinſame Reiſe rechneten beide zu ihren höchſten Genüſſen; auch in den Sommerferien 1862 führten ſie eine ſolche nach Rippoldsau ꝛc. aus, und bei der Heimkehr meinte der Dichter: „Eine Vakanz ohne Exkurſion iſt eigentlich keine rechte. Es iſt hintennach, als wenn man ſich in ein ungemachtes Bett legen muß.“

War Mährlen verreiſt, dann half Profeſſor Klaiber mit dem Feſtfrack aus, den der Dichter dann als „einen der gelehrteſten und ehrwürdigſten Fräcke im ganzen Lande“ preiſt. Von einem Unbekannten war einmal „dem hochgeſchätzten Dichter“ eine franzöſiſche Ueberſetzung des „Gärtner“ nebſt einem Thaler überſandt worden, für den er ſich eine Flaſche vom „Allerbeſten“ kaufen ſollte. Mörike leitete ſpäter (Mai 1867) dieſe Spende in Geſtalt einer Flaſche

Champagner an Freund Klaiber, der kurz vorher ihn durch eine Vorleſung über ſeine Gedichte erfreut hatte, mit folgenden Diſtichen weiter:

* * „Was Du Guter dem Gärtner erzeigt und der übrigen Sippſchaft,
Solches zu lohnen, — was ſind Roſen und Nelken für Dich?
Hätt ich nur Flaſchen genug vom „allerabeſten" im Keller!
Aber nun heißet es: Nimm Eine für Tauſend von mir!"

„Allerabeſten" im 3. Vers war eine Anſpielung auf einen längſt verſtorbenen Pfarrer, deſſen gravitätiſche Sprechweiſe der Dichter unter Freunden zuweilen nachmachte. Recht bezeichnend für Mörike iſt ſowohl ſeine dichteriſche Reiſe mit L. Richter, auf der ſich dieſer „immer praktiſcher" erwieſen haben ſollte als jener (Ged. S. 249 ff.), als auch „Jedem das Seine" (Ged. S. 65) mit ſeinem neckiſchen Schluß: „Mein iſt das Mädchen und Dein der Knopf." Das innig-fromme „Schlafendes Jeſuskind", zuerſt „Der Erlöſer" überſchrieben, (Ged. S. 163) trägt im Original das Datum: 14. März 1862. —

Freudig bewegt wurde Mörike, als ihm zu Schillers Geburtstag der Verwaltungsrat der Schillerſtiftung eine Ehrengabe ſandte und in deſſen Begleitſchreiben, das von Dingelſtedt unterzeichnet war, ausſprach: „Nicht nur die Tiefe und Weihe Ihrer lyriſchen Eingebungen, auch die Lieblichkeit und plaſtiſche Schönheit Ihrer epiſchen Darſtellungen haben Ihnen das Herz der Nation gewonnen." Ein wirkliches Verdienſt um Mörike erwarb ſich aber der Verwaltungsrat der Stiftung, als er ihm im folgenden Jahre eine jährliche Penſion von 900 Mk. ausſetzte. Kurz nach jener erſten Gabe erhielt er ein Telegramm von Kaulbach, daß ihm der Maximilians-Orden verliehen ſei; Anfang Dezember 1862 (8./12.) überbrachte der bayriſche Geſandte in Stuttgart die Inſignien. Als der Dichter darüber an Hartlaub berichtete, ſchrieb er in ſeiner ſchlichtbeſcheidenen Art: „Bei all dem hatte ich wahrhaftig und habe noch die Empfindung, als liege ein ſeltſamer Irrtum zu Grund. Wenn ich das Wenige, was von mir ausgegangen iſt, anſehe, ſo weiß ich wirklich nicht, wie ich zu dieſer Auszeichnung komme."

Wie er ſpäter hörte, Kaulbach habe die Verleihung des Ordens an ihn durchgeſetzt, während Geibel dieſe Auszeichnung für P. Heyſe wünſchte, fand er letzteres „höchſt natürlich, recht und billig", und fügte hinzu: „Seitdem ich dies weiß, will mich der ganze Handel etwas drücken." —

Als eine „wahre Herzenserquickung" las Mörike in jener Zeit Boiſſerées Biographie nebſt Briefen von und an Goethe. „Ein ſchönerer Charakter als

dieser Boisserée, urteilt er, auf solcher Höhe der Bildung ist schwerlich in der Welt zu finden."

Mörikes „spekulative Sehnsucht war es, die ihn immer wieder zu philosophischen Studien, damals zu Schopenhauers Leben und Werken führte, die er „höchst merkwürdig" fand.

Tieferes Interesse erregten indes bei ihm Hebbels „Nibelungen," die ihm der Dichter zugesandt hatte: er fand das Werk „bei aller Eigenheit eines halb änigmatisch-zugespitzten Stils der Größe des Originals nicht unangemessen." Und als Ende Juni 1862 der Dichter selbst auf seiner Rückreise aus London bei ihm vorgesprochen hatte, schrieb er an Hartlaub: „Dieser Hebbel ist ein Glutmensch durch und durch, zugleich von einem schneidenden Verstand, und wo er Liebe, Anerkennung findet wie bei mir nichts weniger als herb und verletzend, wofür er insgemein gilt, vielmehr recht gut und menschlich, äußerst beredt auf alles Mögliche mit gleicher Lebhaftigkeit eingehend." Charakteristisch ist für Mörike die Art, wie er Hebbels Gedichte in einem Briefe an ihn in einer „registermäßigen Manier" bespricht. Nur ein paar Beispiele: Er findet zwar in „Ein Spaziergang in Paris" den Treff auf Meyerbeer „wohlverdient", „nur weiß ich nicht," fährt er fort, „ob der Spaß in Ansehung des Ganzen und der darin herrschenden Stimmung nicht etwas unverhältnismäßig stark hervorsticht." Hebbel hat die „Erleuchtung" begonnen mit „in unermeßlich tiefen Stunden", das scheint Mörike „zu laut für den Anfang." Im Anschluß an Hebbels Sonette bekennt er „jene spekulative Sehnsucht", die nicht aufhört und aufhören soll uns zu regieren ꝛc. Tief erschüttert wurde er durch den ganz unerwarteten Tod Hebbels im folgenden Jahre. Hebbel habe allerdings, schreibt er Hartlaub, längst Todesahnungen gehabt, habe aber bei seinem Stuttgarter Besuch gar nicht leidend ausgesehen; geistige Aufregung und Arbeit, sowie seine gewaltsame Kaltwasser-Anwendung hätten wohl so schnell sein Ende herbeigeführt.

„Vielfach sind zum Hades die Pfade" sang Mörike damals, sah „in die nachtschaurige Kluft schwindelnd hinab" und erwog wohl „das eigne Todesgeschick". Diesem klassischen Grabgesang. „Erinna an Sappho" (Ged. S. 113) folgten in demselben Jahre die „Bilder aus Bebenhausen" (Ged. S. 266 ff.) in Distichen. Ende August nämlich zog der Dichter mit Clara und Mariele in das ehemalige Gasthaus der früheren Abtei Bebenhausen, damals wie jetzt noch im Besitz der Kielmayerschen Familie. Freund Wolff, Rektor des Katharinenstifts, mit der Tochter Kielmayers, Luise v. Breitschwerts Mutter, in zweiter Ehe verheiratet, hatte den Dichter endlich überredet, sich diese Erholung zu gönnen. Zunächst freilich verdüsterte ihm die Abgeschiedenheit und klösterliche Umgebung

den Kopf etwas; „ich wurde ganz ſchwer und einſilbig,“ ſchreibt er Hartlaub, „ſodaß die Clara ſagte, ſie habe mich noch nie ſo verpelzt und verduſelt geſehen.“ Aber dieſen Uebergangszuſtand hatte er bald überwunden und ſchwelgte dann um ſo mehr in Kunſt und Natur, als ihn bei ſeinem einſamen Garten- und Kreuzgangweg der Küſter auf der herrlichen Orgel der Abteikirche begleitete. Am 1. September überſandte er Hartlaub 9 von den 11 Bildern, die noch fehlenden — Nr. 7 und 8 — vollendete er (15. Oktober 1863) auf der Heimreiſe im Eiſenbahnwagen, als der Zug wegen eines Schadens am Geleiſe etwa 1 Stunde halten mußte, mitten unter dem Schwatzen und Summen erregt-neugieriger Menſchen.

Clara Mörike,
nach der Silhouette
Louiſe von Breitſchwerts.

Für die Krone der ganzen Reiſe hält der Dichter ſelbſt ſeine Fußreiſe nach Tübingen am 13 Oktober. Nach einem Beſuche bei K. Mayer und Holland, der mit Uhlands Nachlaß beſchäftigt war, trieb ihn ſein Herz zu deſſen Wittwe. „Sie war,“ ſchreibt er an Hartlaub, „ſoweit es die Trockenheit ihrer Natur oder ihrer Manier erlaubte, freundlich entgegenkommend“; ſie zeigte ihm auch ein Paket ungedruckter Gedichte, gegen deren Veröffentlichung ſie Skrupel hatte, die Mörike unbegründet fand; zuletzt gab ſie ihm das Blättchen, auf dem Uhland ſeine Bemerkungen über den im Hutzelmännlein vorkommenden Zahn niedergeſchrieben hatte, der unſichtbar macht: Uhland hatte dies Motiv in einer Sage gefunden, Mörike, der davon nichts wußte, ſah es als ſeine Erfindung an und las nun Uhlands Worte: jener Zauberzahn ſei in unergründlicher Tiefe verſunken geweſen, „bis ein ſchwäbiſcher Dichter neuerlich ihn — am Rande des Blautopfs wieder gefunden.“ Am Nachmittage führte der Dichter ſeine Schweſter und Mariele zu den lieben alten Erinnerungsorten: in die Schloßküferei, die alten Tiſche und die Laube ſtanden noch, wo er mit Bauer nach der Scheibe geſchoſſen; die ſelige „Beckbeckin“ ſah er im Vorbeigehen mit Seufzen an, ſowie den bedeckten Stufengang, durch den man Sonntag morgens aus der Kirche entwiſchte ꝛc. —

Bald nach der Rückkehr nach Stuttgart trat bei ihm — er war ſehr unwohl — trotz aller Abwehr ein Mann ein, dem die Thürhüterin ſich nicht gewachſen zeigte: Bogumil Goltz, „eine große ſtattliche Figur mit ein paar feurigen Augen, ſein Geſpräch von einer entſetzlichen Lebhaftigkeit. Was er aus ſeiner unaffektiert

enthuſiaſtiſchen Naturanſchauung heraus, z. B. von dem eigentümlichen Eindruck der gewöhnlichſten Dinge auf eine feingeſtimmte Seele ſprach, und daß ſein ganzes Leben nur ein tägliches und ſtündliches Staunen über die Tiefe ſei ꝛc. ließ ſich wohl hören."

Wie im Jahre 1859 der italieniſche Krieg Mörike ſtark beſchäftigt hatte, ſo drängte jetzt die Sache der Schleswig-Holſteiner alles Andre in den Hintergrund; bis tief in die Nacht hinein mußte Gretchen die Zeitungen vorleſen. „Was iſt da aber," ſchreibt er Hartlaub, „viel zu prophezeien? Ob der preußiſche Rüſſel und der lange Franz bei ihrer Spiegelfechterei, vielleicht durch den Proteſt der allgemeinen Bewegung geſchreckt, ſich doch noch anders beſinnen, und wie dann das Urteil in Frankfurt lautet, muß ſich nächſtens ausweiſen." Ein komiſches Diſtichon gegen die Dänen ließen die Kinder, zumal Mariele, ſo unabläſſig erſchallen, daß es „der Clara verdrießlich" ward. —

Eduard Mörike,
nach der Silhouette
Louiſe von Breitſchwerts.

Bei ſeinem letzten Aufenthalt in Tübingen hatte Mörike gelegentlich eines Beſuchs beim Muſikdirektor Scherzer Schwinds Darſtellung des Märchens von den ſieben Raben geſehen, er empfand ſie zunächſt als „eine Sonderbarkeit, eine bildliche Symphonie von Beethoven." Den Weſensverwandten hatte er ſchon länger herausgeſpürt, und als Hartlaubs Tochter Clara im Spätherbſt 1862 nach München reiſte, hatte er ſie gebeten, falls ſie Gelegenheit habe, Schwind zu ſehen, ihm Mörikes „beſonderen Reſpekt zu bezeugen." Das war für einen ſo zurückhaltenden und ſchweigſamen Mann ſchon viel. Weit mehr aber iſt es, daß er es war, der den Briefwechſel mit Schwind veranlaßt hat, ein Vorgang, der in des Dichters Leben durchaus vereinzelt iſt.

In dem Teil des Nachlaſſes, der mir zur Verfügung geſtellt worden iſt, befindet ſich die Urſchrift des erſten Briefes, der wie Schwinds Antwort verloren gegangen iſt, auf einem Blatt, an deſſen Kopf Mörike mit roter Tinte den Vermerk gemacht hat: „An Schwind mit dem Gedichte Erinna ꝛc geſchrieben."

Der Wortlaut iſt folgender: „Geſtatten Sie einem Ihnen perſönlich ganz Unbekannten die Mitteilung eines Anliegens, das zwar nicht zunächſt ſein eigenes iſt, bei dem er jedoch auch keineswegs nur als uneigennütziger Referent angeſehen werden möchte.

Ich beſuchte unlängſt in Tübingen den Herrn Muſikdirektor Otto Scherzer — Ihnen von München her wohlbekannt — und las unter anderem beiliegendes kleines Gedicht. Es ſchien ihm zu gefallen und ſpäter regte er bei ſeinem hieſigen Freunde, Herrn Dr. Kray, Buchhändler und Herausgeber der illuſtrierten Zeitſchrift Freya, den lebhaften Wunſch an, dasſelbe von einer Schwind'ſchen Zeichnung in dem eben genannten Blatte begleitet zu ſehen. Ich ſollte Ihnen die Verſe vorlegen und das Geſuch durch meines unterſtützen. Nun hat mir zwar Herr Scherzer ſchon ſonſt, ſo oft wir uns von Ihnen unterhielten, und uns an der unerſchöpflichen Schönheit der ſieben Raben oder anderm erquickten, verſichert, wie freundlichen Anteil Sie jederzeit an meinen wenigen Arbeiten genommen, und ich habe mir, eben weil es der Anteil eines Malers und dieſes Malers iſt, im ſtillen immer viel darauf zu gut gethan. Deſſen ungeachtet entſchloß ich mich nicht ohne Bedenken zu dieſer Empfehlung, die doch am Ende weſentlich meinem eignen Vorteil gilt. Ich weiß wie unwillkommen häufig einem Künſtler dergl. von außen dargebotene Aufgaben ſind und ſein müſſen. Scherzer ſagte zu Kray: „Dieſer Mann kann alles was er nur will, und gewöhnlich kommt er den Sachen von einer Seite bei, wovon wir andern keine Ahnung haben." Das iſt ſehr wahr. Ob aber der Meiſter gerade dieſes, und ob er es jetzt gerade will, iſt eine Frage, und darauf müſſen wir es denn ankommen laſſen.

Marie Mörike, nach der Silhouette Louiſe von Breitſchwerts.

Erlauben Sie mir noch die Bemerkung, daß die Freya, meines Erachtens, eine der (Lücke) Zeitſchriften ihrer Art iſt, und daß der Verleger als ein feinſinniger Mann den Wert eines Beitrages von Ihrer Hand vollkommen zu ſchätzen verſteht.

In jedem Falle freue ich mich des Anlaſſes, Ihnen die große Verehrung und Liebe bezeugen zu können, mit welcher ich ſeit lange bin und ſtets verbleibe

Ihr"

Wie wir aus der Korrespondenz mit Hartlaub wissen, antwortete Schwind sogleich freundlich, meinte aber, dies Gedicht eigne sich nicht zur Illustration, herzlich gern wolle er aber etwas Anderes von Mörike vornehmen, z. B. den sicheren Mann. Schwind, der auch in diesem Briefwechsel alsbald die Führung übernimmt, wollte sogleich den neuen Freund zu einem Besuch in München persuadieren, aber „man sagt Ihnen nach," fährt er fort, „Sie seien über die Maßen ansässig." Schwind tröstete sich hiermit gleichsam selbst; Mörikes körperlicher Zustand bot für seine Seßhaftigkeit Grund genug. Und gerade damals stand es mit seiner Gesundheit nicht gut; namentlich erkältete er sich häufig, wenn er bei ungünstigem Wetter nach seiner Lehrthätigkeit den Heimweg machen mußte; an seine Schwester schrieb er, als sie verreist war, einmal folgende ganz ungestiefelte Hexameter:

* * „Eben dem Stift Katharinas entwandelend, regenbeträufelt
Und von didaktischem Schweiße bedeckt, in Eile vertausch ich
Stiefel und Hosen und Hemd, Dich noch vor Tische zu grüßen,
Beste Clarissa, mit innigem Gruß, und das Fräulein im Armstuhl."

Fanny Mörike,
nach der Silhouette
Louise von Breitschwerts.

Die Sorgen um den Gang der öffentlichen Dinge lasteten auf ihm, die Muse schwieg darüber; so nahm er den Anakreon wieder vor, und zwar zunächst die Stücke, von denen er eine Uebersetzung nicht kannte. Als ihm nun ein Verleger den Antrag machte, einen deutschen Anakreon in einer Miniaturausgabe herauszugeben, lehnte Mörike dies ab und schrieb darüber an Hartlaub, der indes nach Stöckenburg versetzt war, wenn er auch die paar hundert Gulden gern und leicht verdient hätte, so hieße das doch sein Gewissen verletzen, wenn man so was dem großen Publikum „als besonderen Leckerbissen" vorsetzen wolle. Nachdem er seinen „Anakreon und die sogenannten Anakreontischen Lieder 1864" an Schwind geschickt hatte, antwortete dieser: „ich will aufrichtig gestehen, daß mich Ihre Vorrede noch mehr angezogen hat als die treffliche Uebersetzung der Gedichte." Denn „schließlich dachte ich: es lebe Deutschland, das alte,

gelehrte, verſeſſene Deutſchland, das nie zugreifen kann, und wenn man's ihm um's Maul ſchmiert. Nehmen Sie mir's nicht übel, aber es wird Einem ſchlimm, wenn ein Mann wie Sie Zeit hat zu überſetzen, und vollends eine Ueberſetzung nebſt Zubehör für den Druck herzurichten. Wenn uns dieſe Arbeit ein einziges Gedicht von Ihnen koſtet, ſo iſt der ganze Anakreon zu teuer bezahlt. Ich tröſte mich damit, daß etwa die Beſchäftigung mit den Alten Sie zu der unvergleichlichen „Erinna" veranlaßt hat. Sagen Sie ſelber, ob ein ſo ſchönes Gedicht im Anakreon ſteht? Ich glaube es nicht." —

Mörikes ſchwankende Geſundheit veranlaßte ihn wieder zu einem längeren Aufenthalt in Bebenhauſen; daran ſchloß ſich dann in Stuttgart eine „frühe Trinkkur", die ihm „neuen Lebensmut" gab. Als ſein Uebel, namentlich die Schmerzen in den Füßen ſich wieder einſtellten, ergab er ſich eine Zeit lang „mit Leib und Seele der Homöopathie". Dabei hatte er die „Briefſcheue, die, wenn einmal ein Aufſchub ſtattgefunden hat, und das aus Gründen, die ſich noch etwa hören ließen, kein Maß und Ziel mehr findet"; hatte er aber einmal angefangen zu ſchreiben, ſo kam einer und ſaß ihm ein paar Stunden da, bis ein unerträglicher Kopfſchmerz ihn zu allem unfähig machte.

An äußeren Ehren fehlte es dem Dichter auch damals nicht: König Karl verlieh ihm eine Ordensauszeichnung, denn ſein neuer Landesherr, der litterariſche und künſtleriſche Intereſſen hatte, war wie die Königin Olga dem Dichter und den Seinigen wohl gewogen, wie ſie durch mehrfache Beſuche im Katharinenſtift und beſonders in den Lehrſtunden Mörikes deutlich bekundeten. Auch ſonſt fehlte es ihm nicht an freundlicher Teilnahme: B. Gugler überſandte ihm ſeine Kompoſition von „Septembermorgen", Hugo Pierſon hatte „Schön-Rohtraut" in Muſik geſetzt, im Katharinenſtift überreichte ihm eine Schülerin zwei photographiſche Bildchen von Pocci in deſſen Auftrage. Als L. Richter ihm eine Zeichnung überſandt hatte, war er „außerordentlich erfreut" und ſchrieb an Hartlaub: „wie ehrlich, ungeziert und edel iſt der Mann auch hier in ſeiner Sprache;" Lebenszeichen von Th. Storm und dem „trefflichen" Kl. Groth, den er durch jenen kennen gelernt hatte, liefen ebenfalls ein; Schwinds Beſuch im Oktober ſteigerte ſeine Freude. Den Antrag des Kultusminiſteriums, der nach einer Audienz Mörikes beim König im November 1864 an ihn kam, Vorleſungen am Polytechnikum zu halten, lehnte er ſeiner ſchwankenden Geſundheit wegen ab. Innerlich ſcheint ihn in dieſer Zeit ſtark eine Mitteilung des Rektors Köſtlin in Nürtingen (vom 22. Oktober 1864) beſchäftigt zu haben. Dieſer hatte nämlich auf einer Wanderung an einem der letzten Häuſer des Dorfes Nehren, ſüdlich von Tübingen, unter dem Dach auf einem weißen Brett eine

Inschrift mit schwarzen Buchstaben gefunden, die lautete: „Der Mensch hat Kreuz und Leiden“ ꝛc. Köstlin fragt bei ihm an: wie kommt das ins Hutzelmännlein, wo es mit leichter Aenderung heißt (S. 223): „Ich habe Kreuz und Leiden“ ꝛc.? Ob der Dichter darauf eine Antwort gegeben hat, kann ich nicht sagen; vielleicht hat die Mitteilung ihn aber zu dem schwermütigen Gedicht „Auf der Wanderung“ veranlaßt, das jetzt den Schluß der Sammlung macht.

Dem lieben Freunde Marus (Mährlen), der Ulmer Bürger war, sandte der Dichter zu dessen Geburtstag (14. September) einen alten Holzschnitt der Stadt Ulm im Mittelalter, dem er in schöner Schnörkelschrift folgende Widmung beifügte:

* * „Wer diese Stadt nicht ehrt um ihren besten Sohn,
Der heißet nicht mein Freund, ich biet ihm Trotz und Hohn;
Ja, sei er wer er sei, ich weis' ihm die Manier,
Der Leineweber heut vor seiner Stubenthür.“

Auch den Hausfreund J. G. Fischer erfreute er mit zwei Distichen (Ged. S. 277); aus demselben Jahre rührt das sinnige Gelegenheitsgedicht an eine Freundin her (Gel. S. 110), sowie das mit Wehmut gemischte Scherzgedicht „An Gretchen“ (Ged. S. 263).

Zu einer lange nicht mehr geübten Art dichterischer Produktion wurde er durch ein seltsames Abenteuer angeregt, das er auf einer Reise nach Cleversulzbach und Stöckenburg erlebte. Unterwegs mußte er nämlich über Nacht in einem Gasthof bleiben, in dem eine Hochzeit gefeiert wurde; der einzige Raum, der für ihn übrig blieb, war eine Art Saal, an dessen Thüre ein adliges Wappen in Stein ausgeführt war. Seinem Bette gegenüber an der Wand hing ein schwarzes Tuch, das ihm unerklärlich war. Die Gedanken über dieses Rätsel verursachten in ihm eine gewisse Bangigkeit, sodaß er das Licht wieder anzündete und nochmals zu seiner Nachtlektüre — es war Kants Kritik der reinen Vernunft — griff, als er an die Stelle kam: „denn sinnliche Wahrnehmung, wenn sie den Schatten eines Menschen“ ꝛc., diese Stelle wiederholte sich unwillkürlich bei ihm; meine Phantasie, erzählt er, bildet rasch eine ganze Fabel aus der Aehnlichkeit mit der Gräfin im „Schatz“, er fürchtet sich vor seinem eignen Gespenst, vertreibt den Teufel mit dem Teufel und macht ein Gedicht daraus; fünf Strophen waren bis zum Morgengrauen geschaffen: So entstand die Romanze „Der Schatten“ (Ged. S. 77).

Von litterarischen Leuten war Auerbach auch im Herbst 1865 zweimal bei ihm und wußte viel von seinen vornehmen Bekanntschaften zu erzählen; trotzdem

meint Mörike, ſein Geſpräch ziehe mehr an als was er ſchreibt; von ſeinem letzten Roman „Auf der Höhe" fühlte er ſich zumal wegen der Unwahrhaftigkeit und der Phraſen „aufs äußerſte zurückgeſtoßen". Während eines Augenleidens das ihn den ganzen Dezember plagte, las ihm Rektor Wolff aus Reuters „Ut mine Stromtid" vor, die dem Dichter ſehr gefallen zu haben ſcheint. Kaum konnte er wieder die Augen gebrauchen, ſo war er Freunden und Bekannten zu Dienſten; er überſandte z. B. an Künzel „ein ganzes Heft Autographa", (Gel. S. 106); und die Rezenſentenarbeit für Cotta konnte wieder aufgenommen werden. Im Frühjahr 1866 erfreute ihn P. Heyſe durch ſeinen Beſuch und dann durch die Zuſendung von ſeiner und ſeiner Kinder Photographien und einigen Schriften von ihm. Um dieſelbe Zeit waren endlich die Verhandlungen zwiſchen Viſcher und der Regierung, die Mörike ſeit Jahresfriſt in beider Auftrag geführt bezw. vermittelt hatte, zum Abſchluß gekommen: Viſcher zeigte dem Freunde (18. April 1866) „ſeinen Entſchluß zur Rückkehr ins Vaterland" an, dankte ihm für ſeine „ſtets erneute Bemühung" und nannte ihn den „Vermittler ſeiner neuen Lebensſtellung".

Die 4. Auflage der Gedichte, zu der Hartlaub der Ratſchläge nicht wenige und nahezu alle Jahreszahlen geben ſollte, wurde in dem auch für unſeren Dichter perſönlich unerfreulichen Kriegsjahr 1866 in Angriff genommen; von Gedichten ſind nur die beiden innigen Gelegenheitsgedichte „Das Türmerskind an ſeine Patin" (Gel. S. 88) und das zu Auguſte Mährlens Hochzeit geſandte „Lang, lang iſt's her" (Ged. S. 271) beſonders zu erwähnen. In jenen aufregenden Maitagen erſchien plötzlich bei ihm der treue Käferle, den er ſeit 30 Jahren nicht mehr geſehen hatte, und ſo ſaßen die beiden alten Freunde ſechs Stunden zuſammen, die wie eine verflogen waren. — Bis Mitte Mai wollte Mörike nicht an die Möglichkeit des Krieges glauben; allein als der Pariſer Kongreß, „der einem ſchon an und für ſich ein Greuel ſein muß" berufen war, ſchien ihm der Krieg unvermeidlich, denn von einem ſolchen Kongreß „kann ja kein vernünftiger Menſch etwas hoffen" ſchrieb er an Hartlaub. Obgleich er wegen ſeines ſchlechten Geſundheitsſtandes eine lange Badekur in Wemdingen gebrauchen mußte, ſind alle entſcheidenden Vorgänge des Jahres von ihm in ſein Kalender-Tagebuch eingeſchrieben, vom 5. Juni „Krieg vor der Thür" bis zum 5. Juli „Einmiſchung Napoleons". Die Stimmung bei den Freunden, beſonders Hartlaub, war wie bei Mörike entſchieden anti-preußiſch und äußerte ſich bei letzterem ſogar in einem ſehr bitteren Epigramm auf Bismarck. Sobald er aber den Inhalt der Friedensſchlüſſe erfahren hatte, begann er Bismarcks Politik zu verſtehen und ſich, zum Mißfallen Hartlaubs, Preußen zuzuwenden.

Am 1. September erfreute ihn Schwind wieder mit einem Besuche; aber sein Befinden schlug abermals um, und so faßte er Ende Oktober den Entschluß, um seine Pensionierung einzukommen, am 20. November hielt er seine letzte Unterrichtsstunde und an demselben Tage wurde er „wegen seiner leidenden Gesundheit unter gnädigster Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienste in Gnaden in Ruhestand versetzt und ihm bei diesem Anlaß mit Rücksicht auf seine Verdienste als deutscher Dichter die bisher von ihm als Lehrer des Katharinenstifts bezogene jährliche Besoldung von 350 Fl. (600 M.) auch fernerhin als eine aus der Oberhofkasse Sr. Majestät zu bezahlende Gnadenpension bewilligt."

Seine Schülerinnen schieden in Trauer von ihm und hörten nicht auf seinen Abgang zu beklagen und seine Lehrthätigkeit zu rühmen, die sie so erquickend und erfrischend an ihren Herzen erfahren hatten.

Zur selben Zeit hatte Vischer seine doppelte Lehrthätigkeit in Tübingen und am Polytechnikum in Stuttgart begonnen; so konnte der persönliche Verkehr, der in den letzten Jahren sehr rege gewesen, fortgesetzt werden; Mörike wurde auch sein sowie Lübkes fleißiger Zuhörer, so lange er noch in Stuttgart aushielt.

Seiner freundschaftlichen Hochschätzung L. Richters (vergl. auch Gel. S. 106) gab er durch einen kleinen Scherz zu dessen Geburtstag (28. September 1866) Ausdruck: „Der alte Cleversulzbacher Turmhahn Herrn Ludwig Richter zum Geburtstag."

* * „Dem edlen Meister, der mich kennt,
Mach ich mein dankbar Kompliment,
— Daß Gott ihn uns noch lang bewahre!
Von Herzen gern die Hälfte meiner Jahre
Wär' ihm, zu seinen hin, von mir gegönnt."

Die Tiere wurden auch zu Claras Geburtstag wieder beredt gemacht: „Weißling" und „Sauberschwarz" huben da an:

* * „Heut in der Frühe weckten Wir zweie uns und leckten
Die Pelze um und um:
Mit schönen Reverenzen Dich freundlich zu umschwänzen,
Das ganze Haus weiß ja, warum." ꝛc. —

Gegen Schluß des Jahres ließ sich Schwind also vernehmen: „Wenn man Ihnen eine Statue setzte, so müßte am Sockel auf einer Seite — um den Umfang ihrer dichterischen Kraft anzuzeigen — der sichere Mann angebracht sein, der mit der Kohle in sein scheuerthorenes Buch schreibt, mit des Teufels Schweif als Merkzeichen, und auf der anderen schön Dorothea, mit der Feder des heiligen Michael schreibend was sie nicht weiß."

Achtes Kapitel. Lebensabend und Ausgang.

1867—1875.

In einem Briefe an Th. Storm ſchrieb der Dichter einmal: „Ich bin Hypochonder von Hauſe aus und kann im nächſten Augenblick gleich wieder über meine extremen Sorgen lachen, ſie mögen nun mich oder andere betreffen.“ Gewiß lag dieſer krankhaften Stimmung ein thatſächlicher Krankheitszuſtand zu Grunde, ebenſo gewiß war aber auch die Hypochondrie nicht ſelten das Mikroſkop, durch das er ſeine und anderer Uebel anſah; er verſtand — wie Lichtenberg — aus an ſich wenig bedeutenden Vorfällen große Quantitäten Gift zu eigenem Gebrauch auszuſaugen; damit hing auch — wie bei Lichtenberg — die Eigenthümlichkeit zuſammen alltägliche Dinge als vorbedeutend anzuſehen, z. B. ſchreibt er einmal ganz genau Tag und Stunde an, wann ihm ohne ſichtbaren Anlaß das Glas auf ſeiner Taſchenuhr zerſprang.

In ſeiner Jugend hatte Mörike mit großem Eifer Karl Adolf Eſchenmayers Schriften, die von deſſen religiöſem und naturphiloſophiſchem Myſtizismus zeugen, ſowie J. Kerners „Seherin von Prevorſt, das „Magikon“ ꝛc. ſtudiert. Als anfangs der 50 er Jahre das Tiſchrücken und Tiſchklopfen in Stuttgart an der Tagesordnung war, intereſſierte ſich Mörike außerordentlich dafür und that mehr als einmal mit. Zwanzig Jahre ſpäter konnte er der Schweſter ſchreiben: „es ſtach mich der Fürwitz, einen leichten Verſuch mit dem Tiſchrücken zu machen und ich fühlte mich nach wenigen Minuten empfindlich davon affiziert, ſodaß ich ſchwur, es niemals ernſtlich zu probieren.“ Immer jedoch blieb er allen dieſen Vorgängen, zumal ſogenannten Medien gegenüber ſehr kritiſch und verfuhr in jedem einzelnen Falle mit Vorſicht und Scharfſinn, um ſich von Fehlerquellen zu iſolieren, ſah auch ſehr wohl, daß die Gegner alle dergleichen Vorgänge nur deswegen leugneten, weil ſie nicht in ihr Syſtem paßten.

In seinen späteren Jahren studierte er mit großem Eifer M. Perty, „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur," 1861 erschienen, sein Handexemplar war voll Randbemerkungen, die wiederum von seiner Vorsicht, auch diesem Buch gegenüber, zeugen. Er fand aber in seiner eigenen Erfahrung genug, was nach seiner Ueberzeugung jenem Gebiet zugewiesen werden mußte. Außer dem früher angeführten Traum war es besonders ein Vorgang aus dem Jahre 1845 (in Mergentheim), der ihn zu folgender Mitteilung veranlaßte. Damals habe eine Familie S. (Speeth) mit ihm in demselben Hause gewohnt, jene im 2., Mörike mit seiner Schwester, die mit der Tochter befreundet war, im 1. Stockwerk. „Einst in der Nacht, fährt er fort, erweckte mich ein plötzliches Gefühl, als wenn mir kalte, schwere Tropfen gewaltsam in das Gesicht gespritzt würden. . . . Den anderen Tag erzählte ich die Sache in Gegenwart der Freundin. Erst späterhin bekannte sie der Schwester folgendes: Sie hatte jene Nacht bei ihrem Vater zu wachen, verrichtete ihr Gebet, griff nach dem geweihten Wasser und sprengte, was sie sonst nie that, für jeden Einzelnen besonders, der Reihe nach und in der Richtung, wo die Lagerstätte eines jeden war, einige Tropfen in die Luft. . . Seit ich das Buch von Perty kenne, bin ich fest überzeugt, daß hier ein unbewußtes Magische von der weiblichen Seite sein Spiel getrieben."

Lichtenberg nennt sich einmal einen „pathologischen Egoisten", auf unseren Dichter paßt dies Wort ganz und gar nicht, denn seine Uebersorglichkeit erstreckte sich noch mehr auf andere als auf ihn. Wenn die Mutter, oder Clara, oder Gretchen nicht wohlauf waren, dann ließ er auch gleich „das Garn vollends am Boden laufen" und im Eifer zu helfen rannte er herum und suchte seine Brille „wie ein Esel ohne Kopf"; jedes ernstliche Unwohlsein der Kinder versetzte ihn sogleich in die äußerste Besorgnis. Als Fanny einmal schwer erkrankt war, schnitt er, wie Notter erzählt, auf seinen Spaziergängen in den Thürpfosten eines Weinberghäuschens täglich mit dem Messer ein Zeichen über das Befinden des Kindes ein, „das, wenn es so und so viel Male angebracht wäre, ihm ein Pfand des Himmels sein sollte, daß das Mädchen gerettet werden würde. Die Zahl, die er sich in Gedanken hierfür gesetzt, kam heraus, und das Kind blieb wirklich am Leben." Unablässig war dagegen seine Sorge wegen des jüngeren Töchterchens, bei dem sich allmählich ein unheilbares Brustübel entwickelte. Die Hausfreunde fragten zuletzt nicht mehr nach deren Befinden, weil sie die ängstliche Gegenfrage: Haben Sie etwas Ungewöhnliches an ihr bemerkt? fürchteten, und sprachen so harmlos als möglich von einer katarrhalischen Verstimmung, so daß der besorgte Vater aufatmete.

Im Januar 1867 wurde die Reviſion der Gedichte für die 4. Auflage vollendet. Mit Hartlaubs Hilfe wurden, wie geſagt, die Jahreszahlen der Entſtehungszeit, ſoweit es ging, angegeben, die Anordnung im ganzen belaſſen, im einzelnen, trotz Hartlaubs Widerſtreben, wieder manches geändert.

Ende März war die Korrektur beendigt, ein Bild von ihm wurde gegen ſeinen Wunſch beigegeben, denn die Erfahrungen, die er mit ſeinen Porträts gemacht hatte, waren keine erfreulichen. Nur Zeichnungen könnten allenfalls, ſo urteilte er ſchon früher, verwandt werden. Die Zeichnung von Schreiner (1826) fand er gut, die von Weiß (1851) wenig charakteriſtiſch; von ſeiner erſten Daguerrotypie (1855) meinte er, ſie ſtelle einen „uralten, greulichen Kanzleiratskopf mit halboffenem latſchigen“ Maul“ vor. Auch von den Photographien ſpäterer Zeit ſind nur wenige annehmbar. —

Von politiſchen Angelegenheiten hatte der Dichter Hartlaub gegenüber während des ganzen Winters 1866/67 geſchwiegen, da er des Freundes Preußenhaß nicht von neuem erregen wollte. Gegen das Frühjahr 1867 aber teilte er dem Freunde ausdrücklich mit, „daß ſich ſchon ſeit vorigen Herbſt mein Fähnlein ſtark nach Preußingen gedreht hat, daß ich über Bismarck anders denken lernte und mich einſtweilen freue, daß doch einmal ein Deutſchland nolens volens zuſammen kommen ſoll. Was weiter not thut, wiſſen wir, dies aber muß und wird ja nach und nach auch werden.“ „Inzwiſchen iſt es jedenfalls ein Vergnügen zu ſehen, was die Herren Thiers, Favre ꝛc. für Grimaſſen dabei ſchneiden. Der Käiſerling (Napoleon III.) ſteht dabei ſo recht wie das Kindlein beim Dreck.“

Gerade auf Maries Geburtstag (28. Januar) war Schwinds Kiſte mit ſeinen drei Blättern (der ſichere Mann, „ſchön Dorothea“ mit St. Michaels Feder und das Cleverſulzbacher Pfarrhaus mit der muſikaliſchen Gartenthür) angekommen. Das letzte Bild war ihm, wie der Dichter antwortet, „für ſeinen innerlichſten und Privatmenſchen eigentlich das Hauptblatt“, das erſte hatte allerdings ſein Zwerchfell faſt über die Gebühr erſchüttert; er mag jedoch nicht ſo einen proſaiſchen Dank ſchreiben, „ich hoffe mir vielmehr“ ſchreibt er, „mit einigen Verſen im Tone der muſikaliſchen Gartenthür (Ged. S. 224) zu helfen.“ Auf eine Anfrage des Dichters, ob Schwind, dem Antrage M. Hartmanns an Cotta entſprechend, den Turmhahn und einige andere Gedichte mit etwa 10 Zeichnungen ausſtatten wolle, erklärte ſich der Künſtler ſogleich bereit. Ende April kam Schwind mit ſeiner Frau, konnte aber nur $1^1/_2$ Tage bleiben. Der Dichter hatte dabei ſeine Sorgen über den „Luxemburger Handel“, und wie aufmerkſam er ſogar die franzöſiſche Preſſe verfolgte, beweiſt ſeine Bemerkung über den Artikel von Dollfuß im Temps, „worin er den Franzoſen den Unſinn vorſtellt.“

Die Besuchsnot in Stuttgart stieg; Frau Margarete, die nach Kräften darüber wachte, daß nicht jeder ohne weiteres in des Dichters Zimmer vordrang, setzte sich mehrfach Unannehmlichkeiten aus; so reifte der Entschluß, auf das Land zu ziehen — um in Stuttgart nicht „totbesucht" zu werden — schneller: Mitte Juni bezogen Mörike und seine Frau ihre neue Wohnung in dem damals ganz ländlich-einfachen Lorch, während Clara mit den Kindern, die das Katharinenstift noch weiter besuchen sollten, vorerst in Stuttgart zurückblieb. Auch für seine Frau war es Zeit gewesen, aus dem Strudel zu kommen, denn sie hatte sich, wie Schwind sagte, eine rechte „Nervenwirtschaft etabliert." „Wir arbeiten" schrieb der Künstler mit Recht, „alle zu viel und haben zu wenig Freude." An Hartlaub ging die Mitteilung: „Wir haben hier vollkommen was wir brauchen, was Gretchen fast noch mehr wie ich bedurfte, die langersehnte absolute Ruhe und Stille. Der Gegensatz unseres hiesigen Lebens zu dem in Stuttgart ist so stark, daß wir als wie nach einem glücklichen, doch übergroßen Sprung noch eine ganze Weile jenseits des Grabens liegen blieben und eben nur allgemach aufstehen." Nun schwelgt der Dichter in der herrlichen Luft und den duftenden Wäldern und freut sich des Rechbergs und des Hohenstauffen, und die Ueberreste des Pfahlgrabens interessierten ihn nicht wenig. „Wenn nur unsere Verborgenheit sich hält!" ruft er nicht ohne Bangigkeit.

Frau Margarete Mörike.

Freilich eine Sorge schwebte auch hier immer über seinem Haupte: Die Sorge um seine Kinder; nicht gerade wegen der schwankenden Gesundheit Maries — ein Umstand, der damals noch nicht so stark hervortrat —, sondern wegen der rechten Erziehung; wie oft schickt er eine Mahnung an die Kinder und bittet Clara streng darauf zu sehen, daß sie die „rotgeschriebenen Notabene am Spiegel ihres Zimmers jeden Tag ohne Ausnahme befolgen."

Unterdeſſen hatte der treue Schwind die größte Freude an der neuen Ausgabe der Gedichte, die die Leute „büffeln“ ſollen. Dem Dichter gegenüber meint er einmal: „Wie nobel iſt es, daß ſo wenig Neues darin iſt! Ein anderer würde ſein Gäulchen anders hetzen! Aber, damit auch die Kritik nicht fehle, muß ich geſtehen, daß ich einen traurigen Einblick in Ihren Charakter gethan habe. Wenn Sie ſich dazu bekennen, noch unpraktiſcher zu ſein als unſer werter Freund Richter (vgl. Ged. S. 252), da bin ich mit meinem Latein zu Ende. Ich habe immer geglaubt, der hätte das Uebermenſchliche geleiſtet.“

Eduard Mörike, von Paul Konewka.

Wie Mörike früher (1861) von Wilhelm Grimms Tochter eine freundliche Zuſchrift nebſt einem Andenken von dem Schreibtiſche ihres Vaters erhalten hatte, ſo ſandte ihm jetzt Herman Grimm ſeinen Roman „Unüberwindliche Mächte“ zu, deſſen Held freilich wie manches Andere darin Mörike nicht gefiel, aber das Buch habe Wert, meinte er. Wenn unſer Dichter mit Hans Hopfen in litterariſch-epiſtolariſche Beziehungen kam, ſo trat er mit Paul Konewka in perſönliche Verbindung, als Freund Klaiber dieſen im Frühjahr 1869 nach Lorch brachte. Von dieſem Künſtler, den der Dichter hoch ſchätzte, haben wir den Schattenriß, wie „der Herr Profeſſor“ mit geſchultertem Regenſchirm den hohen Hut auf dem Kopf ſeinen Ausgang macht. Konewka hat den Dichter gerade in dem Augenblick künſtleriſch erfaßt, als dieſer in der Lorcher Wohnung vor ihm die Treppe hinunter ging. — Nach und nach hatten ſich die alten Freunde Mährlen, Viſcher, Wolff, Hartlaub u. a. in Lorch zum Beſuch eingeſtellt, der Dichter ſelbſt war unterdes „der alte Hafner von Lorch“ geworden.

„So alt ich bin, ſo bin ich doch Der Kunſt noch nicht gar abgeſtorben,
Was ich als Dichter nicht erworben, Verdien' ich mir als Hafner noch.“

Sein Drang ſich künſtleriſch zu bethätigen, wenn auch in der elementarſten Form, führte ihn nämlich in die Werkſtatt des Töpfermeiſters Groß in Lorch, dem er ſich in die Lehre gab; Töpfe mancherlei Art, beſonders Blumentöpfe gingen aus

seiner kunstfertigen Hand hervor und wurden, mit Sprüchen und Gedichten ausgestattet, an Bekannte und Verwandte, an Freunde und Freundinnen zu aller Freude versandt, denn auch mit den Proben seiner „neuen Profession" geizte er nicht. Weihnachten besuchte er die Freunde in Stuttgart, sehnte sich aber bald nach seinem „Lorcher Neste", das seine Frau bald darauf verlassen mußte, um Clara bei den Kindern abzulösen. Der unnötige Stuttgarter Aufenthalt, klagt er hernach Hartlaub, habe ihn wieder ganz aus dem Zug bei der Arbeit am Nolten gebracht. „Natürlich, fährt er fort, ists auch nicht die angenehmste Arbeit. Sie muß aber gethan sein, und falle sie aus wie sie wolle, so weiß ich doch, daß ich mit dieser Umformung das alte Buch vertilge, d. h. den Wiederabdruck unmöglich mache." — Dem Inhalte nach bereits Ende 1867 entstanden, in der Form Anfang 1868 vollendet ist die schöne Epistel „An Moritz von Schwind" (Ged. S. 278); der „Musiker" (S. 278 drittletzte Zeile) ist nach des Dichters Angabe nur gebraucht, „weil der bildliche Ausdruck von der Orgel im Munde eines solchen natürlicher herauskommt, als von mir. Ich dachte übrigens dabei, schreibt er Hartlaub, Du könntest es etwa gewesen sein." An Schwind hatte er zugleich einen Blumentopf für dessen Tochter mitgesandt, die so darum gebeten hatte. „Sie können sich denken," antwortet nun der Maler, „wie ich für meine Person schwelgte, nachdem ich der Meisterschaft dieses herrlichen Gedichts das gehörige Staunen gezollt hatte. Bis ins kleinste Winkelchen hinein ist alles warmes, feines Leben." Schwind schrieb dann auch das Gedicht für Heyse ab, der davon, wie er berichtet, entzückt ist und es tapfer kolportiert. Zugleich erbot sich Schwind, die Fee Lau zu illustrieren. Das wäre, meint er, „eine schöne malerische Aufgabe" und kaum zwei Monate später schickte er dem Dichter seine acht Kompositionen zur Lau. Auch über Daumers Mystagog, den Schwind bei Mörike in Lorch gelesen hatte, sprachen sich die Freunde aus. „Mit der Geisterseherei," schreibt der Maler einmal, „ist's am Ende wie mit dem Siegellack, wenn man's reibt, zieht er Papierschnitzel an und dergleichen Dinge mehr; er ist aber zum Petschieren auf der Welt. So kann man aus des Menschen Geist auch allerhand herausfrottieren, aber vernünftig denken wird ziemlich das Gescheiteste sein, was er thun kann." Uebrigens wußte Schwind Mörike doch später allerhand merkwürdige Geistergeschichten zu erzählen, die Franz Lachner passiert waren. Er versäumte auch nicht, dem Dichter, der ja „mitunter ein Freund von Narrenspossen" sei, seine Joseph Joachim gewidmete Zeichnung „Le chat noir" zu schicken, deren Noten Katzen sind und die „Zukunftsmusik" bedeuten; es sei die höchste Zeit, daß Mörike die Lehre vom „Intestinal-Vers" bei sich zum Durchbruch kommen lasse und sich endlich der „Zukunftspoesie" in die Arme

werfe. So lieb dem Dichter Schwind und ſein Beſuch war, ſo brachte er doch immer ziemlich viel Unruhe ins Haus. „Er iſt, ſchreibt er an Hartlaub, ein unruhiger Gaſt, der einen ziemlich in Atem hält. In ſeinem Weſen liegt eine gewiſſe Gewaltthätigkeit, vor welcher die meiſten wohl ſcheu zurückweichen. Das Genialiſche an einem Menſchen aber habe ich nicht ſo leicht ſo wie bei ihm gefunden.“ So kam es damals über Mörikes Kopf zu einem ſtarken Rumor, als der „Weißling“ dem Künſtler auf ſein anſehnliches Bäuchlein zur Nachmittagsruhe geſprungen war. —

Seit Jahr und Tag hatte der Dichter eine poetiſche Beſchreibung von Schwinds Bild: Die Muſe vor dem Sulzbacher Pfarrhaus im Kopf, nur zehn Verſe wollten zuſtande kommen, dieſe ſandte er im Sommer — zur ſelben Zeit etwa kam Schwinds „Pfarrhaus in Cleverſulzbach“ heraus — an den Freund („Zuvörderſt zeigt ſich eine hohe Pilgerin“) und tröſtet ihn darüber, daß es mit ſeiner „Meluſine“ nicht voran wollte: „Liegt er (der Haken) an der Erfindung, ſo kann, wie es dem Künſtler und dem Dichter ja hundertmal geſchieht, ein einzig glücklich erleuchteter Moment, auf den man ſich die Zuverſicht im Inneren nur ſtet erhalten muß, ohne ſich darum zu hetzen, mit einem Male ins Gleiche bringen.“ —

Der Aufenthalt in Lorch hatte ſich doch nicht nach allen Seiten bewährt, ſodaß Mörike dem Freunde klagte, bei ihm ſei es ſeither „ſehr bunt“ zugegangen, teils durch befreundete Beſuche von da- und dorther, teils durch den vier bis fünf Wochen langen Vakanzaufenthalt der Kinder“ ꝛc. „Nachgerade, fügte er hinzu, vermißt man doch ſehr das ungeteilte Familienleben, und der doppelte Haushalt macht ſich läſtig. Auf Martini ziehen wir weg.“ Dieſem Briefe ſchloß er ein von Luiſe Walther ausgeſchnittenes Röslein mit ein paar Verſen („Ich hatt' ein Röslein wunderzart“, Gel. S. 123) bei zu Schwinds beliebiger Verwendung. Hartlaub hatte indes ſeine beſondere Freude an den Kinderverſen, die ihm der Freund von Lorch ſchickte, z. B. „Wenn die Amſeln wieder ſingen“ und „Schüſſelchen, wie lang Du lebſt.“ „Solch ſonnige Sachen,“ urteilt Hartlaub, „macht auch nur Einer;“ das war eben der, welcher in Lorch mit den Kindern auf der Straße ſpielte. —

Als Schweſter Clara Anfang Oktober unvermutet kam und die Nachricht von einer paſſenden Wohnung in Nürtingen brachte, entſchloß man ſich bald, dahin überzuſiedeln; Hartlaub freilich warnte. Am 12. November erfolgte die Abreiſe nach Stuttgart, Anfang Januar 1870 der Umzug nach Nürtingen, das im ganzen doch keine glückliche Wahl war: Es fehlte da an der ſchönen Lorcher Umgebung, und die Zeitläufe verlangten nach Verkehr und Ausſprache, denn an allen

nationalen Angelegenheiten nahm der Dichter den innigsten Anteil. Schon die Zollparlamentswahlen im März 1868 hatten ihn lebhaft beschäftigt und ihr „undeutsches Resultat in Württemberg“ sehr betrübt. Der Krieg vollends, den freilich damals niemand ahnte, machte ihm seine Einsamkeit besonders drückend. Der außerordentlich große Kreis von Gelehrten, Künstlern aller Art — die Namen können nicht einmal alle angeführt werden — sowie von Söhnen seiner Bekannten und Freunde, in dem er seit lange zu leben gewohnt war, fehlte ihm nun gänzlich; es begann ihm vor der Oede, vor dem Alleinsein zu schauern. Mit wahrer Gier reiste er, von seiner Frau begleitet, im April 1870 nach Stuttgart, um mit Schwind zusammen dessen Melusine, die dort ausgestellt war, zu genießen. Hatte der Künstler auch nicht da sein können, so blieb dem Freunde doch sein Werk, das ihn, wie er Mährlen schreibt, „innerlichst erquickt, erschüttert und belebt“ hatte. Schon im Mai 1870 ging Mörike mit dem Gedanken um, mit den Seinen nach dem geliebten Ludwigsburg überzusiedeln, aber, wie er schreibt, es hinge alles davon ab, „ob sich wirklich auch ein passendes Logis darbiete, das sie bezahlen könnten.“ Das war zu seinem großen Leidwesen nicht der Fall. Soweit es seine Gesundheit zuließ, setzte er seine Spaziergänge auch hier fort: nach dem nahen Geigerbühl, jenem aus dem Nolten bekannten lindengekrönten Hügel mit seinem stillen Zauber, und über die „reizenden Landstraßen“, wie Schwind grimmig schrieb. Einmal machte er auch mit seiner Frau den weiten Gang nach Bettlingen; sie kehrten dort in demselben Wirtshaus ein, wo der Dichter vor 34 Jahren zum letzten Male mit seinem Bruder Karl gesessen hatte. „Auf dem Rückweg“, schreibt er an Clara, „betrat ich unter wehmütigen Empfindungen das seitwärts im Felde liegende „Schützenhäuschen“, einen seiner Lieblingsorte von den ältesten Zeiten her, wohin er mich schon als Ludwigsburger Schulknabe in die Vakanz mitnahm.“

Zu Ostern 1870 besuchte ihn Schwind, der sich freilich über die „vertrackte Wohnung“, den zweiten Stock samt der finstern Stiege und die Aussicht auf die „spanischen Wände von Hausdächern“, die „Nürtinger Alpen“ beklagte. Als Mörike da von dem „malerischen Dachgewinkel“ sprach, versetzte Schwind: „Ja, ja, nur ist immer ein Unterschied, ob man etwas interessant findet, oder ob man sich damit vermählt.“ —

Unter philosophischen und theologischen Studien, der Lektüre Boisserées, Töpfers und einiger Novellen Heyses, der ihm auch seine „Braut von Cypern“ dediciert hatte, nahten die Vorboten des Kriegs; zum 14. Juli schrieb er in seinen Kalender: „Kriegsdrohung von seiten Frankreichs gegen Preußen“ ꝛc. und dazu die Stelle aus Antonius und Cleopatra: „Wollt

Ihr Händel flicken, denn nicht aus ganzem Tuch könnt Ihr sie schneiden" ꝛc.; zum 15. Juli merkt er an: „der Krieg entschieden." Nur einen Gedanken hatte er, wie alle guten Deutschen, mit ihm stand er auf, mit ihm ging er zu Bett: den Krieg. Mit Hartlaub und den anderen Freunden freute er sich, daß jedermann voll der besten Hoffnung sei, daß „der alte Wüstling," schreibt Hartlaub, „vor Gott und Menschen mit Schanden bestehen werde." Am 5. und an den folgenden Tagen im August heißt es im Kalender: „eine Siegesbotschaft nach der anderen"; zum 15. August „Schreckensbotschaft von einer angeblichen Niederlage unserer Armee vor Metz" ꝛc. Am 3. September schreibt er an Hartlaub: „Ich lebte diese letzten Monate herein beinahe nur von Krieg und hatte, um die Zeit von einer großen Post zur anderen herumzubringen, den Kopf in lauter alten Kriegsgeschichten, las den Caesar de bello Gallico und viel dergleichen durcheinander mit solcher Gier und Ungeduld, daß ich mir oft selbst lächerlich dabei vorkam." „Soeben, kurz vor Mittag, trifft hier die Nachricht von Mac Mahons und Napoleons Gefangennehmung hier ein. Noch habe ich kaum das Herz daran zu glauben."

Während des Kriegs schrieb er an einen Freund, er solle ihm den Götz von Berlichingen grüßen und fügte hinzu: „Ob ihm nicht bei Weißenburg und Wörth im Geist die Eisenfaust vor Lust erzittert haben mag?" Ein wahrer Trost war er in dieser ganzen Zeit für Mährlen, dessen jüngster Sohn den Krieg als Einjähriger mitmachte und im Winterfeldzug fiel.

Unter diesen Umständen machte auch Strauß' „Voltaire", den dieser im Oktober dem Freunde übersandte, keinen merklichen Eindruck. Lebhaft beteiligte sich Mörike in Stuttgart, wo er wahlberechtigt war, an den Wahlen zur Kammer in nationalem Sinn und scheute dabei vor keinem Gang und keiner Reise zurück. Daß er seinen Patriotismus nicht dichterisch ausgemünzt hat, ist ihm natürlich auch zum Vorwurf gemacht worden, die bekannte treffende Antwort darf deshalb hier nicht fehlen:

„Bei euren Thaten, euren Siegen
Wortlos, beschämt hat mein Gesang geschwiegen,
Und manche, die mich darum schalten,
Hätten auch besser den Mund gehalten."

Weihnachten klopfte Freund Schwind wieder, freilich etwas scharf an: er ließ nämlich schreiben — ein Augenleiden verhinderte ihn selbst zu schreiben —: „Eine Zeit lang plagte ich mich mit einer Art Gedicht zum Lobe der erstaunlichen

Gerechtigkeit des Geſchicks und des deutſchen Volks, das ſeinem Erzfeind einen ſo ſchönen Sommerſitz anweiſt wie die Wilhelmshöhe, und ſeinen Freund und Wohlthäter in ſo einem verwünſchten Neſte wie Nürtingen ſtecken läßt.“ Der Dichter ahnte nicht, daß das Schwinds letztes Wort an ihn ſein werde. Am 8. Februar 1871 ſtarb er, und Mörike konnte der Witwe nur klagen, daß er nicht mehr habe ſchreiben können, da „die widrigſten Umſtände meinerſeits eine gemütliche Mitteilung nicht mehr aufkommen laſſen wollten! — Dieſer Gedanke und was mir damit unwiderbringlich verloren ging, trübt mir die Erinnerung an unſer ſchönes Verhältnis mehr als ich ſagen kann!“ So viel Verſtändnis hatte Mörike ſelten gefunden wie bei dem nun auch Dahingegangenen; mit der Herzlichkeit, die beiden eigen war, hatten ſie ſich gefunden und an einander feſtgehalten, Kunſt und Poeſie ſchienen in dieſen beiden Freunden verbunden, die in weihevoller Uebereinſtimmung treuherzig ihre Gemeinſchaft pflegten; wie ſich der Maler an dem Poeten erfriſchte, ſo brachte Schwind den lichten Tag künſtleriſcher Schönheit über den Dichter, um den der Abend ſchon zu dämmern begann.

Noch nach ſeinem Hingang ſollte Schwind dem Dichterfreunde eine erhebende Freude bereiten; ſein Schüler J. Naue hatte Schwinds „Germania“ geſtochen und den Stich an Mörike geſandt, der ihm antwortete (17. Juni 1871), nachdem er eben mit Entſetzen von den Greueln der Pariſer Kommune geleſen hatte: es war dieſe Germania, „die mir über jenem Höllengraus wie eine himmliſche Erſcheinung, recht wie ein lichter, friſchgewaſchener Stern am Horizont aufſtieg.“

In Grillparzer — „Meiſter Franz“ nannte ihn Mörike — hatten beide Freunde überdies einen gemeinſamen Beſitz gehabt. Alle drei haben der Kunſt und der Wahrheit gedient und einander den Schild vorgehalten.

„Sein's froh, daß er (Mörike) nicht zu viel macht“, ſchmetterte der Maler deſſen Anklägern und vermeintlichen Gläubigern entgegen.

Und ſchon ſtand Mörike ein neuer Verluſt bevor: Im März 1871 ſtarb ihm ſein treuer, lieber Mährlen, dem der Schmerz um den gefallenen Sohn das Herz brach. Die beiden Freunde hatten ſich verſprochen, wenn einer ſtürbe, dem Ueberlebenden ein Zeichen zu geben; Mährlen hatte kein Zeichen gegeben. Als Mörike die Witwe des Freundes aufſuchte, ſoll er zu ihr geſagt haben: „Aber, Frau Profeſſor, der Mährlen hat mir kei Zeiche gebe.“ —

Unter den Männern, die dem Dichter in ſeinen letzten Lebensjahren noch nahe getreten ſind, muß Oberſtleutnant von Günthert genannt werden, den ein feines Verſtändnis für Mörike auszeichnet. Als man, ſchreibt dieſer, in Lauffen

Hölderlins Denkmal errichtet und er (Mörike) keine gleichgeſtimmte Seele zum Gedankenaustauſch hatte, verließ er Nürtingen wie eine Nekropolis. Allerdings hatte er dort vorher noch die Freude, wieder mit Hermann Kurz in brieflichen Verkehr zu kommen, der ihm zwei germaniſtiſche Abhandlungen von ſich mit einem Brief geſchickt hatte, aus dem Mörike auf „die gute Geſinnung“ des alten Freundes ſchloß, für die er ebenſo dankte wie für „die ſtille Abſolution“, die er ſich daraus entnehmen durfte.

In Stuttgart entwickelte ſich ſofort wieder ein lebhafter Verkehr mit Walthers — Rektor Wolff war ſchon vor dem Krieg geſtorben —, Neffs, Güntherts, Hanſen, Viſcher, Notter, Klaiber, Löwe, dem Buchhändler Weibert, damaligem Inhaber der Göſchen'ſchen Firma, J. G. Fiſcher, Profeſſor Faißt ꝛc. Und nun kamen die Manuſkripte wieder, die Anfragen, Beſuche und Geſuche, auch der Autographenſammler. Wie ſich der Dichter in ſeiner unerſchöpflichen Güte dabei mißbrauchen ließ, dafür nur zwei Beiſpiele: Als Günthert eines Tages bei dem Dichter iſt, kommt einer von deſſen Bekannten herein, — im Kalender ſteht auch ſein keineswegs anſprechender Name —, der als bekannter Autographenſammler vorgeſtellt wurde. Ziemlich kurz angebunden bat er ſich die längſt verſprochene Photographie Mörikes aus; dieſer ſuchte und fand endlich ein etwas abgegriffenes Exemplar, das er jenem gab; der muſterte es kritiſch und ſchnarrte, wo das Autograph ſei. Mörike holte Tinte und Feder und ſchrieb ihm „Mein Wappen ꝛc.“ Das hab' ich ſchon mehrmals geleſen, brummte der Beſchenkte, ſteckte die Photographie mit kurzem Danke ein und ging.

Ein anderer hatte als Mitarbeiter an einem Jugendalbum für ein Bildchen von Haider einen entſprechenden Text zu liefern und fragte Mörike, der damals noch in Nürtingen war, nach der ſchicklichſten Form dafür. „Unſtreitig werden Sie,“ antwortete er, „anſtatt der Proſa mit Verſen am beſten und leichteſten fahren. Mein Vorſchlag wären reimloſe vierfüßige Trochäen, bei denen zur Abwechslung hin und wieder, nur nicht zu oft und meiſtens nur bei einem Ruhepunkt, ein männlicher Versausgang wohlthun wird. Ich würde etwa folgendergeſtalt anfangen. „Seht doch drüben von dem Hügel, Den die alte Eiche krümmt, Steigt, im Zickzack ſich bewegend, Unter kläglichen Geſängen Und barbariſcher Muſik ein Langer Leichenzug herunter! Mitten ſchwankt der Trauerwagen, deſſen ſchwarzgedeckte Roſſe Feierlich im Schritt ein dürrer Wohlbekannter Fuhrmann lenkt“ ꝛc.

Sehr bezeichnend für Mörike ſind auch folgende Züge: Als Pfarrer Planck, Vater des bekannten Pädagogen Max Planck, als Emeritus mit ſeiner Tochter nach Stuttgart in Mörikes Nähe gezogen und beide Anfang 1872

erkrankt waren, pflegte der Dichter, den freund- und verwandtschaftliche Beziehungen mit Plancks verbanden, die Erkrankten zu besuchen. Dann setzte er sich in die Thüre zwischen den beiden Krankenzimmern und las ihnen vor. Wenn eine arme Näherin zur Arbeit ins Haus kam, las er ihr geeignete Sachen vor, denn solchen armen Leuten reiche doch niemand gute geistige Nahrung.

Während er so anderen zu helfen und zu dienen wußte, lag die Bearbeitung des Nolten wie ein Alp auf ihm. Schon im Frühjahr 1869 hatte, wie er Hartlaub mitteilte, der Roman bestimmt erscheinen sollen, und zwar bei einem neuen Verleger, dem schon genannten Weibert. Aber erst Anfang 1872 begann er diesem Stücke aus demselben vorzulesen; immer und immer wieder flickte, stückte und änderte er, überall schleppte er das Manuskript mit sich herum, in die Druckerei ging es so wenig wie ein Nervöser in einen kalten Strom. Im Herbst 1873 sandte er endlich den „zweiten Teil" an Hartlaub zur Prüfung, den „abgelegten Balg des ersten Teils" solle er nur nicht mehr lesen. „Was Du," antwortet Mörike im Dezember, „zum besten des Maler Nolten schreibst, ist mehr als ich mir habe wünschen und hoffen können, und gerne verspreche ich Dir dagegen, daß an jenen treuherzigen Zügen (mit Ausnahme vielleicht von einigen Grellheiten) nichts geändert werden soll." Gleichzeitig etwa heißt es dann im Kalender: „Einiges im Maler Nolten bereinigt," oder „zwei glückliche Gedanken nach einander für den Maler Nolten gefaßt."

Der neuen Auflage seiner Gedichte, der „sogenannten fünften", wie er sie nannte — 1873 erschien sie — schenkte er kein besonderes Interesse; er litt an „poetischer Apathie", und nichts gedieh als eine Trauerliste, auf der unter einem Kreuz die Namen von 16 verstorbenen Freunden standen.

Seine häuslichen Verhältnisse hatten sich allerdings unerfreulich genug gestaltet.

Bei dem massenhaften Verkehr im Hause machte sich alsbald die Beengtheit der Wohnung schnell so stark geltend, daß er vom 1. März 1872 ab anderwärts ein Zimmer für sich mietete, um nur einigermaßen Ruhe zu haben. Aber die Sache scheint sich nicht recht bewährt zu haben; das Besuchsströmen, auch von auswärtigen „Notabilitäten" ließ nicht nach. Eine Sommerreise nach Stöckenburg mit Clara und Marie wirkte sehr erfrischend; nach seiner Rückkehr reiste seine Frau mit Fanny nach Mergentheim, und während dieser Zeit kam Freund Hartlaub. Am häuslichen Himmel zogen sich immer stärkere Sorgenwolken zusammen; bald nach ihrer Rückkehr von Mergentheim reiste seine Frau (24. August) wieder ab, um erst am 6. November zurückzukehren. Während er selbst oft das Bett hüten mußte, erkrankte auch Marie, die sich nur vorüber-

gehend beſſerte. Im Jahre 1873 wiederholten ſich jene Reiſen und Verſtimmungen, die ſich zu ſtürmiſchen Auftritten ſteigerten. Von Lorch aus, wohin Mörike mit Clara und Marie auf längere Zeit gegangen war, erklärte er ſeiner Frau die „Notwendigkeit einer Trennung auf unbeſtimmte Zeit“. Während ſie mit Fanny vorläufig in der Stuttgarter Wohnung blieb, bezog er mit der Schweſter und Marie Anfang September ein verlaſſenes Landhaus in Fellbach bei Cannſtatt; allein Maries Geſundheitszuſtand nötigte wieder zur Rückkehr nach Stuttgart, wo der Dichter nunmehr mit der Schweſter und der kranken Tochter in der ſehr entlegenen Forſtſtraße (Nr. 35) Wohnung nahm.

Dieſe lag dem Diakoniſſenhaus gegenüber, das einen kleinen Garten vor dem Hauſe hatte. Hier ſchritt der Dichter, wie Günthert erzählt, an warmen Tagen gern auf und ab. Auch damals war ſeine Unterhaltung noch humoriſtiſch gefärbt und zum Scherz mit Freunden geneigt. Er ging gewöhnlich im dunklen Ueberrock mit ſchwarzem Cylinderhut und einem Stöckchen, deſſen Griff ein metallenes Tierbild darſtellte. „Er hatte blondgraues, lockiges Haar und ein rundliches, würdiges Geſicht, deſſen Ausdruck ja damals gedrückt und ſorgenvoll war, aber doch die Neigung zum Heiteren und Schelmiſchen durchſchimmern ließ.“

Ende Januar 1874 gab ſeine Frau die Stuttgarter Wohnung auf und zog mit Fanny nach Mergentheim. Am 8. Februar ſtarb Strauß nach langer Krankheit, noch auf ſeinem Sterbebett hatte er ſich an des Freundes Dichtungen erquickt. Um den Dichter wurde es immer einſamer, Maries Befinden machte ihn immer beſorgter, die Trennung von ſeiner Frau laſtete ſchwer auf ihm, auch wirtſchaftlich. Juni und Juli brachte er wieder in Bebenhauſen zu, wohin auch die Walthersche Familie kam, mit der er im regſten Verkehr geblieben war, auch Emil Kuh ſah er dort; an Frau Luiſe Walther ſind auch ſeine letzten Gedichte gerichtet (Gel. S. 101—103); Anfang November wurde eine neue Wohnung bezogen (Moſerſtr. 22). Den treuen Hartlaub ſah er noch mehrere Male, zuletzt in dieſem Jahre im Dezember bei der Taufe von deſſen Enkelchen zu einer Zeit, wo er ſchon durch die ſtärkſten rheumatiſch-neuralgiſchen Schmerzen meiſt ſogar an freier Bewegung verhindert war, am 30. Dezember ſcheint er den letzten kleinen Spaziergang gemacht zu haben. Mitte Januar 1875 beſuchte Fanny noch einmal ihren Vater. Im Kalender dieſes Jahres ſind faſt nur die Beſuche des Arztes von ihm ſelbſt kurz bezeichnet, vom März an ſind auch dieſe Vermerke von der Hand der Schweſter eingeſchrieben. Daß es mit ihm zu Ende gehe, darüber war Mörike ſeit ſeinem letzten Geburtstage nicht im Zweifel. Er hatte dieſen nämlich mit Hartlaub in aller Stille in Cannſtatt begangen

und war am Abend früh zu Bett gegangen. Clara und Marie waren noch auf. Plötzlich erklang — allen dreien hörbar — ein voller Akkord wie von einer starken Harfe durch die Zimmer; keine Harfe, kein Musikinstrument war zu sehen: da unterbrach der Dichter das lastende Schweigen: „Das bedeutet mich. Es ist mein letzter Geburtstag."

Wer erinnert sich da nicht der wunderbaren Orgelklänge vor Noltens Tod?

Der Roman war ja sein Schmerzenskind geworden: nun lag er auf seinem kleinen mit grünem Tuch bezogenen Schreibpult und harrte der immer seltener werdenden Stunden poetischer Arbeit. Zuletzt hatte er noch im Frühling 1874 Teile im Freundeskreise vorgelesen. Wie er aus freien Stücken nie, aufgefordert nur ungern von seinem dichterischen Schaffen sprach und auch hier mit edler Würde die liebenswürdigste Bescheidenheit verband, so gerne bot er tröstende Zusprache, wenn sie gesucht wurde. „Die wenigen Freunde," sagt Günthert, „die sich noch bei ihm einfanden, können davon das beste Zeugnis geben, wenn sie mit schwer beladenem oder müde gerungenem Herzen bei ihm eintraten, und beruhigt, erheitert, erfrischt ihn wieder verließen."

Seitdem sich zu seinen übrigen Leiden eine Unterleibsentzündung — in Cleversulzbach hatte ihn eine solche schon einmal an den Rand des Grabes gebracht — eingestellt hatte, wuchsen die Krankheitsbeschwerden außerordentlich: völlige Appetitlosigkeit, grenzenlose Schwäche, heftiger Schmerz in Brust und Rücken Als der Zustand immer bedenklicher wurde, kam auch seine Frau zurück.

In den letzten Wochen seines Lebens ließ er sich seine Gedichte reichen, sah sie sorgfältig durch und gab sie mit der Bemerkung zurück: „Gottlob, es ist nichts Unreines darin." Als er sein Ende immer näher heranrücken sah, machte er unter großer körperlicher Not sein Testament und klagte, wie Günthert als Augenzeuge berichtet, er könne nichts essen, nicht schlafen, nichts lesen, nichts anhören. Ein ungeheurer Ekel peinige ihn, ohne Morphium finde er keine Ruhe, jede Einspritzung verursache jedoch große Schmerzen. „Wie Reisig auseinandergebrochen, stieß er mit herzdurchschneidender Stimme hervor, gekrümmt, zerschellt." Einige Frühlingsblumen standen auf seinem Nachttischchen in einem Glase voll frischen Wassers — begierig sog er Duft und Feuchte aus dem Kelche eines weißen Sternes. Dann flüsterte er fast unhörbar: „Gruß an Vischer, gute Nacht!" Es war 12 Uhr Mittags.

Am 24. Mai besuchte der treue Hartlaub den Freund zum letzten Male; er kam an ein Sterbelager. In der Nacht vom 31. Mai zum 1. Juni glaubte man sein Ende nahe. In den Fieberphantasien rief er seine Schwester an, die er so gern seinen „Haustrost" nannte: „Ist der Uhland da?" Dann schüttelte

er ſein Haupt und ſagte leiſe vor ſich hin: „Ach, das iſt nicht recht, wenn man (Heinrich Kurz war gemeint) einem ſein bischen Ehre nicht laſſen will.“ „Du haſt doch keinem ſeine Ehre geſchmälert,“ beſänftigte die Schweſter. „Nein, murmelte er, keinem! Aber wenn man einen dann über den Uhland ſtellen will, das iſt noch ärger, weil es gewiß nicht wahr iſt.“ Nach hartem Ringen und Kämpfen ſiegte noch einmal das Leben für ein paar ſchwere, harte Leidenstage und -Nächte. Als nun die Schweſter ſah — in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni —, daß es zum Ende gehe, hielt ſie ihm das alte liebe Holz-Kruzifix hin, das ihm einſt ſein Bruder geſchenkt hatte, und fragte ihn, ob er den Gekreuzigten kenne. „Ja, antwortete er, das iſt der Fels, an den wir uns halten müſſen.“ Darauf gab er der geliebten Schweſter den Abſchiedskuß, indem er ſagte: „Clärle, das war der Todeskuß!“ Nach wiederholtem qualvollem Ringen verſchied er ſanft, faſt unmerklich, Freitag, den 4. Juni, morgens 8 Uhr. —

Als die Trauerkunde durch Stadt und Land flog, mag ſich mancher gewundert haben, daß Mörike bis dahin noch gelebt habe, ſo ſehr, ſchreibt Günthert, war es ihm gelungen, ſich ſchon bei Lebzeiten aus der Welt Staub und Zank zu retten. Sonntag, den 6. Juni, Nachm. 5 Uhr bewegte ſich der kleine Trauerzug in wenigen Wagen — auch der immer getreue Hartlaub war herbeigeeilt — nach dem Pragfriedhof. „Als der Kreis der Trauernden,“ berichtet der Genannte, „das gähnende Grab umſchloß, da gewahrte ich mit tiefer Befriedigung, daß dieſe Wenige doch ſehr viele bedeuteten. Eine ſtille Gemeinde, aber eine verſtändnisvolle, erhebende; doch über allen ragte Freiligraths Löwenkopf hervor, und die ſcheidende Sonne ließ noch einen Augenblick der Umgegend ſchönen Wechſel von Höhen und Thal gleich einem feurigen Ring aufglühen, die ſeinem erlöſchenden Juwel den letzten blitzenden Gruß ſandte.“

Und nun rief dem zur ewigen Ruhe Gebetteten der ſprach- und geiſtesmächtige Freund Friedrich Viſcher das Abſchiedswort in die Gruft:

„Hinabgeſunken, teurer Freund, iſt nun Dein Irdiſches und Du biſt ganz Geiſt geworden und webeſt unkörperlich im Weiten, in den Geiſtern und Herzen der Menſchen.

Nicht ſo weithin wirſt Du ſchweben und ſtrahlen, wie jene größten Meiſter der Dichtung, die, mit dem Vollmaße der ſchauenden Kräfte begabt, die Welt bezwangen, auch nicht ſo weit wirſt Du glänzen, wie jene dürftigeren Talente, die es der Menge recht machen, weil ſie ihre gewöhnlichen Vorſtellungen von Welt und Menſchheit ihr belaſſen und nur mit farbenreichen und duftloſen Blumen aufſchmücken. Du warſt nicht und wirſt nicht ſein berühmt bei jenen, die es nicht ahnen, welch ein Weſen es iſt, das Dir bei Deiner Geburt die

ſanfte Geiſterhand auf Stirn und Lippen gelegt hat, die nicht finden können, was der Dichter ſinnet und meint, wenn er aus Licht und Aether magiſche Fäden ſpinnt und mit ihnen Herz und Welt, Geiſtesleben und Erde, Fels, Sonne, Mond und flüſternde Bäume und rauſchende Waſſer in ein Ganzes geheimnisvoll zuſammenſchlingt, — die es nicht faſſen, wie es doch kommt, daß der Dichter von dieſer und nicht von dieſer Welt iſt, daß er in dieſe unſere Welt eine zweite, eine Welt von holden und gewaltigen Wundern hineinſtellt, — die ihn nicht verſtehen, den Flor aus zartem Goldgeſpinnſt, den er um die kahle Deutlichkeit der Dinge windet.

Aber es giebt eine Gemeinde, — und nur in der Vergleichung mit der breiten Menge iſt ſie klein, — eine ſtille Gemeinde, die ſich labt und entzückt an Deinen wunderbaren, hellen, ſeligen Träumen und die hohe Wahrheit ſchaut in dieſen Träumen. Es giebt eine Gemeinde, die den Dichter nicht nach redneriſchen Worten ſchätzt, die den feineren Wohllaut trinkt, der aus urſprünglichem Naturgefühl der Sprache quillt.

Und ſie wird wachſen dieſe Gemeinde, ſich erweitern zu Kreis um Kreis, Bund um Bund wird ſich bilden von Einverſtandenen in Deinem Verſtändnis und Du wirſt ihnen nicht fern ſein in der

— — ſtillen Himmelsenge,
Wo Lieb' und Freundſchaft unſers Herzens Segen
Mit Götterhand erſchaffen und erpflegen.

Uns aber, die wir mit Dir sein, Dir in's Auge sehen, den Klang Deiner Stimme hören durften, jenen Ton, der aus Herzenstiefen und wie aus unbekannten Geistertiefen kam, uns bleibt, da Du nun hingegangen, ein tiefes unsagbares Weh. Denn da ist ein guter Mensch geschieden, — gut, wenn Gutsein doch etwas Anderes, als nur Meiden des Schlechten, wenn es eine Kraft, ein Leben, wenn es Liebe bedeutet.

Ja, Liebe, das war es: herzliches Sichversetzen in jeden fremden Zustand, in alles und jedes, was Menschen sind und leben und leiden, und auch in die arme, dunkle Seele der sprachlosen Kreatur. Er verstand jede Stimmung, man konnte in jeder das Herz bei ihm erleichtern, er fand die Gedanken, wenn sie kaum auf die Lippen traten.

Dies Versetzen, Eingehen, Teilen, Geben und Wiedergeben, und dazu sein Geist und der sprudelnde Scherz, nicht zu feindlicher Spitze geschärft, milde hinlächelnd über menschliche Schwächen, in freier, heiterer Nachbildung gern den Widersinn der Thorheit hervorstellend, dies zusammen schuf ein Ganzes, das rings um ihn alle Gemüter in einen Strom des Wechselverkehrs tauchte, der einzig war und aus dem keiner anders als erfrischt, getröstet, verjüngt hinwegging.

Gut — weich — auch etwas zu weich, — aber dafür auch gut im Sinne jenes stolzen geistigen Adels, von dem es gesagt ist:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine,

und jenes Adels, der eine keusche Scheue ist vor eitler Selbstbespiegelung in sich und andern, eine strenge Scham, die es heilig meidet, das, was wir sind, auch zu spielen oder gar zu spielen, was wir nicht sind.

Und gut, weil keine Erfahrung ihn verbitterte, die Welt schwarz zu sehen. Mein letztes Gespräch mit ihm galt jenen, die das Dasein für schlecht und für das Beste das Nichts halten. Er nickte und blickte freundlich, als ich sagte, wir machten ja die Welt, falls sie schlecht wäre, noch schlechter, wenn wir in uns und andern das große, wahre Gute der schönen Täuschung über die Uebel des Daseins und die Quelle aller wahren Freude, aller Lebenstüchtigkeit, den Glauben an ein ewig Festes zerstörten, ein Bleibendes in den Wogen der Zeit, das Wesen hat, weil es unsichtbar ist. Und so, freundlich blickend und nickend, bleibt er mir nun in's Gedächtnis geschrieben.

Wir sehen Dich nicht mehr freundlich blicken und nicken, wir dürfen nicht mehr in Deine weiche Hand die unsrige legen; das Herz steht still, das die Welt so innig u. sich hereinzog und so innig in sie hinüberfloß. Wir wollen es uns ganz rein, ganz unversehrt erhalten, dieses Weh, denn auch in ihm, im Freundesweh, lebst Du, bis auch unsre Augen sich schließen.

Leb' wohl, lebenschaffender Dichter, der den Schatz der geistigen Güter unserer Nation um echte Perlen vermehrt hat; leb' wohl, bejahender, reicher Geist, leb' wohl, Du lebendiger, Du guter Mensch, teurer, lieber Freund, leb' wohl!" —

Das Grab hatte sich kaum geschlossen und der Hügel sich über ihm gewölbt, als die Freunde sich anschickten, es für die Nachwelt auszuzeichnen und durch Künstlerhand schmücken zu lassen: Ein hoher Marmorstein trägt das wohlgelungene Bronce-Relief des Dichters. Und nach einem halben Jahrzehnt erhob sich in den Anlagen am Fuße der Silberburg, wo unter grünen Laubgängen sich fröhliche Kinderscharen tummeln, ein schlichtes Denkmal, auf dem die Muse unter der Büste des Dichters dahinschwebt, indem sie ihre duftigen Gaben ausstreut. Bei der Enthüllung, die am Todestage des Dichters (1880) stattfand, hielt Fr. Vischer die Weiherede, an deren Schluß er noch einmal für den geschiedenen Freund dies Zeugnis ablegte: „Nicht ein kalter Zeuge warst Du dem Großen, was Du erlebt hast, und wir haben Dich gesehen tief und hoch bewegt, als von Heldenblut getränkt der Baum des Volks den stolzen Wipfel und die stolze Krone endlich entfalten durfte!" —

Als Karl Gerok am Abend des 6. Juni 1875 nach der Bestattung Mörikes den Pragfriedhof verließ und in tiefem Sinnen den Heimweg zurücklegte, gestaltete sich in ihm ein Erinnerungslied an den dahingegangenen Dichter, dessen mittlere Strophen dies Lebensbild schließen mögen:

„So lang aus Goldgewölken der Humor
Hernieder auf der Menschen Thorheit lächelt
Und von der Stirne sich der Wehmut Flor
Mit einem Rosenzweige spielend fächelt;

So lang noch ein verlassenes Mägdlein weint
Früh wenn die Hähne krähn, die Sterne schwinden;
Ein Knabe nach dem Mädchen, das er meint,
Die Grüße sendet mit den Frühlingswinden;

So lang die Roſe blüht, die Traube reift,
Ein Immlein ſummt, wo heiß der Mittag brütet,
Der Nachtwind flüſternd durch die Haide ſtreift,
Wo halb im Schlaf der Hirt die Schafe hütet;

So lange leben Deine Lieder fort,
Dem die Natur ihr Schweigen ſelbſt gebrochen,
Weil Du belauſcht ſo manch geheimes Wort,
Das mit ſich ſelber ſie im Traum geſprochen."

Mörike auf dem Totenbette.

Anhang.

I. Ueberſicht über die Quellen.

1. Gedruckte Werke: Maler Nolten 1. Aufl. 1832, 2. Aufl. 1877 (gänzlich umgearbeitet) 5. Aufl. 1897, jetzt 3. und 4. Band der Geſamtausgabe Leipzig, Göſchen. Gedichte 1. Aufl. 1838, 2. Aufl. 1847, 3. Aufl. 1856, 4. Aufl. 1867, 5. Aufl. 1873, die letzte, die der Dichter ſelbſt beſorgt hat, in der Geſamtausgabe Bd. 1, in 14. Aufl. 1900. Der 2. Band der Geſamtausgabe, 5. Aufl. 1900, „Geſammelte Erzählungen" enthält „Der Schatz", Novelle, früher Märchen genannt, und die beiden Novellen „L. Gelmeroth" und „Mozart auf der Reiſe nach Prag," ſowie die drei Märchen: „Das Stuttgarter Hutzelmännlein", aus dieſem die Hiſtorie von der ſchönen Lau mit Zeichnungen von Schwind in beſonderem Bändchen, „Der Bauer und ſein Sohn," Die Hand der Jezerte." Nicht aufgenommen in die Geſamtausgabe ſind die in der Sammlung „Iris" 1839 enthaltene Oper in 2 Akten „Die Regenbrüder", ſowie die im Taſchenbuch Urania, Jahrg. 1834 S. 313—339 erſchienene „Skizze": Miß Jenny Harrower, ſpäter leicht umgearbeitet als L. Gelmeroth, „Claſſiſche Blumenleſe" 1840, Ueberſetzungen von Idyllen des Theokrit, Moſchos und Bion, mit Fr. Notter gemeinſam bearbeitet, 1855, Degens Anakreon-Ueberſetzung revidiert und ergänzt, 1864. Eine beträchtliche Anzahl Gelegenheitsgedichte nebſt Zeichnungen ſind veröffentlicht in dem Buche „Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter" von R. Krauß, Stuttgart 1895. Außerdem ſind eine Anzahl Gedichte, meiſt Gelegenheitsgedichte im engſten Sinne, ebenfalls — mit wenigen Ausnahmen — von R. Krauß herausgegeben in: Litt. Echo 1. Jahrg. 1. Heft S. 23 f.; Beſ. Beil. des Staatsanz. für Württemberg 1895 Nr. 10 S. 145 ff.; 1896 Nr. 17/18 S. 386; Stuttg. N. Tagebl. vom 21. 5. 1898; Deutſche Dichtung 1894 H. 1; 1891 S. 265 f; 1891/92 S. 23 f.; 1892/93 S. 19; 1894/95 S. 161, Frankf. Zeitung vom 30. September 1900 Nr. 270, 2. Morgenblatt. Stuttg. Morgenbl. 1846 Nr. 41; die deutſchen Mundarten I (1854) S. 290 ff; 's Schwoabaland in Bild und Wort S. 227 f.

Ungedruckte Gedichte befinden sich einige in der Stuttg. öffentl. Bibliothek, die auch in 2 Bänden Zeichnungen des Dichters besitzt, sodann einige Gedichte im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar; hier liegen auch die Vorarbeiten zu dem Roman „Der Kupferschmied von Rotenburg". 1 dramatisches Stück in 3 Aufzügen, wohl aus der Studentenzeit, ohne besonderen Wert, ferner „Das Fest im Gebirge. Dramatisches Spiel. Zur Gedächtnisfeier des 27. September 1841."

In dem Teil des Nachlasses, der mir zur Verfügung gestellt worden ist, befinden sich ca. 45 Gedichte, meist Gelegenheitsgedichte. z. T. in dem sogenannten „Roten Buche", das Bruchstück eines Romanes aus dem Jahre 1833 und eine dramatisierte Satire in 3 Aufzügen, die sich besonders gegen Tübinger Burschenschafts-Verhältnisse richtet.

2. Ungedruckte Briefe. Der bei weitem wichtigste und größte Teil der Briefe Mörikes befindet sich in der Stuttgarter öffentl. Bibliothek (Cod. hist. Qu. 327 ꝛc.) geordnet und gebunden. Vollständig ist allerdings keine der Sammlungen: Die Briefe an Hartlaub, 5 Bände, die an Mährlen u. a. 1 Bd., an Luise Rau 1 Bd., an Vischer u. a. 1 Bd. Die Gegenbriefe sind meistens im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar, noch nicht geordnet. Außer Briefen von Hartlaub, Mährlen und Bauer sind da solche von Blumhardt, Hardegg, Schöll, Nagel, Bruckmann, Albert Rheinwald, Käferle, Nast, Buttersack, Waiblinger, Hemsen; ferner Briefe Mörikes an die Mutter und seine Schwester Luise, sowie Briefe von diesen, von Georgii, Onkel Neuffer, von den Brüdern ꝛc., außerdem Briefe vom Vater Mörikes an dessen Mutter und Briefe der Beyer'schen Familie, die bis 1758 zurückgehen. In dem mir zur Verfügung gestellten Nachlasse befinden sich Briefe Mörikes an nächste Verwandte, Hartlaub u. a., wichtig ist besonders darunter ein Brief an seine Braut L. Rau; litterarisch wertvoll ist auch die Urschrift von Mörikes erstem Brief an Schwind, der verloren gegangen ist; auch Briefe von J. Kerner u. a., von Georgii, Blumhardt ꝛc. sind vorhanden, desgl. Scherze verschiedener Art und Zeichnungen ꝛc. 14 Briefe, 4 Zettel, das M. S. von Nolten I. Bd. der 2. Aufl. (von Mörikes Hand) befinden sich im Schillerhaus zu Marbach.

Gedruckte Briefe, besonders an Mährlen u. a. sind herausgegeben von Bächtold in „Deutsche Dichtung" 1891 S. 287—290 und in „Deutsche Rundschau" 1884 H. 2. S. 269 ff., desgl. in Pressel, Pfarrhaus zu Cleversulzbach; Briefe, besonders an Mährlen, von R. Krauß veröffentlicht in d. Rundschau 1895 Januar- und April-Heft und im Litt. Echo 1900 Sp. 1116 ff. H. Fischer hat in „Beiträge zur Schwäb. Litteraturgesch." 1891 S. 148 ff. 7 Briefe Mörikes an Waiblinger — davon 6 aus Urach — veröffentlicht, an Hebbel im Briefwechsel von F. Bamberg 1892 Bd. II. S. 378 f. und an J. Kerner im Briefwechsel 1897 Bd. II Nr. 556 f. und Nr. 567. Nicht ganz vollständig sind auch die Briefwechsel Mörikes mit Herm. Kurz (1885), mit Moritz von Schwind (1890) und Th. Storm (1891), herausgegeben von Bächtold. Bauers Briefe an Mörike, Hartlaub u. a. in Werke S. XII—LXIV.

3. Tagebücher. Das früheste noch erhaltene Tagebuch, von mir „Merkbüchlein" genannt, befindet sich in dem Teil des Nachlasses, den ich hier habe, desgleichen 7 dicke Schreibhefte, Tagebücher der Schwester Luise aus den Jahren 1822—26, und 24 Kalender in gr. Quart, durchschossen und als Tagebuch von Mörike verwandt; 7 Kalender aus der späteren Lebenszeit befinden sich in Weimar.

In dem Nachlasse, der bei mir ist, befindet sich auch ein Entwurf zu einer Kindheitsgeschichte Mörikes, von ihm selbst aufgezeichnet. Dieser Entwurf enthält nur Stichworte, die ich mit Hilfe seiner Schwester zum Teil habe enträtseln können. —

II. Uebersicht über die Litteratur.

Die Normal-Verordnung für das Seminar Urach 1818 (geschrieben, später durch gedruckte Statuten ergänzt). Intelligenz-Blatt für die Oberamtsbezirke Tübingen ꝛc., Jahrgang 1822—1826, Statuten für das theolog. Stift o. J. E. Münch, Erinnerungen, Lebensbilder und Studien ꝛc. I. Band 1836. G. Schwab, Blätter für litterarische Unterhaltung 1833 Nr. 364 f. auch kl. prosaische Schriften 1882 S. 213—236. Fr. Th. Vischer, Mörikes Gedichte und Maler Nolten besprochen in Hall. Jahrbücher 1839; Nr. 141 f. u. 144 f., abgedruckt in „Kritische Gänge" Bd. II S. 216 ff.; vergl. auch das Vorwort S. VII f., S. L und S. 315. E. Reinhold (Köstlin), „Die Schwäbische Dichterschule und Eduard Mörike," Hall. Jahrbücher 1839 Nr. 6—8 u. 18 f. H. Blaze, de la poésie lyrique en Allemagne. Ed. Mörike ꝛc. Rev. d. deux Mondes 1845 S. 353—366. D. Fr. Strauß Art. über L. Bauer in den Tübinger Jahrbüchern 1847, auch in kl. Schriften 2. Aufl. II. Bd. S. 202—205. J. Kerner. Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. 1849. J. Kerner, Reiseschatten (1. Ausg. 1811), fünfte Schattenreihe. K. Mayer. Ludw. Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen, 1867 Bd. II S. 173—180, 248, 250 f. B. Gugler in Chrysanders allg. musik. Zeitung 1875 Nr. 43 f. Fr. Notter Eduard Mörike 1875. P. Heyse in der Vorrede zu Herm. Kurz ges. W. Bd. I. S. XX ff. Herm. Kurz, Gesammelte Werke Bd. VIII. S. 175 ff. u. in der Vorrede zum 4. Band des Novellenschatzes. E. Kuh, Ed. Mörike, ein Gedenkblatt 1875. J. Günthert in Birl. Alemannia, 1875 III. S. 193—205. Th. Storm, meine Erinnerungen an Ed. M. (1876) in ges. Schr. XIV. S. 141—173. W. Lang, Im neuen Reich 1875 Nr. 26, dann in „Von und aus Schwaben" 2. Heft 1885 S. 109 ff. J. Klaiber, Ed. M. 1876 und in der Einleitung zur Gesamtausgabe. R. Waldmüller-Duboc in Westermanns Monatsheften 1876 Nr. 235. S. 59—70. β. über Maler Nolten 2. Aufl. Bes. Beil. des Staatsanz. für Württemberg 1877 Nr. 23 f. A. Fresenius in Grenzboten 1879 4. Quartal S. 173—184. Th. Ziegler Studien ꝛc. 1877 S. 271—304.

Herm. Fiſcher, Ed. Mörike, ein Lebensbild 1881. Herm. Fiſcher, Beiträge zur ſchwäb. Litteraturgeſch. 1891 S. 148 ff. Bächtolds Veröffentlichungen von Briefen (ſ. Quellen). Preſſel, das Pfarrhaus zu Cleverſulzbach 1885. v. Günthert, Mörike und Notter 1885. A. Mayr, E. M. Eine litterariſch-äſthetiſche Unterſuchung, Programm des Gymnaſiums in Bozen 1885; auch in „Die ſchwäbiſche Dichterſchule" 1886. K. Weitbrecht, „Das Pfarrhaus in Cleverſulzbach", Programm der höheren Mädchenſchule in Zürich 1887. Rich. Weitbrecht, Aus Mörikes Dichterwerkſtatt. Allg. Ztg. Beil. Nr. 32 f. 1888. R. Krauß im Euphorion Bd. I. S. 129—136; Bd. II. Ergänzungsheft S. 99—121; Bd. III. S. 561, Ergänzungsheft S. 140 f. Bd. IV, Ergänzungsheft (aus Mörikes Briefen über Uhland), Blätter für litt. Unterhaltung 1891 Nr. 10; beſ. Beil. des Staatsanz. f. W. 1896 Nr. 5/6 S. 80—89. Goethe-Jahrbuch Bd. 17 S. 255—58. Schwäbiſche Kronik 1895 S. 1519—1549; Allg. Zeitg. Beil. Nr. 147, 1893; Biogr. Blätter Bd. II. S. 466—70. Deutſche Rundſchau XXIV 4. H. S. 46 f. H. Krockenberger, Vortrag über Ed. M., Bericht in der Ludwigsburger Zeitung vom 1. Dezember 1893. R. Batka H. Wolffs Mörike-Lieder, Kunſtwart 1898 H. 6. K. Weitbrecht, Ed. M. Gedächtnisrede, gehalten am Mörike-Abend des Leſezirkels Hottingen. N. Zürich. Zeitg. 1897 Nr. 59, 61 ff. R. Krauß, Schwäbiſche Litteraturgeſchichte I. Bd. 1897. II. Bd. 1899. Dr. K. (Kurrer) Ed. M. Rems- & Feinthalbote 1899 Nr. 115—120. Jahresbericht des Ludwigsburger Gymnaſiums 1900 S. 25. E. Avenarius, „Unſere Lyrik und Mörike", Kunſtwart 1900 H. 17. K. Fiſcher, E. M. und ſeine Stellung in der Litteraturgeſchichte und im deutſchen Unterrichte. Progr. des Wiesbadener Gymnaſiums 1901.

Nekrologe in Schwäb. Kronik 1875 S. 1475 f.; Allg. Ztg. 1875 Beil. Nr. 159; Beſ. Beil. des St. f. W. 1876, S. 145—152 u. S. 161—67. „Unſere Zeit." Neue Folge, 11 Jahrg. 2. Heft 1875. S. 470 ff. Viſchers Grabrede 1875 in Notter (ſ. ob) u. Viſchers Gedächtnisrede, Schwäb. Kronik 1880 Nr. 133.

Die Allg. D. Biogr. enthält außer dem allerdings jetzt z. T. veralteten Artikel über Ed. M. (Bd. 22. S. 243—258) eine erhebliche Anzahl einſchlägiger Artikel, z. B. über L. Bauer, J. Kerner, L. Uhland, G. Schwab, K. Mayer, Herm. Kurz, Fr. Notter, M. v. Schwind, Th. Storm, D. Fr. Strauß, M. Waiblinger, W. Zimmermann, Gottl. Köſtlin, C. R. Köſtlin, Georgii u. ſ. w.

III. Bemerkungen.

1. Kapitel. S. 2. Bartolomäus Mörike iſt 1668 in Havelberg geboren. — S. 3. Unter die Originale von Ludwigsburg gehörte auch ein Baron Uexküll, ein hervorragender Kunſtkenner und Mäzen; als Student beſuchte ihn Mörike; vielleicht ſteckt

manches von jenem im Nolten (Jaßberg). — S. 6. Die Erzählung in der Novelle L. Gelmeroth (S. 290—297) enthält mehrere Ludwigsburger Anklänge, vielleicht auch einen Reflex von der Husarenherrlichkeit; daß sie aber so passiert sei, ist nicht anzunehmen. — S. 7. Ueber Regina Voßler zu vergl. Kerners Bilderbuch S. 343 ff. und 357, Allg. D. Biogr. Bd. 34 S. 344.

2. Kapitel. S. 25. Die Lesart in der 2. Hälfte der letzten Strophe ist an mehreren Stellen unsicher, ich habe gesetzt, was mir am passendsten schien. — S. 26. Die Lesart stuporum ist unverständlich. — S. 29. Im Gedichte selbst (Sammlg. S. 36) ist die Anrede, also die 2. Person gebraucht. — S. 34. Der Theaterzettel befindet sich in dem mir überlassenen Teil des Nachlasses. Daß Waiblinger bei dem Theaterunternehmen beteiligt war, ist wohl anzunehmen, aber nicht zu beweisen. — Ueber Gottl. Köstlin vergl. Allg. D. Biogr. Bd. 16 S. 757 f.

3. Kapitel. S. 41 ff. Diese dramatisierte Satire ist auf 14 Quartseiten geschrieben und befindet sich in dem mir übergebenen Nachlaß. In Weimar befindet sich auf 5 Blättern ein dramatisches Fragment von 3 Auftritten, aus der Studentenzeit; es sind wesentlich Karzerscenen. Aus derselben Zeit stammen die epischen „Nachtgesichte" (Stuttg. Bibl.) vergl. Krauß, Euphorion Bd. II, Beil. zum Ergänzungsheft. — S. 43. Vergl. Notter, Ed. M. S. 10 u. S. 6. — S. 44. Vergl. Klaiber Ed. M. — S. 45. Zum Beweise liegt der Aufsatz noch in den Stiftsakten dem Berichte des Ephorus bei. — S. 51. Ueber R. Lohbauer zu vergl. R. Krauß, Schwäbische Litteraturgeschichte Bd. II S. 172 ff. u. 444 ff. — S. 52 ff. Die Darstellung der Peregrina-Geschichte beruht auf den Tagebüchern von Mörikes Schwester Luise, den Briefen, dem Buche E. Münchs Bd. I S. 347 ff. (gemäß Mörikes Brief an Hartlaub v. 23./3. 1843) sowie auf Nachforschungen in der Schweiz, in Freiburg i. B. und in Tübingen. — S. 54. E. Münch hat sich in Freiburg — laut Ausweis des Freiburger Kirchenregisters — am 3. Juni 1824 verheiratet. — S. 59. R. Krauß erzählt dies in den Biogr. Blättern a. a. O. So, wie er es erzählt, kann es nicht richtig sein. Auch ist auffallend, daß niemanden, auch Notter nicht, etwas von diesem Ludwigsburger Aufenthalt Marias bekannt ist. — Einige Mal lautete 1825 Mörikes Adresse in Tübingen bei „Schneidermeister Werner"; auch in der „Walkmühle" hat er gewohnt. — S. 60 f. zu Orplid ꝛc. vergl. Maler Nolten I S. 149 ff. — S. 66. Das Schlußzeugnis, das sogenannte testimonium publicum, das er nach Vollendung seiner akademischen Studien beim Abgang aus dem Stift erhielt, lautete folgendermaßen. Valetudo: satis bona; Statura: media; Eloquium: satis distinctum; Gestus: vagi; Ingenium: satis bonum; Judicium: minus cultum; Memoria: fida; Scriptio: lectu haud difficilis; Mores: honesti, sed non satis constantes; Industria: jam satis assidua; Opes: exiguae. Studium theologicum mediocri cum successu absolvit. Orationem sacram mediocriter dispositam haud male elaboratam memoriter habuit. In Philologia et Philosophia mediocris.

4. Kapitel. S. 67. Ob die dramatiſchen Stücke, die ſich auf Rotkäppchens Verwandlung in eine Elfe und das geſpenſtiſche Umgehen des Wolfs beziehen und ſich handſchriftlich erhalten haben, ſchon damals entſtanden ſind, bleibt zweifelhaft. Veröffentlicht habe ich ſie in meiner Abhandlung zum Programm. — S. 70. Die Marie Meyer betreffenden Papiere hat Luiſes Freundin L. S., die ſpäter in Geiſtesverwirrung fiel, wie es ſcheint, mit anderen Familienpapieren vernichtet. — S. 73. Unſere Kenntnis von dieſem Singſpiel, das „ans ländliche grenzen", aber nicht „zu heiter" ſein ſoll, beruht auf dem Briefwechſel zwiſchen Hetſch und Mörike, der ſich in Weimar befindet. Erhalten iſt von dem Spiel m. W. nichts. Im Mittelpunkt des Stücks ſteht ein blindes Mädchen, das durch die geheime Kunſt eines Einſiedlers ſehend gemacht wird, und nachdem es ſich durch ein bis dahin verborgenes Mal als die Tochter eines Grafen, der ſie zur Heilung hatte auf ſein Schloß kommen laſſen, erwieſen hat, kommt es zwiſchen ihm und dem längſt geliebten „Robert" zur Verlobung. — S. 77. Der Bericht Blumhardts an Mörike über die Unterredung mit Georgii iſt vom 20. Oktober datiert und befindet ſich in dem mir überlaſſenen Teil des Nachlaſſes. — S. 78. Bemerkenswert ſind die Aeußerungen von Hermann Kurz über Mörike als Dichter von Dramen und Romanen, Briefwechſel S. 108 f. — S. 81. Das Gedicht „Herbſtfeier" erſchien zuerſt als „Bacchusfeſt" im „Jahrbuch ſchwäbiſcher Dichter" (1836) in der älteren Faſſung, die in der vorletzten Strophe die Wendung hatte:

„Tretet alſo in Gedanken und mit heiligem Bedacht
Aus den purpurſchweren Ranken in das blaue Schiff der Nacht."

Dieſes „etwas myſtiſche" Schiff verwandelte dann der Dichter „in ein buchſtäbliches dem Publikum zu liebe." Auch die Ueberſchrift „Herbſtfeier" zog er vor, „denn es iſt doch nicht rein antik" (vergl. Kurz-Mörike-Briefw. S. V f., 13, 17, 29). Dies Gedicht hat nach und nach viel Aenderungen ſeitens des Dichters erfahren. Ob das Gedicht „In der Frühe" (Ged. S. 31) in das Jahr 1828 gehört, iſt mir zweifelhaft, da es im Tagebuch-Kalender Anfang des Jahres 1838 ohne Variante ſteht. Es war ſonſt nicht des Dichters Art, ſo mit ſeinen früheren Gedichten zu verfahren. In das Jahr 1828 gehört noch das Gedicht „Auf Schwabs Gedichte" bei Krauß, Mörike als Gelegenheitsdichter (S. 164). Nach Notters Zeugnis (S. 33) wäre es möglich, daß der Scheerer Pfarrherr mit ſeiner Stutzuhr in dem Prior der Karthauſe ſteckt. — S. 85. Den Enzio hatte er etwa ſeit Juni 1828 liegen laſſen, obgleich ihm die bereits geſchriebenen Scenen dem Zeitcharakter zu entſprechen ſchienen. Das von Mährlen zum Beſuch Ludwigs I. in Augsburg verlangte Feſtſpiel lehnte er ab: „mir wird ganz übel über dem bloßen Gedanken an ſo ein zugeſpitztes Gelegenheitsſtück." — S. 86. Vergl. M. Nolten II, 15 f., I, 30 u. 33, 114, 297 f., II, 18. — S. 89. Ueber das Schickſal, Napoleon ꝛc. vgl. Nolten II, 84, 287. — S. 91. Dieſer Brief Ms. an ſeine Braut befindet ſich in dem mir

überlassenen Teil des Nachlasses. Den geistlichen Liederdichter Albert Knapp lernte er in dieser Zeit kennen und schätzen. — S. 96. Wie andre Briefe an die Braut ist auch der vom 3. März verloren; der Brief, in dem er zeigt, daß er an Karls Vergehen unschuldig sei und gegen ihn habe zeugen müssen, steht am Ende des Bandes der Briefe an Luise als Nr. 68 und ist etwa auf den 8. März 1831 zu setzen. — S. 97. Unter Nr. 38 in diesem Briefwechsel steht ohne Ort und Datum der Anfang des Briefes, durch den er offenbar der Braut ihr Wort zurückgeben wollte; er gehört wohl in den Anfang des Sommers 1831. — Anfang August scheint er in Eltingen eingezogen zu sein. Im August 1831 entstand das liebliche für die Braut gedichtete „Hochzeitslied" (Ged. S. 40). — S. 103. Auch den Plan einer Dedikation des Romans gab er wieder auf, vergl. Krauß. Bes. Beil. d. Staatsanz. 1896 Nr. 5/6. — Die Stelle im Nolten II, 193 ist, soweit sie sich auf die Betrachtung der Blumen bezieht, zwar Agnes in den Mund gelegt, geht aber auf eine Eigentümlichkeit der Peregrina zurück, von der Agnes noch manch anderen Zug verrät. — S. 104. Es würde die Grenzen einer Biographie weit überschreiten, wenn im einzelnen ausgeführt werden sollte, in welchem Verhältnis die überarbeitete zu der ersten Ausgabe des Nolten steht. Beschränkung auf ein paar Hauptpunkte ist deshalb nötig. Der Kürze halber bezeichne ich die 1. Ausgabe mit N. 1, die überarbeitete mit N. 2. Es leidet keinen Zweifel, daß N. 2 sowohl in den Motivierungen wie in der Ausführung, der Fassung ꝛc. dem N. 1 durchaus vorzuziehen ist; freilich sind im N. 2 auch Scenen weggelassen, die man ungern vermißt, z. B. die Lörmer-Scene an Larkens' Totenbett, die Shakespearisches Gepräge trägt. Auch in Bezug auf die beigegebenen Lieder, besonders der Peregrinalieder liegen merkliche Differenzen vor. Es ist bekannt, daß nur der 1. Band und der Anfang des 2. im N. 2 von Mörike selbst druckfertig gemacht ist; dieses Original, von seiner Hand geschrieben, wie es in die Druckerei gegangen ist, befindet sich im Marbacher Schillerhaus und reicht bis I S. 346 letzte Zeile: „zur Sprache". Von „Larkens hatte" bis II 4 Z. 5 v. unten „wundern selbst" ist es in Weimar. Der Zwischensatz II, 4 „Von diesen Sorgen — zu entdecken" fehlt und stand wahrscheinlich auf einem Zettelchen; II, 4 die letzten $4^1/_2$ Zln. und S. 5 die 7 obersten Zln. sind aus N. 1 zusammengestellt; II, 5 Z. 8 „Ich danke Dir — S. 6 Z. 11 Augen beißt" ist in Weimar; die Stelle von II, 6 Z. 12 — S. 10 Ende des 1. Absatzes ist von Klaiber nach N. 1 S. 327—30 in der Hauptsache zusammengestellt; von II, 10 Mitte folgt der Text im wesentlichen dem von Mörike korrigierten N. 1, der ebenfalls in Marbach ist, — der in Weimar befindliche Text ist nach diesem Exemplar von der Hand Margarete Mörikes korrigiert. Die Korrekturen gehen bis zum letzten Worte des 2. Bandes. Von den Zetteln, auf die M. die neue Fassung z. T. geschrieben, habe ich nur einen gefunden, er ist in Marbach und enthält den mittlern Absatz von S. 42 des II. Bandes „Zum Ueberfluß — Schanden zu machen." Der Versuch, den Mörike in dem Marbacher Exemplar gemacht hat, den Roman in 3 Teile zu zer-

legen: der 2. ſollte mit I 213, der 3. mit II, 55 oder 94 beginnen, iſt nicht durchgeführt. Nach den äußeren Merkmalen gehört zu den älteſten Teilen des Marb. M. S.: Ein Tag aus Noltens Jugendleben I 283—318 und das folgende Diarium, ſowie I S. 222—228, S. 235—38 u., zu den mittleren I 24 „Schon auf der Akademie" — S. 26 ob., S. 108—213., zu den jüngeren I S. 1—21, 26—107 u. S. 213 Abſ. — S. 222 u., zu den jüngſten S. 341 letzter Abſatz, S. 55 f. Das Marbacher Original-M. S. zeigt die unabläſſige Nachbeſſerungsarbeit des Dichters in 5—6 Schichten. Daß Klaiber in der Geſtaltung des Textes von II, 10 an ſich überall genau an die von M. redigierte Vorlage gehalten habe, läßt ſich aus dem was bis jetzt vorliegt, nicht erſehen; jedenfalls hat er Scenen weggelaſſen, z. B. die genannte Lörmer-Scene (II 170), die M. in ſeinem korrigierten Exemplar ſtehen gelaſſen hatte. — S. 110 f. „Miß Jenny Harrower", „Eine Skizze" macht in der Urania von 1834 den Schluß. Ein engliſcher Geiſtlicher erzählt dieſe ergreifende Seelengeſchichte, deren Inhalt kurz folgender iſt: Jenny H. klagt ſich ſelbſt vor Gericht an, den treuloſen Bräutigam ihrer aus Gram geſtorbenen Schweſter ermordet zu haben, weil ſie den wirklichen, nur ihr bekannten Mörder deſſelben, wenn auch unbewußt, zu dem Mord (Duell) durch die Worte veranlaßt hatte: „Räche die Schweſter, wenn Du ein Mann biſt!" Während ſie nun in Unterſuchungshaft ſitzt, kommt jener Geiſtliche in dieſelbe Stadt, hört von dem Ereigniſſe, ſucht die Jugendfreundin in ihrer Zelle auf, erlöſt ſie aus ihrem ſchweren Gewiſſenskonflikt und heiratet ſie dann. — Bald darauf hat Mörike das Stück auf deutſchen Boden übertragen: Ein deutſcher Gelehrter, der in Göttingen ſtudiert hat, iſt hier der Erzähler und Träger der Geſchichte, und Jenny heißt Lucie Gelmeroth. Abgeſehen von den Namen ſind nur ganz wenig Stellen, meiſt nur ſtiliſtiſch, geändert; nur die Beſchreibung des Seelenzuſtandes der unglücklichen Lucie iſt ſtärker verändert und verkürzt (S. 302—305). Das Ganze trägt Ludwigsburger Färbung. In dieſer veränderten Geſtalt erſchien die Novelle L. Gelmeroth, wie ſie jetzt in der Geſamtausgabe ſteht, in der Sammlung „Iris" vom Jahre 1839. — S. 111. Die Brautbriefe, die hinter dem vom 9./12. Juli (Nr. 62 des Bandes in der Stuttg. Bibliothek) ſtehen, ſind offenbar aus einer früheren Zeit, der Schluß des Briefwechſels fehlt alſo. — Dieſer Brief an Clara vom 12. November 1833 befindet ſich in dem mir überlaſſenen Teil des Nachlaſſes und iſt in Weilheim geſchrieben. — S. 112. Die Fragmente des religiöſen Romans nehmen etwa 48 enggeſchriebene Quartſeiten ein und befinden ſich ebenfalls bei dem mir überlaſſenen Teil des Nachlaſſes. — S. 113. Des Freundes Traum und Tod hat ausführlicher J. Kerner dargeſtellt in „Die Seherin von Prevorſt". 4. Aufl. S. 125 f.

5. Kapitel. S. 114. Die Beſtallungsurkunde Mörikes iſt datiert vom 20. Mai 1834. — S. 116. Das Gedicht an Clara „Auf ein Ei geſchrieben" (Geb. S. 313) iſt ſpäter (1847) vollendet. — S. 118. „Die Regenbrüder," 1839 in der Sammlung Iris erſchienen, ſind von der 8. Scene des II. Akts an von Kurz; in

der Separatausgabe sind dies die Seiten 156—172, vergl. Briefwechsel Mörikes mit Kurz S. 1 f, 4, 6, 8, 40, 64—66, 69, 103, 113. — S. 119. Der „Schatz" erschien zuerst in dem mit W. Zimmermann 1836 herausgegebenen „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novelliſten". Die neue Novelle „Die geheilte Phantaſtin", von der Kurz spricht, kann schon deshalb nicht, wie Bächtold vermutet, L. Gelmeroth sein, weil diese als J. Harrower schon 1833 geschrieben und 1834 veröffentlicht ist, ob sie auf eine Skizze des religiösen Romans zurückzuführen ist, bleibt ungewiß. — S. 123. Anfangs scheint unter den Freunden eine feste Unterscheidung zwischen Sicherè und dem sicheren Mann nicht bestanden zu haben, denn Bauer schreibt (25. Februar 1828) vom „sicheren Mann", er habe sie mit vielem Hüsteln belehrt, daß Barbaroſſa von Barbaresken komme und so viel heiße, als ein Mensch ohne comme il faut ꝛc.; vielleicht liegt auch nur eine augenblickliche Verwechslung vor. — S. 126. Zum sicheren Mann befinden sich in der Stuttg. Bibl. noch 2 Zeichnungen; die Stellen, die sich im Briefwechsel mit Kurz auf ihn beziehen, stehen S. 51, 53 f, 56, 70 ff, 82 f. — S. 129. Ueber die Weihefeier am 9. Mai 1885 vergl. K. Weitbrecht, Das Pfarrhaus in Cleverſulzbach. 1887. — S. 135. Das Original des „Komplimenten-Machers" befindet sich in der Stuttg. öffil. Bibliothek (Hiſt. Qu. 327,7). — Die beiden Gedichte gegen den Prieſterhochmut hat Krauß veröffentlicht in „Frankf. Zeitg." v. 30. Sept. 1900 Nr. 270. — S. 136. Ein kurzer Bericht über den Hausgeiſt findet sich auch in Kerners „Seherin von Prevorſt" S. 512 ff. — S. 137. Ueber die Entſtehung des Gedichtes „An den Schlaf" zu vergl. K. Weitbrecht Allg. Zeitg. 1888. Beil. Nr. 32 f. Die Zeichnung zum „Kanonier (Ged. S. 154) steht im Kalender, Januar 1838. — S. 138. Am Abſchiedstage, 29. Mai 1838 Morgens 4 Uhr, ſchuf Kurz das schöne Gedicht, das auch im Briefwechsel S. VIII abgedruckt iſt. — S. 139 f. Ueber eine Anzahl von Aenderungen und verſchiedenen Faſſungen der Gedichte giebt Krauß Auskunft im Euphorion II. Ergänzungsheft S. 99 ff, auch K. Weitbrecht bringt dazu Beiträge in der Allg. Ztg. 1888 Beil. Nr. 32 f; ſoweit Raum war, habe ich manches bemerkt. — S. 140. Die Einzelheiten über die Entſtehung von Schön-Rohtraut verdanke ich den Mitteilungen von Clara Mörike, sie entſprechen auch den Briefen an Hartlaub; Mörikes Mitteilungen an Schwind, die etwa 30 Jahre ſpäter liegen, leiden unter Trübungen des Gedächtniſſes. — S. 143. Ueber Luthers Trinkbecher hat Mörikes Großonkel J. Chr. L. Mörike in Burgſtall 1817 eine Schrift nebſt Stammtafel veröffentlicht, die bei Kohlhammer 1883 unverändert abgedruckt iſt. — Die Kritiken Viſchers und Köſtlins ſowie die ſpäteren, auch die Gedächtnisrede K. Weitbrechts habe ich eingehend behandelt in dem Wiesbadener Gymnaſialprogramm Oſtern 1901. Hier fehlt der Raum für eine ſolche Beſprechung. Bemerkenswert bleibt, daß ein Franzoſe 8 Jahre früher ein litterar-kritiſches — und zwar anerkennendes — Urteil über Mörike veröffentlichte als ein Kritiker — Jul. Schmidt — aus Nord-Deutſchland. — S. 151. Mörikes Brief an Tieck vom 20. Februar 1833 iſt abgedruckt in der Sammlung Tieck'ſcher Briefe von K. v. Holtei II. S. 365 f. —

S. 154. Die Hand der Jezerte, zuerſt Arete genannt, iſt im erſten Entwurf im Anfang kürzer, ſonſt nahezu unverändert; der König iſt ohne Namen; im Entwurf luſtwandelt der König, ehe er die Hand fand (Geſammelte Erzählungen in der Geſamtausgabe II. S. 269) mit Naira, im Entwurf ſchreibt Maani nicht mit dem Griffel (S. 270), ſondern mit einer „Schreiberoſe“ in „Rätſelſchrift“ und zwar „Verlange vor den Richter (nicht König)“, für „die das mit“ ꝛc. ſteht im Entwurf der Name (Naira). Statt „Den andern Tag“ ꝛc. ſteht im Entwurf ganz kurz: „Wie nun dem König gemeldet ward, weſſen der Jüngling ſich ſchuldig bekannte, wütete er und zerriß ſein Gewand und“. Der Schluß iſt nur ſkizziert: „Die Wahrheit kommt an den Tag, der Jüngling wird begnadigt, der Naira die Hand abgehauen und ſie als Bettlerin in die weite Welt hinausgeſtoßen, Aretes marmorne Hand aber behält für immer einen Veilchenduft, der den ganzen Tempel erfüllt.“ Wie ſehr die ſpätere Ausführung den Entwurf übertrifft, liegt auf der Hand. — Das „Feſt im Gebirge, Dramatiſches Spiel zur Gedächtnisfeier des 27. Sept. 1841“ heißt der volle Titel des Feſtſpiels, das — ſauber in ein Heft in groß Quart geſchrieben — ſich im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar befindet. Als Perſonen traten auf: Bergfürſt der ſchwäbiſchen Alb, Bergnymphen, ſeine Töchter, ſodann Richter, Bürgermeiſter, Burſchen, Mädchen ꝛc.; Schauplatz iſt eine ſchöne Thalgegend bei einem der Eingänge in die ſchwäbiſche Alb. Das Ganze, in elf Auftritte gegliedert, ſollte ein patriotiſches Stück für den König und ſein Haus ſein. — S. 158. Die Epiſode mit der vornehmen Dame, einer Baronin H., iſt für die Herzensgüte, wie für die Feſtigkeit und das ſichere Urteil des Dichters ſehr bezeichnend, namentlich wenn man den entſprechenden Briefwechſel, an dem auch Kerner beteiligt war, kennt; er iſt zwar in meiner Hand, kann aber nicht veröffentlicht werden. — Bettina v. Arnims Buch über Karoline von Günderode war 1840 erſchienen. Waiblingers Gedichte-Sammlung ward im Frühjahr 1842 von Mörike abgeſchloſſen und dem Verleger Heubel im Juli 1843 übergeben. — S. 159 f. Dieſer ſehr ausführliche Brief Mörikes über den Beſuch der Freunde, die Fahrt nach Heilbronn und dem benachbarten Sontheim, wo Strauß mit ſeiner jungen Frau, der berühmten dramatiſchen Sängerin Agnes Schebeſt wohnte, iſt von J. Bächtold größtenteils veröffentlicht in der Deutſchen Rundſchau (1884 S. 276 ff). So reizvoll der ganze Brief iſt, ſo läßt der Raum es nicht zu, ihn hier abzudrucken. Im Text iſt deshalb nur auf einen Hauptpunkt eingegangen. Strauß' Scheidung von ſeiner Frau lag damals ſchon in der Luft. In dem ungedruckten Teil des Briefs befindet ſich der Hinweis auf das Buch E. Münchs und die Stelle, die ſich auf Maria Meyer (Peregrina) bezieht. — Sehr bezeichnend iſt es für Mörike, daß er in Hillers „Geiſtliches Liederkäſtlein“, das ſeiner Schweſter gehörte, alle ſprachlichen Verſtöße ꝛc. am Rande berichtigte und am Schluß desſelben eine Ueberſicht über dialektiſche Ausdrücke und deren hochdeutſche Bedeutung gab.

6. Kapitel. S. 167. Das „rote Buch“ enthält auf 144 Quartſeiten eine große

Anzahl von Gedichten und ist im August 1875 von Hartlaub in Stöckenburg, wo er damals war, abgeschlossen. Fortgesetzt ist es von ihm als „zweite Sammlung", unterschrieben Neuenstadt a. L. 1884 und enthält 110 Seiten. Beide befinden sich in dem mir zur Verfügung gestellten Nachlaß. — S. 171. Diese „Kreidestifte" verzierte er gern beim Sinnen, Vorlesen ꝛc. mit Arabesken, Figuren und Aufschriften; so steht auf dem Stifte, mit dem er die Mozart-Novelle vollendete: „Mozärtlein, 30./3. 55". — S. 172. Mörikes M. S. der „Idylle vom Bodensee", mit einem Motto aus Catull, befindet sich in Weimar. Daß das Glockenmotiv Tübinger Herkunft ist, geht aus den Brief an Kauffmann vom Oktober 1828 (D. Rundschau 1895 S. 75) hervor; daß der Stoff ganz frei erfunden ist, spricht Mörike selbst Hartlaub gegenüber aus (24. Oktober 1846). — S. 176. Der Rahmen der Biographie gestattet es nicht, über das Verhältnis der 2. Auflage der Gedichte zur ersten und die mit Hartlaub deshalb gepflogenen Verhandlungen zu berichten. — S. 178. Die zahlreichen Briefe Mörikes an Blumhardt sind nicht mehr vorhanden, da dieser, wie mir sein Sohn mitgeteilt hat, alle Briefe zu vernichten pflegte. — S. 180. Die Veronika sollte, auf Elfenbein gemalt, den Deckel eines Buchs bilden, das Pergamentblätter mit schönen Sprüchen in altdeutscher Schrift enthielte. Das ganze sollte ein Geschenk für die Kronprinzessin Olga sein. Die Sprüche fand Mörike nicht wie er es wünschte. So kam nicht alles zur Vollendung. Nach Mörikes Tod wünschte die Königin Olga, die davon gehört hatte, das Werk zu sehen, worauf es ihr übergeben wurde. Nach deren Tod kam es in den Besitz der Witwe des Dichters.

7. Kapitel. S. 183. Was von dem Roman „Der Kupferschmied von Rotenburg" noch erhalten ist, befindet sich in Weimar. Daß sich Mörike mit diesem Stoff noch im Herbste 1851 beschäftigt hat, geht aus einer Kalendernotiz von seiner Hand hervor. — S. 186. Die Turmhahnidylle schickte er am 20. Juli 1852 an den ihm befreundeten Rektor des Katharinenstifts Wolff, den Stiefvater Luises von Breitschwert. — S. 187. Vielleicht bezieht sich die im Briefwechsel mit Kurz erwähnte „Perlenschnur" ebenfalls auf ein Motiv im „Hutzelmännlein". Die Ueberschrift „Historie von der schönen Lau" ist erst später von Mörike eingeschoben, damit der Leser auf eine „längere Episode" aufmerksam gemacht wird. Auch diese „Historie" ist vom Dichter frei erfunden. — S. 190. Z. B. „Konstanzens Fall" in der 1. Aufl. I, S. 236—246; sie war ein starker Mißgriff des jugendlichen Verfassers. — S. 192. Vergl. die treffende Charakteristik der Mozartnovelle von H. Kurz im deutschen Novellenschatz Bd. IV S. 266., vergl. auch Krauß, Gel. 118 u. f. — Vergl. P. Heyses Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. 1900. S. 197. Ueber Geibels und Mörikes Zusammentreffen s. Pressel, Das Pfarrhaus ꝛc. S. 24 f. — S. 193. Storm beschreibt seinen Besuch bei Mörike in Th. Storms ges. Schriften 1882. Bd. 14 S. 141—173. Im Briefwechsel mit Storm, der 17 Briefe enthält, sind nur vier von Mörike. Mit dem Jahre 1865, in dem Storm seine Konstanze verlor, bricht er ab. — S. 195. Das Doktordiplom wurde Mörike verliehen, als

Hefele Rektor, Gerber Kanzler der Universität und Im. Fichte Dekan der philosophischen Fakultät war „propter insignia quibus in Germanico Parnasso Suevicae musae laudem auxit merita.“ — S. 197. Diese „Erklärung“ charakterisiert den Dichter und lautet: „Dem Unterzeichneten werden vielfach Manuskripte und Bücher zur Einsicht oder Empfehlung von den Verfassern zugesendet. Je ehrenwerter ein solches Vertrauen in der That ist und je erfreulicher nicht selten das Mitgeteilte selbst sein mag, desto aufrichtiger bedauert er sich zu der Erklärung genötigt zu sehen, daß seine Zeit ihm nicht erlaubt, dergleichen ferner anzunehmen.“ — S. 201. Mörikes Brief an Hebbel in dessen „Briefwechsel“ herausgegeben v. F. Bamberg. 1892. II. Band S. 378. — Mörikes und Hebbels erste persönliche Begegnung fällt wohl in das Jahr 1857; Hebbels Brief an Mörike vom 20. Februar 1858 scheint verloren zu sein. Zu Hebbels Besuch bei Mörike im Jahre 1860 zu vergl. Hebbels Briefe, Nachlese von R. M. Werner Bd. II. S. 130 f. ebenda zu vergl. S. 248; S. 274. — S. 203 f. Der erste Brief Mörikes an Schwind wird geschrieben sein zwischen dem 16. Nov. und 17. Dezember 1863. Daß eine ganze Anzahl Briefe Mörikes an Schwind verloren gegangen ist, erhellt aus dem Tagebuch-Kalender.

8. Kapitel: S. 214. Die zahlreichen Gelegenheitsgedichte zwischen 1867 u. 1869 kamen in das sogenannte „Lorcher Buch“. — S. 219. Mörikes Worte an Mährlens Witwe hat mir dessen Enkelin Frl. Marie Mährlen freundlichst mitgeteilt. — S. 221. Wenn hier vom 2. Teil des Nolten die Rede ist, so kann damit wohl nur der mittlere Teil desselben, I, 213 — II, 54 — damals wollte der Dichter nach des Verlegers Vorschlag das Ganze in 3 Teile zerlegen — gemeint sein, denn der 2. Band ist nur nach korrigierten Handexemplaren der 1. Auflage zusammengestellt. — Alle Besuche bedeutender Männer bei Mörike, sowie nur das von Büchern, litterarischen und künstlerischen Beziehungen ꝛc. zu erwähnen, was er im Kalender selbst aufgezeichnet hat, ist nicht möglich. — S. 222. Die Schilderung Mörikes aus dem Jahre 1874 rührt von Düboc-Waldmüller (s. Anhang I.) her. — S. 227. Das Grabmal Mörikes mit dem Bronce-Relief ist von dem Bildhauer Dittenbach, das Denkmal auf der Silberburg mit des Dichters Büste von Wilhelm Rösch, einem Schüler Donndorfs, modelliert.

P. Stankiewicz' Buchdruckerei Berlin SW.

Im gleichen Verlage erscheint:

Friedrich Hebbels

Sämtliche Werke.

Historisch-kritische Ausgabe besorgt von **Rich. Maria Werner.**

In 12 Bänden à M. 2,50 geheftet, M. 3,50 gebunden.

Die Subskription verpflichtet zur Abnahme **aller** Bände.

Vierteljährlich erscheint ein Band; bis Weihnachten 1901 liegen 5 Bände vor.

Bühne und Welt. Aeußerlich ein Muster von vornehmer und geschmackvoller Ausstattung, inauguriert diese monumentale Ausgabe eine neue Aera der Hebbelforschung.

Dresdener Anzeiger. Der (erste) Band vereinigt vorzügliche Ausstattung, wie sie unseren Klassikern leider nicht immer zu teil wird, mit ungewöhnlich niedrigem Preis. Der 500 Seiten starke Band kostet nur 2 Mk. 50 Pf., der gebundene 1 Mk. mehr, so daß auch die ganze, auf zwölf Bände berechnete Ausgabe nicht unerschwinglich wird.

Südwestdeutsche Schulblätter. Ihre ganze Ausführung berechtigt zu der Hoffnung, daß diese Ausgabe ein des großen Dichters und Denkers würdiges Denkmal werden wird . . . . . Jeder, der Hebbels Werke in einem fehlerfreien Drucke lesen will und sich zugleich nach einem kundigen Führer umsieht, wird jetzt zu dieser Ausgabe greifen. Die Ausstattung in Druck und Papier ist geradezu musterhaft und der Preis sehr niedergehalten.

Friedrich Hebbels Briefe.

Nachlese in zwei Bänden.

Preis: Geheftet M. 8,—, gebunden M. 10,—.

Für Subscribenten der „Werke", denen sich die „Briefe" in ihrer Ausstattung völlig anschließen: Preis: Geheftet **M. 5,—**, gebunden **M. 7,—**.

Allgem. Zeitung. Beilage. Die Ausgabe ist, was Sorgfalt und kritische Zuverlässigkeit angeht, musterhaft.

Deutsche Heimat. Ein Reichtum sondergleichen thut sich hier für uns auf.

Christliche Welt. Was diese Nachlese besonders wertvoll und so recht zum Weihnachtsgeschenk geeignet macht, sind die vielen bisher noch nicht gedruckten Briefe Hebbels an seine Frau. Briefe von echt Hebbelscher Diktion, voll Humor und Ernst, die vor allem den Menschen Hebbel in immer neuem, wohlthuendem Lichte zeigen. Aus ihnen allen leuchtet das volle, tiefe Glück dieser Ehe als der hellen Sonne, die endlich dem bisher so rauhen, harten Leben des Dichters aufgegangen. Den Hebbel dieser Briefe muß man lieben.

Contents of Folder 106-8

Mörike, Eduard 69405

LG
M694
.Yf

Author Fischer, Karl

Title Eduard Mörikes Leben und Werke.

...rgaret bin...